

Pietsch | Doll-Tepper | Fritz | Lämmer [Hrsg.]

Bildungspotenziale der Olympischen Idee



ACADEMIA

<https://doi.org/10.3771/9783696659552>, am 26.08.2024, 06:25:18

Open Access -  - <https://www.nomos-ellibrary.de/agb>

Stefanie Pietsch | Gudrun Doll-Tepper
Gerald Fritz | Manfred Lämmer [Hrsg.]

Bildungspotenziale der Olympischen Idee



© Titelbild: picture alliance / Photoshot | -

Redaktionsschluss: Juni 2021. Einzelne Beiträge wurden danach noch aktualisiert.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

1. Auflage 2021

© Die Autoren

Publiziert von

Academia – ein Verlag in der Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG
Waldseestraße 3–5 | 76530 Baden-Baden
www.nomos.de

Gesamtherstellung:

Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG
Waldseestraße 3–5 | 76530 Baden-Baden

ISBN (Print): 978-3-89665-954-5

ISBN (ePDF): 978-3-89665-955-2

DOI: <https://doi.org/10.5771/9783896659552>



Onlineversion
Nomos eLibrary



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung – Nicht kommerziell – Keine Bearbeitungen 4.0 International Lizenz.

Die Olympische Idee – mehr als Medaillen und Rekorde

Liebe Leserinnen und Leser,

mit den Olympischen Spielen assoziieren wir nicht nur Medaillen und Rekorde, sondern auch die verbindenden Elemente der Völkerfreundschaft, des Friedens und des fairen Wettstreits der Jugend der Welt. Genau an dieser Stelle setzt die facettenreiche Arbeit der Deutschen Olympischen Akademie (DOA) an, die vom Deutschen Olympischen Sportbund (DOSB) damit beauftragt wurde, grundlegende Prinzipien und Werte des Olympismus durch vielfältige Bildungs- und Erziehungsprogramme zu vermitteln. Die DOA hat es sich daher zur Aufgabe gemacht, die Wertevermittlung im und durch Sport, basierend auf den pädagogischen Ansätzen von Baron Pierre de Coubertin, dem Begründer der Olympischen Spiele der Neuzeit, zu fördern. Sie bemüht sich um die Vertiefung und Verbreitung des olympischen Gedankens, setzt sich mit Sinn- und Grundsatzfragen der Olympischen Bewegung und des Sports in seinen unterschiedlichen Ausprägungen auseinander und beleuchtet dabei die historische, politische, soziale, pädagogische und kulturelle Vielfalt.

Neben einer Vielzahl von Aktivitäten, mit denen wir olympische Inhalte für jeweils unterschiedliche Zielgruppen aufbereiten, ist auch die sportinteressierte Öffentlichkeit ein wichtiger Adressat unserer Arbeit. Darauf zielt auch der vorliegende Sammelband ab. Er spricht bewusst nicht nur eine akademische Leserschaft an, sondern wendet sich an all diejenigen, die sich für die Olympische Idee interessieren, für sie eintreten und als deren Multiplikator*innen fungieren: Studierende, Lehrende, Athlet*innen, Trainer*innen, Funktionär*innen und die Mitglieder von Sportdeutschland. Aber auch allgemein an der olympischen Sache Interessierte außerhalb der Sportfamilie sind Zielgruppe dieser Publikation.

Lernen im Kontext der Olympischen Spiele beschränkt sich nicht allein auf den schulischen Bereich und die Olympische Erziehung, sondern kann als lebenslanger Prozess der Auseinandersetzung mit olympischen Themen verstanden werden. Dieser Leitgedanke, ausgeführt im einleitenden Beitrag, prägt den Aufbau des Sammelbands. In den beiden ersten Blöcken folgen Beiträge zu geschichtlichen, bildungstheoretischen und sozialwissenschaftlichen Grundlagen sowie zu aktuellen Entwicklungen der Olympischen Bewegung aus unterschiedlichen Blickwinkeln. Im dritten Teil „Olympia Inside“ kommen verschiedene Protagonist*innen

aus dem Team D, Team D Paralympics, Special Olympics sowie der Deaflympics zu Wort und schildern ihre ganz persönliche Sichtweise.

Der Band schließt mit einer Reflexion über die Projekte der DOA, die die Vielfalt der olympischen Bildungs- und Erziehungsprogramme zum Ausdruck bringen, und liefert einen Ausblick auf zukünftige Herausforderungen.

Es freut mich sehr, dass wir gemeinsam mit Prof. Dr. Stefanie Pietsch dieses Projekt umsetzen konnten. Daneben möchte ich mich an dieser Stelle herzlich bei allen beteiligten Autor*innen für ihre Beiträge bedanken. Ich bin davon überzeugt, dass es uns gelungen ist, verschiedene Perspektiven der Olympischen Bewegung in einem spannenden und ansprechenden Format abzubilden.

Viel Spaß bei der Lektüre!

Frankfurt, Juni 2021

Prof. Dr. Gudrun Doll-Tepper

Vorsitzende der Deutschen Olympischen Akademie

Inhalt

Von Olympischer Erziehung zu Olympischer Bildung <i>Stefanie Pietsch</i>	11
<i>OLYMPIC BASICS – Geschichtliche, bildungstheoretische und sozialwissenschaftliche Grundlagen</i>	31
Die antiken Olympischen Spiele <i>Manfred Lämmer</i>	33
Historische und pädagogische Grundlagen der Olympischen Erziehung <i>Roland Naul</i>	63
Mehr als ein Sportereignis: Die modernen Olympischen Spiele – von Athen 1896 bis München 1972 <i>Ansgar Molzberger</i>	83
Ein stabiles Olympisches Programm unter ständigem Modernisierungsdruck <i>Volker Kluge</i>	111
Deaflympics – Paralympics – Special Olympics: Die Olympische Bewegung wird vielfältiger <i>Gudrun Doll-Tepper, Heike Tiemann</i>	141
„Mit weiblichem Applaus als Belohnung...“ Geschlecht und Teilhabe im olympischen Sport <i>Petra Tzschoppe</i>	165
Fair Play – ethische Grundlagen und pädagogische Potenziale <i>Marcel Reinold, Justus Kalthoff</i>	191

*OLYMPIA AKTUELL – Aktuelle Olympische Fragestellungen
und Entwicklungen* 213

Die Autonomie des Sports im Widerstreit: Sportpolitische
Herausforderungen der Olympischen Bewegung und der
Olympischen Spiele im 21. Jahrhundert 215

Jürgen Mittag

Die Olympische Bewegung und das Geld 243

Holger Preuß

Vom Komitee zum Konzern – Das IOC und seine multimedialen
Spiele 269

Holger Kühner

Was bleibt nach zehn Jahren Olympische Jugendspiele? 293

Martin Schnitzer, Thomas Schwarzbauer

Mehrwert für die Gesellschaft – Sportgroßveranstaltungen aus
gesellschaftspolitischer Perspektive 307

Annegret Korff

Scheitern als Chance – Nachhaltig positive Effekte der Bewerbungen
um Olympische und Paralympische Spiele von Berlin 2000 bis
Hamburg 2024 319

Wiebke Balcke, Stefan Klos, Sarah Sebesta

OLYMPIA INSIDE – Blickwinkel auf Olympia 335

„Fitnesssport ohne den Leistungsgedanken würde mich nicht
glücklich machen“ 337

Thomas Röhler

Hero-Geschichten: Vorbilder für die ganze Gesellschaft 341

Janne Müller-Wieland

Die Lust am Wettkampf <i>Niko Kappel</i>	345
Der Weg ist es wert <i>Anna Schaffelhuber</i>	349
Mit Herzblut und Leidenschaft <i>Mark Solomeyer</i>	353
„Ich habe den Leistungssport geliebt und gelebt“ <i>Felicitas Merker</i>	357
Aus der Sicht einer Trainerin <i>Ulla Koch</i>	359
Die Olympischen Ringe verbinden unseren Sport in all seiner Vielfalt <i>Veronika Rücker</i>	365
Bildungspotenziale der Olympischen Spiele aus Funktionärssicht <i>Dirk Schimmelpfennig</i>	369
Perspektive Olympiaseelsorge <i>Elisabeth Keilmann/Thomas Weber</i>	373
<i>Zusammenfassung und Ausblick</i>	383
Erziehungs- und Bildungspotenziale der Olympischen Idee <i>Gerald Fritz, Stefanie Pietsch, Matthias Thaler</i>	385
Olympische Erziehung und Bildung in Deutschland: Ansätze der Deutschen Olympischen Akademie <i>Gerald Fritz, Matthias Thaler</i>	395
Autor*innen	399

Von Olympischer Erziehung zu Olympischer Bildung

Stefanie Pietsch

Abstract

Als Einführung und Grundlage für die weiteren Beiträge skizziert dieser Artikel, warum die Olympische Idee nicht nur als Fundament für eine sportliche Werteerziehung gilt, sondern auch ein großes Bildungspotential für eine lebenslange Auseinandersetzung mit Themen und Entwicklungen der Olympischen Bewegung beinhaltet. Dabei werden die erziehungs- und bildungstheoretischen Grundlagen ebenso angesprochen wie die Basiselemente einer Erziehung im und durch Sport. Erziehung, die durch die Einwirkung eines Erziehenden auf eine selbstbestimmte Lebensführung des zu Erziehenden abzielt, bildet die Basis und die Bedingung für die Entfaltung von Bildung. Sie unterstützt die Übernahme grundlegender gesellschaftlicher Werte und Normen und bereitet so den Prozess der Entwicklung einer eigenständigen Persönlichkeit und der Fähigkeit zur individuellen und selbstbestimmten Lebensgestaltung durch Bildung vor. *Olympische Erziehung* beinhaltet als eine besondere Form der Erziehung im und durch Sport, basierend auf dem Prinzip der kontinuierlichen Arbeit an der Verbesserung der sportlichen Leistungsfähigkeit unabhängig von der Könnens- und Leistungsebene, auch didaktische Prinzipien wie Fairness, soziales Lernen und Gesundheitserziehung. Aufgrund der unmittelbaren Verknüpfung mit dem ambivalenten Konstrukt der Olympischen Spiele reicht eine reine Erziehung nach den olympischen Werten alleine nicht aus. Die Erweiterung des Konstruktes der Olympischen Erziehung hin zu einem dynamischen und ganzheitlichen Ansatz von *Olympischer Bildung* trägt dazu bei, einen lebensbegleitenden Entwicklungsprozess, durch den kognitive, kulturelle und lebenspraktische Fähigkeiten, aber auch soziale und personale Kompetenzen in Bezug auf olympische Themen erweitert werden, zu initiieren.

Einleitung

Olympische Spiele und olympischer Sport üben schon allein aufgrund ihres weltweiten Bekanntheitsgrades sowohl im positiven als auch im negativen Sinn einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf die Einstellungen und Handlungen von Sportler*innen und Zuschauer*innen aus. Dabei geraten die drei ursprünglichen Säulen des Olympismus – Sport, Kultur und Erziehung – aufgrund einiger negativer Begleiterscheinungen in Bezug auf die Entwicklung des olympischen Sports häufig in den Hintergrund. Themengebiete wie Kommerzialisierung und Politisierung stehen im Fokus der öffentlichen Aufmerksamkeit. Olympiabewerbungen spalten vor allem in der westlichen Welt die Gesellschaften in Gegner*innen und Befürworter*innen. Kommerzielle Medienspektakel sowie Dopingskandale tragen nicht durchgängig zu einem positiven Gesamtbild der Olympischen Bewegung bei. Daher ist es durchaus verständlich, dass manche Personen dem Begriff einer *Olympischen Erziehung*, sofern sie ihn denn überhaupt kennen, zunächst zurecht skeptisch gegenüberstehen, da der Begriff „olympisch“ teilweise eben auch eher negativ behaftet ist.

Für Pierre de Coubertin, den Begründer der modernen Olympischen Spiele, war der pädagogische Auftrag einer *Olympischen Erziehung*, also einer Erziehung mit Hilfe des Sports, ursprünglich eines der zentralen Elemente seiner Olympischen Idee. Dieser von Coubertin formulierte Erziehungsauftrag ist bis heute ein tragendes Element der Olympischen Charta, auch wenn sich die Olympische Bewegung und die daraus resultierenden Spiele seit ihrer Gründung im Jahr 1894 sehr verändert und weiterentwickelt haben. Die zugrundeliegende pädagogische Bedeutung des Olympismus und die Auslegung der Olympische Idee als Erziehungs-idee haben aufgrund aktueller Veränderungen und Entwicklungen in den letzten Jahren noch an Brisanz gewonnen und müssen ob der ständig neuen Herausforderungen in einem dynamischen Prozess stetig neu formuliert und hinterfragt werden.

Die entscheidende Frage dabei ist: Eignen sich Olympische Spiele als Bühne und Konstrukt tatsächlich auch heute noch dazu, Kindern und Jugendlichen Werte nahezubringen und zu vermitteln? Ist das vor dem in der Öffentlichkeit wahrgenommenen, vor allem medial vermittelten Bild der Olympischen Spiele mit ihrem Hang zum Gigantismus überhaupt noch zeitgemäß vertretbar? Auf den ersten Blick kann dies einen Erziehenden, unabhängig davon, ob Lehrer*in oder Trainer*in, durchaus in ein Dilemma stürzen, da die in der Regel auf positiven Beispielen basierende pädagogische Wertevermittlung hier auf ein abweichendes und

ambivalentes Erfahrungswissen trifft. Bei genauerer Betrachtung bietet aber gerade diese Ambivalenz eine hervorragende Möglichkeit zur Auseinandersetzung mit Wertvorstellungen und Normen in einem realistischen und dennoch motivierenden und interessanten Umfeld nicht nur für Kinder und Jugendliche, sondern auch für Erwachsene.

Die in ihrer Verbindung hervorgebrachten olympischen Werte können dabei nach wie vor unter der Voraussetzung der fundierten Beschäftigung mit den einzelnen Aspekten und der konsequenten Umsetzung dieser Werte und moralischen Normen einen wichtigen Beitrag zur Erreichung des Ziels von Frieden, Toleranz und Einvernehmen leisten. Das olympische Gedankengut enthält definitiv Elemente, die gerade wegen der sich teilweise widersprechenden Ausprägungsformen pädagogisch wichtig und moralisch unverzichtbar sind.

Dieser Artikel beschäftigt sich mit der Frage, warum die Olympische Idee neben dem Fundament für eine sportliche Werteerziehung auch ein großes Bildungspotenzial für eine lebenslange Auseinandersetzung mit dem Thema Olympische Spiele bildet. Zunächst werden die erziehungs- und bildungstheoretischen Grundlagen sowie die Basiselemente einer Erziehung im und durch Sport thematisiert. Die Darstellung und Konkretisierung der grundlegenden Bausteine der Olympischen Erziehung und ihre aktuelle fachdidaktische Ausgestaltung führt zu der Erkenntnis, dass eine Erweiterung des Begriffs *Olympische Erziehung* hin zu *Olympischer Bildung* sinnvoll ist und dass dieser Schritt das Spektrum der Verbreitung und der Arbeit mit der Olympischen Idee bereichern und erweitern kann. Nur durch eine kritische Beschäftigung mit der aktuellen olympischen Wirklichkeit ist es möglich, einen eigenen fundierten, realistischen und durchaus auch in Teilen kritischen Standpunkt zu entwickeln. Dazu leisten die Beiträge dieses Sammelbands durch eine selbsttätige Auseinandersetzung mit unterschiedlichen olympischen Themengebieten ihren Beitrag.

Erziehung und Bildung

Um einen Bogen von *Olympischer Erziehung* zu *Olympischer Bildung* schlagen zu können bzw. den Begriff der *Olympischen Erziehung* fundiert zum Begriff *Olympische Bildung* erweitern zu können, müssen zunächst die zu Grunde liegenden Begriffe *Erziehung* und *Bildung* geklärt werden. Was sind die jeweiligen besonderen Merkmale? Was haben Bildung und Erziehung gemeinsam und wie können sie voneinander unterschieden und abgegrenzt werden?

Bei einer ersten Annäherung wird Erziehung zunächst eher mit Begriffen wie Anleitung, Unterweisung, Ausbildung oder Instruktion in Verbindung gebracht, während man bei Bildung eher an eine Art von Entwicklung, Gelehrtheit, geistigem Überblick oder auch Allgemeinwissen denkt (Seel & Hanke, 2015). Bereits der Sprachgebrauch verdeutlicht einen ersten großen Unterschied: man *wird* erzogen, aber man bildet *sich selbst*. Erziehung und Bildung stehen jedoch definitiv in einem Wechselverhältnis zueinander und leisten einen wichtigen gemeinschaftlichen Beitrag zum individuellen und gesellschaftlichen Entwicklungsvermögen sowie zur Entfaltung einer eigenständigen menschlichen Persönlichkeit.

Erziehung kann definiert werden „als Begriff für alle bewussten Einwirkungen von Menschen, die auf die Entwicklung oder die Veränderung des Wissens und Könnens, dauerhafter Haltungen und Verhaltensformen anderer, insbesondere junger Menschen, gerichtet sind“ (Klafki, 1971, S. 17).

Erziehungsprozesse beinhalten daher – im Gegensatz zu Bildungsprozessen – immer eine Interaktion zwischen zwei oder mehreren Personen, mit dem Ziel, „Lernvorgänge zu unterstützen oder in Gang zu bringen, die zu Disposition und Verhaltensweisen führen, welche von den Erwachsenen [...] als erwünscht angesehen werden“ (Brezinka, 1999, S. 26). Es besteht also zu Beginn eines Erziehungsgeschehens immer ein Kompetenzgefälle vom Erziehenden zum Objekt der Erziehung, das mit dem Ziel verringert und überwunden werden soll, dass der Erziehende sich irgendwann selbst überflüssig macht und seine Erziehung, sofern sie erfolgreich verlaufen ist, dem Erzogenen eine selbstbestimmte Lebensführung ermöglicht. Dabei wird Erziehung in der Regel als ein bewusstes, absichtliches und zielgerichtetes Einwirken von Erwachsenen auf die Entwicklung oder Veränderung des Wissens und Könnens junger Menschen angesehen. Durch diese Art der sozialen Interaktion soll durch eine gezielte Änderung des Verhaltens ein intendierter Perspektivwechsel herbeigeführt werden. Erziehung beinhaltet somit all diejenigen Prozesse, die der zu Erziehende im Verlauf des Erziehungsgeschehens unter Anleitung des Erziehenden durchläuft, um nicht nur seine intellektuellen und geistigen, sondern auch seine physischen, emotionalen und sozialen Fähigkeiten zu entwickeln. Neben dieser Erziehung im engeren Sinn, die auch als *Persönlichkeitsentwicklung* bezeichnet wird, beinhaltet der Erziehungsbegriff im weiteren Sinn zusätzlich auch das Ziel der *Sozialisation* (Hurrelmann et al., 2008). Unter Sozialisation versteht man dabei das Hineinwachsen in bestimmte vorgegebene Rollen, mit denen eine Person auch immer in einer kontinuierlichen sozialen Interaktion bestimmte Verhaltensformen und -normen

sowie kulturelle und soziale Inhalte übernimmt. Erziehung im weiteren Sinn beinhaltet daher die Erziehung zu vollwertigen Mitgliedern der sozio-kulturellen Gemeinschaft. Dies erfolgt nicht immer geplant und zielorientiert, sondern geschieht häufig unbewusst ein Leben lang in mitunter äußerst komplexen Interaktionen zwischen einem Individuum und dessen sozialer und kultureller Umwelt. Die prägenden Einflüsse von Familie, Gesellschaft, Staat, Schule und Freundeskreis, sowie aktuelle epochale Strömungen tragen zur jeweiligen Sozialisation und Persönlichkeitsentwicklung des Menschen bei (Hurrelmann et al., 2008).

In Zusammenhang mit Erziehung im engeren bzw. weiteren Sinn, unterscheidet man in der Regel zwischen den beiden Grundformen der *intentionalen Erziehung* und der *funktionalen Erziehung*. Intentionale Erziehung ist dabei immer ein zielgerichtetes und absichtsvolles Handeln, mit der in der Regel positiv intendierten Absicht, bei einem zu erziehenden Individuum verschiedene Vorgänge der Person- und Sozialwerdung zu initiieren und zu fördern. Wird dagegen ein negatives Ergebnis angestrebt, so kann intentionale Erziehung in Form einer gezielten, aber nicht offenen Einflussnahme durchaus in die Nähe von Manipulation gerückt werden (Treml, 2000). Die funktionale Erziehung dagegen findet ihren Ausgangspunkt zumeist in lebensweltlichen Situationen sowie gesellschaftlich wirksamen Faktoren wie den Medien oder dem Wertesystem einer Gesellschaft. Funktionale Erziehung tendiert daher in Richtung der Sozialisation, so dass bei dieser Form der Erziehungsvorgang eher nebenbei in der Interaktion mit der sozio-kulturellen Umwelt stattfindet und häufig weder geplant ist noch ein bestimmtes Ziel verfolgt (Raithel et al., 2009). Zwischen funktionaler und intentionaler Erziehung kann die *nebenläufige (extensionale) Erziehung* angesiedelt werden (Seel & Hanke, 2015). Zu dieser Form der Erziehung zählt beispielsweise das Verhalten von Erzieher*innen bzw. bestimmte Handlungen, die zwar nicht primär zum Zweck der Erziehung durchgeführt werden, aber durch die Bereitstellung von Umweltgegebenheiten oder die beabsichtigte Vorbildwirkung des Erziehenden als indirekte Einflussnahme zu verstehen sind. Für alle Grundformen der Erziehung sind die jeweiligen erzieherischen Maßnahmen jedoch erst durch die individuelle Mitwirkung des zu Erziehenden tatsächlich realisierbar.

Bildung geht anders als Erziehung von dem sich selbst bildenden Individuum im Dienst der Selbstverwirklichung und des Selbstverständnisses aus und wird häufig als die harmonische Entfaltung aller Kräfte im Menschen beschrieben. Bildung bezieht sich „auf den in der Person ablaufenden Prozess des „Sichherausbildens“ eines Selbst- und Wertebewusstseins, das auf die Außenwelt gerichtet ist und zeitlich überdauernd das

Handeln der Person in unterschiedlichen Lebensbereichen beeinflusst“ (Seel & Hanke, 2015, S. 19). Dabei schreibt Henting (2007) der Bildung die Aspekte der *persönlichen*, der *praktischen* und der *politischen Bildung* zu. Jeder Mensch strebt unabhängig von der Gesellschaft nach *persönlicher Bildung*, die im Regelfall sehr stark von der Kultur und Schicht bestimmt wird, in der er aufwächst. *Praktische Bildung* beinhaltet die Aneignung von Wissen und Fertigkeiten, aber auch die Entwicklung von Einstellungen und Verhaltensweisen, die es einem Individuum ermöglichen, sich in der Gesellschaft zurechtzufinden. Konkrete Beispiele für eine praktische Bildung sind nach Lenk (1988, S. 214) unter anderem „Kreativität“, „Flexibilität“ und „Selbsterkenntnis“ sowie „Sachlichkeit“, „Zielstrebigkeit“, „interdisziplinäre Offenheit“ und „Zivilcourage“. *Politische Bildung* befähigt ein Individuum dazu, fundierte Entscheidungen angesichts von begrenzten Ressourcen in begrenzter Zeit in Hinblick auf das Gemeinwohl, auf Rechte und Pflichten, aber auch auf Ordnung und Freiheit zu treffen. Eine gebildete Person ist damit im Sinne der kategorialen Bildung nach Klafki (1996) dazu fähig, sich einen Sachverhalt oder Inhaltsbereich sowie neue Kompetenzen im Sinne eines Zusammenschlusses von Wissen und Können selbstständig gedanklich zu erschließen und anzueignen.

Bildung kann daher in einem weiteren Sinn auch als Kompetenzentwicklung ausgelegt werden. Kompetenz, die Aspekte wie Selbst-, Sach-, Methoden- oder Sozialkompetenz beinhaltet, ist dabei zu verstehen als „die bei Individuen verfügbaren oder durch sie erlernten kognitiven Fähigkeiten und Fertigkeiten, um bestimmte Probleme zu lösen, sowie die damit verbundenen motivationalen, volitionalen und sozialen Bereitschaften und Fähigkeiten, um die Problemlösungen in variablen Situationen erfolgreich und verantwortungsvoll nutzen zu können“ (Weinert, 2001, S. 27f.). Durch Lernprozesse erlangte Selbstkompetenz befähigt ein Individuum dazu, eigenständig und moralisch handeln zu können, während Sach- bzw. Fachkompetenz sich auf das Wissen und Können in bestimmten Fachgebieten bezieht. Mit Hilfe von Methodenkompetenz können auch komplexe Probleme analysiert und gelöst werden. Sozialkompetenz umfasst die Befähigung zu kommunikativem und kooperativem Handeln. Ein ausgewogenes Verhältnis dieser Kompetenzen zueinander kann daher als „kompetenzorientierte Bildung“ bezeichnet werden (Seel & Hanke, 2015, S. 22).

Ein gebildeter Mensch verfügt zudem über die Selbstbestimmungsfähigkeit bezüglich individueller Lebensbeziehungen und Sinndeutungen zwischenmenschlicher, beruflicher und ethischer Art. Das heißt, er ist in der Lage, sich zu bestimmten beruflichen, zwischenmenschlichen und religiösen Themen ein eigenes, fundiertes Urteil zu bilden und in diesem

Sinne zu handeln. Er besitzt Mitbestimmungsfähigkeit im Bereich öffentlicher Angelegenheiten, kann sich in der Gemeinschaft sinnvoll einbringen und besitzt die Fähigkeit zur Solidarität gegenüber denjenigen, denen Selbst- und Mitbestimmung nicht möglich ist (Borst, 2011).

Versucht man nun, Erziehung und Bildung voneinander abzugrenzen, so lässt sich festhalten, dass Erziehung im Prinzip schon kurz nach der Geburt beginnt, während Bildung ein Mindestmaß an Erziehung und persönlicher Reife voraussetzt. Während ein bestimmter Erziehungsabschnitt, wie beispielsweise die Zeit im Kindergarten oder in der Schule, irgendwann abgeschlossen ist, ist Bildung ein lebenslanger, dynamischer und unabschließbarer Prozess, der schließlich zur Selbstbestimmung führen kann. Erziehung liefert somit gewissermaßen die Grundlage für ein anschließendes Gelingen von Bildung. Außerdem kann angeführt werden, dass *Erziehung* als ein gezieltes Einflussnehmen auf die Personalisation und Sozialisation des zu Erziehenden *von außen nach innen* wirkt, während sich der Prozess der *Bildung* ausgehend von den in der Person ablaufenden Prozessen der Entwicklung eines Selbst- und Wertbewusstseins auf das zeitlich überdauernde Handeln der Person in unterschiedlichen Lebensbereichen auswirkt, und somit eher *von innen nach außen* gerichtet ist. Dabei sind sowohl Erziehung als auch Bildung in der Regel keine punktuellen Ereignisse, sondern unterliegen einem Prozesscharakter. Während der Auslöser für den Erziehungsprozess jedoch in der Regel immer eine Person ist, wird der Bildungsprozess meist durch die sozio-kulturelle Umwelt initiiert. Auch in der Art des Prozessverlaufs gibt es Unterschiede; während Erziehung immer mehr oder weniger stark gelenkt abläuft, ist ein völlig autonomer Ablauf des Bildungsprozesses möglich. Sowohl bei Erziehung als auch bei Bildung handelt es sich jedoch um eine Reihe von kontinuierlichen und dynamischen Verbesserungsprozessen, die nicht umkehrbar sind und eine stetige Erhöhung der Qualität, aber auch die Berichtigung von Fehlern zum Ziel haben. Während aber der Endzustand, also das Ziel jedes Erziehungsprozesses eine mündige Person ist, sollen durch Bildungsprozesse unterschiedliche Handlungskompetenzen entwickelt werden (Seel & Hanke, 2015).

Nicht in allen Sprachen gibt es diese deutliche Unterscheidung zwischen Bildung und Erziehung anhand zweier sprachlicher Begriffe. Sowohl Erziehung als auch Bildung kann im Englischen beispielsweise mit „education“ übersetzt werden. Was im deutschen Sprachgebrauch konkret unter Erziehung verstanden wird, wird mittels Begriffen wie „upbringing“ oder „training“ spezifiziert, Bildung wird im Englischen als „educated mind“, „formation“ oder „forming“ ausdifferenziert.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass *Erziehung* Handlungen und Maßnahmen beinhaltet, mit deren Hilfe Menschen versuchen, auf die Persönlichkeitsentwicklung anderer Menschen Einfluss zu nehmen, um sie nach bestimmten Wertmaßstäben zu fördern und zu formen. Im Gegensatz dazu beinhaltet *Bildung* die Selbstgestaltung des Menschen im eigenständigen Prozess der Auseinandersetzung mit Inhalten und Werten der Kultur. Während also Erziehung unter konkreter Einwirkung eines Erziehenden auf eine selbstbestimmte Lebensführung abzielt, steht ein ganzheitlicher Bildungsbegriff für den lebensbegleitenden Entwicklungsprozess eines Individuums, in dessen Verlauf er sowohl seine geistigen, kulturellen und lebenspraktischen Fähigkeiten als auch seine sozialen und personalen Kompetenzen im Sinne der selbstbestimmten Gestaltung der eigenen Lebensverhältnisse hin erweitert. Erziehung bildet daher die Grundlage und die Bedingung für die Entfaltung von Bildung. Erziehung begleitet und unterstützt die Übernahme grundlegender gesellschaftlicher Werte und Normen und bereitet so den Prozess der Entwicklung einer eigenständigen Persönlichkeit und der Fähigkeit zur individuellen und selbstbestimmten Lebensgestaltung durch Bildung vor.

Erziehung und Bildung im und durch Sport

Körperliche Aktivität und die unterschiedlichsten Formen des Sports sind ein fester Bestandteil der kulturell-gesellschaftlichen Lebenswelt. Aufgrund des großen Bedeutungsgehalts in der Umgangssprache ist eine präzise Abgrenzung des Begriffes *Sport*, der eher „von den historisch gewachsenen und tradierten Einbindungen in soziale, ökonomische, politische und rechtliche Gegebenheiten“ (Röthig, 2003, S. 493) als durch wissenschaftliche Dimensionsanalysen bestimmt wird, nur schwer möglich. Der Lebensbereich Sport spiegelt die Gesellschaft bzw. deren kulturelle Strukturen, Werte und Normen wider und unterliegt einem ständigen Wandel. Formen und Inhalte des Sports sowie Motive und Sinnmuster, die mit Bewegung in Verbindung gebracht werden, stellen sich zunehmend ausdifferenziert dar. Die verschiedenen Formen des Sports repräsentieren daher nicht nur viele unterschiedliche Eigenschaften, Werte und Normen der modernen Gesellschaft, sondern auch deren Fehlentwicklungen und Schattenseiten. Um im DOSB als Sportart aufgenommen zu werden, müssen unter anderem verschiedene Aspekte wie eine „eigene, sportartbestimmende motorische Aktivität“ als Selbstzweck, „die Einhaltung ethischer Werte wie z.B. Fairplay“ und bestimmte organi-

satorische und strukturelle Voraussetzungen gegeben sein (DOSB, 2018, S. 2 f.).

Sport ist neben seinen vielen anderen Facetten auch in sich ein pädagogisches Konstrukt, da durch die Ausübung der körperlichen Aktivität und die Auseinandersetzung mit den Rahmenbedingungen des Sports die Handlungen und Einstellungen von Sportler*innen (wenn auch nicht immer beabsichtigt oder direkt) beeinflusst werden. Aus pädagogischer Sicht kann Sport als „freiwillige und nicht auf (materielle) Zwecke zielende Lösung von willkürlich geschaffenen Bewegungsaufgaben mit vorrangig körperlichen Mitteln verstanden werden“ (Balz, 2000, S. 8). Die Qualität der Lösung ist dabei verbesserbar und abhängig vom eigenen Können. Die Ausübung von Sport ermöglicht für jeden Menschen eine individuelle und ganz persönliche Begegnung mit der Welt in der Wahrnehmung der eigenen Leiblichkeit. Daher stellen die Entwicklung und Differenzierung des Verhältnisses zum eigenen Körper sowie zu Bewegung und sportlicher Aktivität eine unverzichtbare Aufgabe der allgemeinen Erziehung dar. Bei dieser Form der *Leibeserziehung* geht es nicht nur um die Erziehung *im* Sport, also um die spezifische Vorbereitung auf die Anforderungen einer bestimmten Sportart oder allgemein die Verbesserung der körperlichen Leistungsfähigkeit. Vielmehr geht es auch um die Erziehung *durch* Sport, mit deren Hilfe eine Vielzahl von Erfahrungen und Dispositionen ermöglicht werden soll, die beispielsweise auch Aspekte wie Gesundheit, Kooperation und Fairplay enthalten. Das unmittelbare Erleben solcher Erziehungs- und Bildungsziele im aktiven Sporttreiben ermöglicht vor allem durch eine langfristige Auseinandersetzung mit sportlichen Herausforderungen eine besondere Intensität und Tiefe in Bezug auf die Entwicklung und Entfaltung ebendieser Ziele. Erziehung im und durch Sport und Bewegung beinhaltet also wesentlich mehr als nur eine rein körperliche Ausbildung der motorischen Fähigkeiten. Durch die Ausübung von Sport, mit dessen Hilfe spezifische Erfahrungen und Erlebnisse „am eigenen Leib“ gesammelt werden, erfolgt auch die konkrete Vermittlung von Erziehungs- und Bildungszielen wie Selbstgestaltung und Weltaneignung. So können motorische, kognitive, soziale und emotionale Wirkungsbereiche des Sports wie Gesundheit und Wohlbefinden, aber auch das Erlernen und Anwenden von Regeln und fairem Handeln im sozialen Zusammenleben auf spielerische Art und Weise erprobt werden. Aufgrund der nicht nur theoretischen Unterweisung lassen sich diese über Erlebnis- und Erfahrungssituationen im menschlichen Handeln verankern. Somit beinhalten Bewegungserziehung und Bewegungsbildung nicht nur Möglichkeiten der rein körperlichen Erziehung und Bildung, sondern auch verschiedene wichtige Aspekte der allgemeinen menschlichen

Bildung. Sie liefern einen wesentlichen Beitrag zur gelungenen Persönlichkeitsentfaltung, ebnen den Weg zu einem gegenseitigen Verstehen und partnerschaftlichen Umgang in einer internationalen Gemeinschaft und sind Ausdruck von Emotionen und Lebensfreude (Prohl, 2008).

Olympische Erziehung

Wie fügt sich nun der sportpädagogische Ansatz einer *Olympischen Erziehung* in das Konstrukt der Erziehung im und durch Sport ein? Coubertin, der „Erfinder“ der Olympischen Spiele der Neuzeit spricht im Zuge seiner Erziehungsreform zunächst von *Olympismus* und *Olympischer Pädagogik*. Er versteht darunter eine Art *Sportlicher Erziehung* nach dem Modell des modernen englischen Sports, dem er neben dem Grundsatz der körperlichen Leistungssteigerung entnimmt, dass die moralischen Werte junger Menschen besonders über die individuellen Erfahrungen, die in der Sportpraxis gesammelt werden, entwickelt und auf die eigene Lebenswelt übertragen werden können. Zusätzlich integriert er in sein sportpädagogisches Modell auch Aspekte wie *Charakterbildung* und *Friedenserziehung*. Dabei beschränkt er sich in seiner Olympischen Idee nicht nur auf schulische Erziehung, sondern erkennt und propagiert bereits die Bedeutung einer ganzheitlichen Bildung von Körper und Geist, die eine harmonische Erziehung aller Persönlichkeits- und Verhaltensbereiche umfasst, und dies für alle Altersstufen. Das Erziehungsprogramm der Olympischen Erziehung steht für Coubertin für eine allgemeine und Allen zugängliche sportliche Erziehung, die der Motor für das Leben und der Mittelpunkt im Leben der Menschen sein soll. Zweck des Programms ist eine weltweite Realisierung pädagogischer und humanitärer Ziele. Diese Ziele sind die harmonische Bildung des jungen Menschen mit einer geistigen und körperlichen Erziehung als ganzheitlicher Bildung im Sinne der Reformpädagogen sowie die individuelle Selbstvollendung, also ein dauerhafter Lern- und Erziehungsprozess im Sinne der Arbeit an sich selbst (Grupe, 2013). Die Olympischen Spiele selbst sollten dazu beitragen, dieses pädagogische Konzept durch das Vorbild der Athlet*innen bei den Spielen bekannt zu machen und weltweit zu verbreiten. Auch die Olympische Charta des IOC formuliert Olympische Erziehung noch heute als eine der Hauptaufgaben der modernen Olympischen Bewegung. Das IOC benennt konkret drei Werte des Olympismus: „excellence, friendship and respect“, auf denen die gesamte Olympische Bewegung aufgebaut ist (IOC, 2020). Durch die Verbindung des Sports mit Kultur und Erziehung soll in einer pädagogisch-humanistischen Erziehungsidee ein Lebensstil entwickelt

werden, der zum einen die Freude an der Leistung beinhaltet und zum anderen soziale und humane Werte propagiert (Vedder & Lämmer, 2008). In Deutschland taucht der Begriff *Olympische Erziehung* konkret erstmals in den 1970er Jahren auf. Der Sportpädagoge Ommo Grupe (2008) fasste fünf Kernpunkte zusammen, die für Coubertin in seinem Erziehungskonzept (eine genauere Beschreibung hierzu findet sich im Beitrag von Naul) besondere Bedeutung hatten: Das *Prinzip der Leib-Seele-Einheit* beinhaltet eine harmonische und ganzheitliche Erziehung des Menschen, die über eine rein körperliche Ausbildung hinausgeht. Das *Prinzip der individuellen Selbstvollendung* ist nicht als Selbstverwirklichung zu interpretieren, sondern beinhaltet einen dauerhaften Lern- und Erziehungsprozess, die beständige Arbeit an sich selbst und das Streben nach menschlicher Vollendung im und durch Sport. Durch das *Prinzip des Amateurismus* wollte Coubertin sicherstellen, dass nicht materielle Interessen der ausschlaggebende Antrieb für eine sportliche Betätigung im Sinne des olympischen Sports darstellen. Das *Prinzip der Ritterlichkeit*, oder etwas moderner *Fairness*, beinhaltet die Bindung des Sportlers an ethische und moralische Regeln und Grundsätze. Durch die Ausübung von Sport soll faires Verhalten erlernt und erlebt werden. Mit dem *Prinzip der Friedensidee* des Sports will Coubertin den Friedensgedanken auch im Leistungs- und Wettkampfprinzip verankern und im Sinne von Internationalität die Akzeptanz universeller Werte unterstützen. Der Begriff der Olympischen Erziehung muss dabei aufgrund des sich kontinuierlich ändernden Gegenwartsbezugs einer ständigen Überprüfung unterliegen, die Inhalte müssen der aktuellen Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen angepasst werden. Naul (2007) ergänzt beispielsweise das Aufgabenfeld der Olympischen Erziehung speziell um die Förderung emanzipatorischer Entwicklungen im und durch Sport. Eine zeitgemäße und moderne Olympische Sporterziehung beinhaltet demnach – basierend auf dem grundlegenden Prinzip des Übens und Trainierens, also der Arbeit an der kontinuierlichen Verbesserung der sportlichen Leistungsfähigkeit unabhängig von der Könnens- und Leistungsebene – auch didaktische Prinzipien wie Fairness, soziales Lernen und Gesundheitserziehung und grenzt sich klar von fachdidaktischen Sportkonzepten wie der reinen Körpererfahrung oder dem Späßsport ab. Vor allem im Bereich des Schulsports können dabei nach Naul (2007) soziale und moralische Verhaltensweisen gefördert und gefestigt werden. Schülerinnen und Schülern kann ein wichtiges persönliches Knowhow für den Umgang mit den vielfältigen Erscheinungsformen des Sports vermittelt werden. Elemente wie Leistung und die Bereitschaft zur körperlichen Anstrengung werden gezielt mit individuellen und sozialen Lernzielen verknüpft und entfalten sich im gegenseitigen

Wechselspiel so in komplexer Art und Weise. Dadurch wird Olympische Erziehung zu einer „integrative[n] Entwicklungsförderung sportlicher, sozialer, moralischer und geistiger Erziehung, die individuelles sportliches Können als Leisten, Wetteifern und Fairplay fördert, um darüber verschiedene positive Sozialerfahrungen und moralische Werthaltungen für den Einzelnen zu entwickeln“ (Naul, 2007, S. 106).

Naul und Geßmann gelingt es, die teilweise etwas abstrakt klingenden Formulierungen Coubertins in individuelle Erziehungsaufgaben aus Sicht der sportlichen Erziehung und Sozialisation von Kindern und Jugendlichen zu übersetzen. Geßmann (2004) formuliert als konkrete Lehr-Lernziele für die Olympische Erziehung speziell im Sportunterricht die drei Bereiche *Leistung*, *Fairness* und *Gegenseitige Achtung*. Im Bereich Leistung betont er als eine der Hauptaufgaben die grundsätzliche Arbeit am persönlichen Leistungsfortschritt und der Entwicklung des eigenen sportlichen Könnens. Fairness beinhaltet Aspekte wie die „Bereitschaft, durch Helfen, Unterstützen, Rücksicht-Nehmen [sic] zum Gelingen gemeinsamen Leistens beizutragen“ (Geßmann, 2004, S. 145) und in Bezug auf die gegenseitige Achtung stehen Aspekte wie das Akzeptieren und die Anerkennung der Anstrengungen und Leistungen der sportlichen Partner*innen und Gegner*innen im Vordergrund. Naul verbindet in seinem integrierten didaktischen Ansatz unter Einbeziehung verschiedener Ansätze der Olympischen Werte- und Wissensvermittlung die konstitutionellen Grundlagen der Olympischen Charta mit den historisch-pädagogischen Grundlagen und den Erscheinungsformen der olympischen Gegenwart (Naul, 2008). International bekannt ist der lebenswelt-orientierte Ansatz „Be a champion in life!“ der Kanadierin Deanna Binder, deren Ziel es ist, die Olympischen Prinzipien mit den persönlichen sozio-kulturellen Erfahrungen von Kindern und Jugendlichen sowohl im Sport als auch in anderen Lebensbereichen zu verknüpfen (Binder, 2000). Auch das IOC hat im Rahmen seines *Olympic Values Education Programme (OVEP)* eine Vielzahl von Lehrmaterialien entwickelt, mit Hilfe derer die Bedeutung von körperlicher und sportlicher Aktivität und das Verständnis für die olympischen Werte und Ideen weltweit gefördert werden sollen (IOC, 2020).

Die didaktischen Arbeiten von Naul, Geßmann, Binder und vielen anderen bekannten Vertreter*innen der Olympischen Erziehung bieten bereits eine große Plattform mit praktischen Anwendungsmöglichkeiten für erzieherische Maßnahmen und Prozesse, die dazu beitragen, wertvolle Erziehungsarbeit im Sinne der Olympischen Idee zu leisten und junge Menschen mittels gezielter Maßnahmen systematisch und gezielt zu fördern.

Was unterscheidet aber nun Olympische Erziehung von anderen Konzepten einer sportlichen Erziehung? Olympische Erziehung kann grundsätzlich als ein Konzept eingeordnet werden, das auf der Basis von körperlicher Aktivität Leistungs- und Sozialerziehung unter Einbeziehung von Sinn- und Wertfragen miteinander verknüpft (Geßmann, 2004).

Olympische Erziehung

Olympische Erziehung ist aufgrund der besonderen geschichtlichen Verankerung und der Verbindung mit dem aktuellen und sich beständig weiterentwickelnden Großereignis der Olympischen Spiele eine ganz besondere Form der Erziehung im und durch Sport, die nicht nur einzelne Sinnorientierungen vermitteln will, sondern mit den Aspekten Leistung, Fairness, gegenseitige Achtung, Friedlichkeit und Internationalität einen besonderen umfassenden mehrperspektivischen Erziehungsanspruch beinhaltet.

Sie trägt länder- und kulturübergreifend gerade in der Auseinandersetzung mit aktuellen Trends und Entwicklungen der Olympischen Bewegung zur Sinnbestimmung des Sports in einer modernen Welt bei, ohne dabei einen einzigartigen Erziehungsweg für sich zu beanspruchen.

Olympische Erziehung kann und darf jedoch nicht idealistisch und unkritisch positiv mit dem Großereignis der Olympischen Spiele verknüpft werden. Im Gegenteil, angesichts politischer und kommerzieller Verstrickungen, die in der Öffentlichkeit häufig den olympischen Diskurs dominieren, ist oft auf den ersten Blick wenig Vorbildliches und pädagogisch Sinnvolles erkennbar. Auch wenn derartige negative Aspekte die Olympische Idee und die Ideale der Olympischen Erziehung natürlich nicht völlig außer Kraft setzen, muss deren eigentlicher Sinn, ihre Bedeutung und auch ihre pädagogische Zielsetzung immer wieder neu hinterfragt werden. Olympische Erziehung muss einem Prozess ständiger Weiterentwicklung unterliegen, ihre Werte und Ziele müssen beständig diskutiert und angepasst werden. Trotz der teilweise negativen Konnotation und vereinzelt berechtigten Zweifeln an der Wirksamkeit und Nachhaltigkeit der Vermittlung der olympischen Kernbotschaft gibt es keine andere Großveranstaltung, bei der eine friedliche und kulturelle internationale Vielfalt in einem fairen Wettbewerb so unmittelbar erlebt und vermittelt werden kann. Olympische Erziehung ist also weit mehr als ein weiteres fachdidaktisches Konzept für den Sportunterricht, das dem erziehenden Sportunterricht ähnelt. Es schließt die typische Sporterziehung mit ein und geht in einigen Teilzielen ganz konform mit modernen

Erziehungszielen wie dem interkulturellen Lernen und der Umwelt- und Friedenserziehung noch darüber hinaus.

Von Olympischer Erziehung zu Olympischer Bildung

Im Sinne Coubertins sollten Erziehungsziele mittels eines olympischen – an Leistung und Internationalität orientierten – Sports verwirklicht werden, der ein faires Handeln in sportlichen Bewährungssituationen ermöglicht. Dem gegenüber werden die angestrebten Olympischen Ideale häufig durch nationale, politische, kommerzielle und mediale Interessen ad absurdum geführt, so dass Olympiagegner*innen speziell dem olympischen Sport seine pädagogische Bedeutung aberkennen. Aus diesem Blickwinkel betrachtet, reicht eine reine Erziehung nach den olympischen Werten alleine nicht mehr aus. Die olympische Ambivalenz erfordert die Fähigkeit zu einer selbsttätigen und dauerhaften weiterführenden Auseinandersetzung mit olympischen Themen, um die Findung eines fundierten und realistischen persönlichen Meinungsbildes zu ermöglichen, das nicht nur durch den (medial vermittelten) Mainstream bestimmt wird.

Bei genauerer Betrachtung der Prinzipien der Olympischen Erziehung findet sich dieser Ansatzpunkt bereits bei Coubertin wieder. Von den fünf fundamentalen Prinzipien des Olympischen Erziehungsauftrags (Grupe, 2013) kann jedoch nur das erste Prinzip der *ganzheitlichen Erziehung* als reiner Erziehungsauftrag angesehen werden. Die anderen Prinzipien wie *Selbstvollendung*, die freiwillige *Bindung an Regeln und ethische Grundsätze* sowie die *Friedensidee* erfordern neben den klar formulierten Erziehungszielen für Lernende im Verlauf ihrer weiteren Entwicklung auch den Willen, dieses durch erzieherische Maßnahmen grundlegend entwickelte Potenzial selbsttätig zu entfalten und weiterzuentwickeln sowie selbstständig und mündig damit umzugehen. Aufgrund der Komplexität und der untrennbaren Vernetzung der Olympischen Bewegung mit aktuellen Themen und Entwicklungen, die eine lebenslange Auseinandersetzung mit wechselnden Perspektiven ermöglicht, beinhaltet die Olympische Idee über das Ideal einer sportlichen Erziehung mit differenzierten Erziehungsaspekten für Kinder, Jugendliche und Olympiateilnehmer*innen hinaus die Grundlage für eine lebenslange *sportliche Bildung*. Interessante Ansatz- und Verknüpfungsmöglichkeiten hierfür bietet unter anderem die Agenda 2020+5 (IOC, 2021). Olympische Erziehung endet also nicht automatisch mit dem Ende der Kindheit und Jugend, sondern geht fließend in *Olympische Bildung* über. Gerade weil die Olympische Idee aufgrund der olympischen Realität kein abstraktes und idealisiertes pädagogisches Vorzeigemo-

dell ist, birgt das Konstrukt der Olympischen Bildung als Erweiterung der Olympischen Erziehung viele interessante Möglichkeiten und Chancen für eine komplexe und differenzierte Beschäftigung sowie eine kritische Auseinandersetzung mit der olympischen Kernidee auch im Erwachsenenalter. Erste Ansätze für diese weiter gefasste Sichtweise erwähnen bereits Naul et al. (2017, S. 177, 184), die in diesem Zusammenhang die Begriffe „formal teaching“ und „formal olympic education“ im Sinne von Olympischer Erziehung in der Schule und „informal olympic learning“ im Sinne von Olympischer Bildung in Sportvereinen verwenden.

Wie genau kann nun diese Erweiterung hin zu Olympischer Bildung vorstattengehen?

Olympische Erziehung kann durch ihre vielfältigen methodisch-didaktischen Ansätze dazu beitragen, positiv auf die Persönlichkeitsentwicklung junger Sportler*innen Einfluss zu nehmen, und sie nach bestimmten Wertmaßstäben entsprechend der Olympischen Idee zu fördern sowie auf eine selbstbestimmte Lebensführung hinzuarbeiten. Olympische Erziehung bildet damit gewissermaßen die Grundlage und die Bedingung für die Entfaltung von Olympischer Bildung.

Im Gegensatz zur Olympischen Erziehung im engeren Sinn, bei der beispielsweise olympische Werte mit Hilfe bestimmter Unterrichtsmaterialien oder Arbeitsaufgaben gefördert werden oder auch der Olympischen Erziehung im weiteren Sinn, bei der die Olympische Idee zum Beispiel bei der Durchführung eines olympischen Tages selbst erlebt werden kann, steht ein dynamischer und ganzheitlicher Ansatz der *Olympischen Bildung* für einen lebensbegleitenden Entwicklungsprozess des Menschen, der dazu beiträgt, seine kognitiven, kulturellen und lebenspraktischen Fähigkeiten, aber auch seine sozialen und personalen Kompetenzen in Bezug auf olympische Themen zu erweitern und weiterzuentwickeln. Mit Hilfe olympischer Bildungsprozesse kann es gelingen, die Selbstgestaltung von Menschen jeden Alters im Prozess der Auseinandersetzung mit olympischen Inhalten und Werten zu unterstützen. Da die Olympische Idee mit den Olympischen Spielen kein punktuell und einmalig durchgeführtes Event, sondern ein geschichtlich fundiertes langlebiges, sich ständig weiter entwickelndes Phänomen darstellt, lädt sie wie kaum etwas Anderes zu einer beständigen und dauerhaften kritischen Auseinandersetzung mit olympischen Themen ein.

Auch für Olympische Erziehung und Olympische Bildung gilt: man wird „olympisch erzogen“, und zwar mithilfe der unterschiedlichen didaktisch-methodischen Ansätze, die vielfältige Möglichkeiten der Auseinandersetzung mit geschichtlichen, körperlichen und moralischen Aspekten der Olympischen Idee altersgerecht aufbereiten und vermitteln und ein

persönliches Erleben der verschiedenen Inhalte wie Fairness, Leistung oder gegenseitige Achtung unmittelbar erlebbar machen. Ab einem gewissen Alter, spätestens mit dem Verlassen der Schule endet jedoch der Abschnitt einer Olympischen Erziehung. Eine weiterführende eigenständige Beschäftigung mit olympischen Themen geht in den Bereich des „sich olympisch Bildens“ über. Dabei handelt es sich jedoch nicht um einen abrupten Wechsel von olympischer Erziehung zu olympischer Bildung, der Übergang erfolgt fließend. Die Grundsätze und Werte einer Olympischen Erziehung verlieren nicht an Bedeutung, im Gegenteil, diese grundlegend vermittelten Prinzipien werden im Verlauf einer selbsttätigen Olympischen Bildung weiterentwickelt und individuell ausdifferenziert. Olympische Erziehung und Olympische Bildung stehen daher immer in einem Wechselverhältnis zueinander. Olympische Bildung kann dabei nicht nur zur Herausbildung eines generellen Selbst- und Wertebewusstseins beitragen, sondern auch zu den einzelnen Teilbereichen einer persönlichen, praktischen und politischen Bildung. Die fundierte Auseinandersetzung mit olympischen Themen unterstützt die Aneignung von Wissen ebenso wie die Entwicklung von differenzierten Einstellungen und Verhaltensweisen, die auf den Prinzipien der Olympischen Bewegung beruhen. Damit trägt Olympische Bildung auch zur Kompetenzentwicklung des Individuums bei. Die kritische Auseinandersetzung mit olympischen Themen, aber auch das Erleben olympischer Werte bereichern nicht nur das „olympische Wissen“, sondern auch die Fähigkeit zu eigenständigem, moralischem, kommunikativem und kooperativem Handeln.

Konkret eignen sich aktuelle olympische Themenbereiche wie Nachhaltigkeit, Kommerzialisierung, Gigantismus und Doping, aber auch die Auseinandersetzung mit der Olympischen Vergangenheit und deren Entstehungsgeschichte oder die Entwicklung der Paralympischen Bewegung aufgrund der Ambivalenz der olympischen Bewegung und ihrer Strukturen hervorragend als vielschichtiges Bildungsfeld. Gerade in Zeiten der sozialen Medien, in denen eine Fülle von ungeprüften Informationen ungefiltert und häufig mit unklarer Quellenlagen sehr schnell sehr viele Menschen erreicht, ist Olympische Bildung lebenslang von enormer Bedeutung, um aktuelle Entwicklungen kompetent beurteilen und einschätzen zu können. Vor allem in diesem Bereich müssen weitreichende Bildungsprogramme der nationalen und internationalen Komitees ansetzen. Dies gilt nicht nur für olympische Athlet*innen, sondern auch für alle im Umfeld der Olympischen Spiele und der Olympischen Bewegung tätigen Personen und die interessierte Allgemeinheit. Schlüsselkompetenzen einer zeitgemäßen Allgemeinbildung wie Selbstbestimmungs-, Mitbestimmungs- und Solidaritätsfähigkeit können

anhand der Beschäftigung mit Olympia erworben und vertieft werden (und ermöglichen so unter anderem auch eine kritische und fundierte Auseinandersetzung mit der Olympischen Idee im Allgemeinen und der Olympischen Erziehung im Speziellen). Eine moderne Sichtweise von Olympischer Erziehung muss demnach perspektivisch den Ansatz der Olympischen Bildung integrieren, durch die sich beständig neue und aktualisierte Perspektiven und Betrachtungsweisen im Hinblick auf olympische Themen ergeben. Olympische Bildung bietet die Basis für eine glaubhafte und kritische Auseinandersetzung mit den sich beständig weiterentwickelnden Darstellungsformen der olympischen Werte. Sie trägt dazu bei, ein realistisches Verständnis für die Gesamtheit und Komplexität der Olympischen Idee zu entwickeln und diese Erkenntnisse auf die eigene Lebenswelt zu übertragen, um diese kritisch zu hinterfragen. Somit stellen *Olympische Erziehung* und in ihrer Erweiterung auch eine lebenslange *Olympische Bildung* so aktuell wie nie ein zentrales Element der Erziehung im und durch Sport sowie der Alltagsbildung durch Bewegung, Spiel und Sport dar.

Bildungsbeiträge zu einer neuen Perspektive auf Olympia

Basierend auf diesen pädagogischen Grundlagen in Bezug auf Olympische Erziehung und Olympische Bildung ist es das Hauptanliegen dieses Buches, aktuelle Themenbereiche in Zusammenhang mit Olympia inhaltlich zu skizzieren und ihr Bildungspotenzial aufzuzeigen. Ziel ist es, den interessierten Leser*innen fundierte und realistische Einblicke zu ermöglichen und ihnen so die Gelegenheit zu bieten, sich in Bezug auf olympische Themen weiterzubilden. In den drei Kapiteln *OLYMPIC BASICS: Geschichtliche, bildungstheoretische und sozialwissenschaftliche Grundlagen*; *OLYMPIA AKTUELL: Aktuelle olympische Fragestellungen und Entwicklungen* und *OLYMPIA INSIDE: Blickwinkel auf Olympia* stellen renommierte Expert*innen für ihre jeweiligen Fachbereiche neue Blickwinkel und Perspektiven der Betrachtungsweise der Olympischen Idee und der Olympischen Spiele vor. Im ersten Teil dieses Buches *OLYMPIC BASICS* wird olympisches Grundwissen mit einem Schwerpunkt auf unterschiedliche geschichtliche, bildungstheoretische und sozialwissenschaftliche Aspekte vermittelt. Mythos und Realität der Olympischen Spiele der Antike werden ebenso hinterfragt wie die Olympische Idee Coubertins, die zur Einführung der Olympischen Spiele der Neuzeit führte. Dieses Kapitel liefert auch eine Antwort auf die Frage, warum die Olympischen Spiele der Neuzeit wesentlich umfassender sind, als nur ein beliebiges

internationales Sportereignis. Nach der historischen Einordnung werden Entwicklungen der Olympischen Bewegung, die diese vielfältiger werden lassen, am Beispiel der Deaflympics, Paralympics und Special Olympics sowie die Entwicklung des olympischen Wettkampfprogramms hinterfragt und eingeordnet. Neue Formate mit modernen Sportarten sowie die Bedeutung von Wertvorstellungen und Moral stehen in diesem Teil des Buches ebenso im Fokus wie Genderfragen im olympischen Sport.

Im Kapitel OLYMPIA AKTUELL finden sich Beiträge von Expert*innen, die aktuelle sportpolitische Herausforderungen sowie die Inszenierung der Spiele als Megaevent zum Gegenstand haben. Die Autor*innen gehen auf weitreichende ökonomische Aspekte ebenso ein wie auf die Darstellung von Olympia in den Medien und im digitalen Zeitalter. Auch das Konzept und die Entwicklung der anfangs nicht unumstrittenen Youth Olympic Games wird aufgezeigt. Ein wichtiger Bereich dieses Kapitels widmet sich speziell den Olympischen und Paralympischen Spielen in Deutschland. Hätten Olympische und Paralympische Spiele tatsächlich aus gesellschaftspolitischer Perspektive und aus der Sicht des organisierten Sports einen Mehrwert für die Gesellschaft? Ein Rückblick auf vergangene Bewerbungen gibt Einblick in die Chancen und Risiken zukünftiger Bewerbungen. Während in den ersten beiden Kapiteln Wissenschaftler*innen und Fachleute über neue Perspektiven der Olympischen Bildung nachdenken, kommen im Kapitel OLYMPIA INSIDE diejenigen zu Wort, die aus erster Hand aufgrund von konkreten Erfahrungen aus unterschiedlichen Blickwinkeln vom Bildungspotenzial der Olympischen Bewegung und der Olympischen Idee berichten können. Olympia- und Paralympics-Teilnehmer*innen schildern aus ihrer jeweiligen Perspektive als Teilnehmer*innen, Trainer*innen, Funktionär*innen oder auch Seelsorger*innen ihre ganz persönlichen Eindrücke und Erlebnisse.

Literatur:

- Balz, E. (2000). Sport oder Bewegung – eine Frage der Etikettierung? *dus-Informationen*, 15(4), 8 – 12.
- Binder, D. (2000). *Be a champion in life! A book of activities for young people based on the joy of participation and on the important messages of the Olympic idea. An international teachers' resource book for schools*. Athens: FOSE.
- Borst, E. (2011). *Theorie der Bildung. Eine Einführung. Pädagogik und Politik* (Band 2). Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.

- Brezinka, A. (1999). *Von der Pädagogik zur Erziehungswissenschaft* (2. Aufl.). Weinheim: Beltz.
- DOSB (2018). Aufnahmeordnung des DOSB. Abgerufen am 28.03.2021 unter https://cdn.dosb.de/user_upload/www.dosb.de/uber_uns/Satzungen_und_Ordnungen/aktuell_Aufnahmeordnung_2018_.pdf
- Geßmann, R. (2004). Olympisches Menschenbild und schulische Sportdidaktik. In NOK (Hrsg.), *Olympische Erziehung – eine Herausforderung an Schulpädagogik und Schulsport* (S. 1131–1153). Sankt Augustin: Akademia.
- Grupe, O. (2008). Die Olympische Idee ist eine „Erziehungsidee“ – das sollte sie auch bleiben. *Olympisches Feuer*, 4/5, 55–60.
- Grupe, O. (2013). Die Olympische Idee ist eine „Erziehungsidee“. In A. Hofmann, & M. Krüger (Hrsg.), *Olympia als Bildungsidee. Beiträge zur Olympischen Geschichte und Pädagogik* (S. 9 – 22). Wiesbaden: Springer.
- Hurrelmann, K., Grundmann, M. & Walper, S. (Hrsg.). (2008). *Handbuch Sozialisationsforschung* (7. Aufl.). Weinheim: Beltz-Juventa.
- IOC (2020). *Olympic values education programme*. Abgerufen am 12.12.2020 unter <https://www.olympic.org/olympic-values-and-education-program>
- IOC (2021). *IOC Executive Board proposes Olympic Agenda 2020+5 as the strategic roadmap to 2025*. Abgerufen am 08.04.2021 unter <https://www.olympic.org/news/ioc-executive-board-proposes-olympic-agenda-2020-plus-5-as-the-strategic-roadmap-to-2025>
- Klafki, W. (1971). Erziehungswissenschaft als kritisch-konstruktive Theorie: Hermeneutik – Empirie – Ideologiekritik. *Zeitschrift für Pädagogik*, 17(3), 351–366.
- Klafki, W. (1996). *Neue Studien zur Bildungstheorie und Didaktik: Zeitgemäße Allgemeinbildung und kritisch-konstruktive Didaktik*. Weinheim: Beltz.
- Lenk, H. (1988). Bildungswerte im informations- und systemtechnologischen Zeitalter. In W. Böhm & M. Lindauer (Hrsg.), „*Nicht Vielwissen sättigt die Seele*“. *Wissen, Erkennen, Bildung, Ausbildung heute*. Stuttgart: Klett.
- Naul, R. (2007). *Olympische Erziehung. Edition Schulsport* (Band 7). Aachen: Meyer & Meyer.
- Naul, R., Krüger, M., Geßmann, R. & Wick, U. (2017). Germany. Formal Olympic education at schools and informal Olympic learning in sport clubs. In R. Naul, D. Binder, A. Rychtecky & I. Cuplan (Hrsg.), *Olympic Education. An international review*. (S. 177–191). London and New York: Routledge.
- Prohl, R. (2008). Erziehung mit dem Ziel der Bildung: Der Doppelauftrag des Sportunterrichts. In H. Lange & S. Sinning (Hrsg.), *Handbuch Sportdidaktik* (S. 40–53). Balingen: Spitta.
- Raithel, J., Dollinger, B. & Hörmann, G. (2009). *Einführung Pädagogik. Begriffe, Strömungen, Klassiker, Fachrichtungen* (3. Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Röthig, P., Prohl, R. et al. (Hrsg.) (2003). *Sportwissenschaftliches Lexikon*. Schorn-dorf: Hofmann.

- Seel, N. M., & Hanke, U. (2015). *Erziehungswissenschaft. Lehrbuch für Bachelor-, Master- und Lehramtsstudierende*. Berlin Heidelberg: Springer.
- Treml, A. K. (2000). *Allgemeine Pädagogik. Grundlagen, Handlungsfelder und Perspektiven der Erziehung*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Vedder, C. & Lämmer, M. (2008). *Olympische Charta 2014* (Deutsche Übersetzung). Frankfurt/Main: Deutsche Olympische Akademie.
- von Henting, H. (2007). Klassischer Bildungsbegriff und pragmatisches Bildungsverständnis. In R. Wernstedt & M. John-Ohnesorg (Hrsg.), *Der Bildungsbegriff im Wandel, Verführung zum Lernen statt Zwang zum Büffeln* (S. 13–17). Berlin: Friedrich-Ebert-Stiftung.
- Weinert, F. E. (Hrsg.) (2014). *Leistungsmessung in Schulen*. Weinheim und Basel: Beltz.

OLYMPIC BASICS – Geschichtliche, bildungstheoretische und sozialwissenschaftliche Grundlagen

Die antiken Olympischen Spiele

Modell oder Mythos?

Manfred Lämmer

In seiner viel beachteten Rundfunkrede, die am 4. August 1935 weltweit ausgestrahlt wurde, erklärte der Gründer der Olympischen Bewegung, Pierre de Coubertin: „Die Olympischen Spiele feiern heißt sich auf die Geschichte berufen“ (Coubertin, 1966, S. 154). Der französische Baron stand, wie zahlreiche seiner Zeitgenossen, während seines ganzen Lebens unter dem bestimmenden Einfluss neuhumanistischen Gedankenguts des 19. Jahrhunderts und war fest davon überzeugt, die Griechen hätten sozusagen in einem einmaligen Schöpfungsakt das Prinzip des Wettkampfes erfunden, seinen Sinn definiert und einen Kanon ewig gültiger, unveränderlicher Werte hinterlassen. Heute wissen wir, dass das idealisierende und romantisierende Bild, das sich die Vertreter von Turnen und Sport im Allgemeinen und die Ideologen des Olympismus im Besonderen damals von der antiken Athletik und den Spielen im alten Olympia machten, nicht der Realität entsprach. Die olympischen Funktionäre projizierten noch lange ihre (gut gemeinten) Ziele, Vorstellungen und Forderungen in die Antike, um ihnen mit Hilfe eines anerkannten Kulturerbes mehr Gewicht zu verschaffen. Sie sahen das alte Griechenland nicht, wie es Historikern und Archäologen aus den Originalquellen entgegentrat, sondern so, wie man es zur Legitimation eigener Ziele benötigte (Weeber, 1991, S. 7–13). Diese Strömung gipfelte in der Vorlage des sog. *Hellas-Planes*, dem Anfang der 1980er Jahre nach dem Boykott der Olympischen Spiele in Moskau und unter dem Eindruck der massiven Bedrohung der Olympischen Bewegung durch die Politik insgesamt vom Hellenischen Olympischen Komitee und der griechischen Regierung gemeinsam gemachten Vorschlag, die Olympischen Spiele in Zukunft an ein und demselben Ort in Griechenland zu veranstalten, um durch die Rückkehr an ihren geografischen und geistigen Ursprung, von der man sich gewissermaßen eine moralische Selbstreinigung erhoffte, die *ursprüngliche* Olympische Idee in ihrer unverfälschten Form wiederzugewinnen, die Spiele dem Würgegriff von Politik und Kommerz zu entreißen und vor dem moralischen Niedergang zu bewahren. Auch die Vertreter der Bewerbung Athens um die Austragung der Olympischen Spiele 1996 und 2004

fürten diese Argumente wieder ins Feld. Doch der Plan wurde bereits im Vorfeld des Olympischen Kongresses 1981 in Baden-Baden in einer Abstimmung unter den Nationalen Olympischen Komitees einhellig abgelehnt. Diese an irrationale Gefühle appellierende Idee ist inzwischen vom Tisch, weil sie den Forschungsergebnissen der kritischen Altertumswissenschaft in keiner Weise standhielt (Lämmer, 1980; Fricke, 1982).

Die griechische Athletik und die gesellschaftliche Elite

Die athletischen Wettkämpfe der Griechen entstanden nicht auf dem Reißbrett eines Pädagogen, sondern entwickelten sich unter konkreten politischen und sozialen Gegebenheiten zwischen dem 8. und 6. Jahrhundert v. Chr. In der damaligen Feudalordnung, deren Grundstrukturen bis in die mykenische Epoche zurückverfolgt werden können, befand sich die gesamte politische und wirtschaftliche Macht in den Händen aristokratischer Großgrundbesitzer, die über eine Bevölkerung von Freien, Halbfreien und Sklaven herrschten und ihre Stellung durch militärische Macht sicherten. Zentrale Forderung ihrer Standesethik war das Streben nach Ruhm und Ehre. Dieses Bedürfnis beruhte darauf, dass der Grieche der frühen Zeit eine zutiefst pessimistische Lebensanschauung hatte: Er glaubte – wie die Epen Homers eindrucksvoll zeigen – nicht an ein Weiterleben nach dem Tode – zumindest nicht in einer lohnenswert erscheinenden Form. Daher sah er den Sinn seiner Existenz darin, in der kurzen Zeitspanne, die ihm zur Verfügung stand, durch großartige Leistungen und Erfolge dem befürchteten Vergessen durch spätere Generationen zu entinnen.

Diese Handlungsmaxime fasste einer der Helden des Trojanischen Krieges in den Vers, der seit mehr als 100 Jahren in allen einschlägigen Standardwerken zur Geschichte der griechischen Athletik zitiert wird: „Immer der beste [sic] sein und überlegen den anderen“ (Homer, *Ilias* VI, 208).

Natürlich ist dieses Zitat aus Homers Werk sicherlich manchmal überstrapaziert worden, aber im Grunde gibt es das Lebensgefühl der frühgriechischen Aristokratie, das wir ja aus vielen anderen Passagen in *Ilias* und *Odyssee* erschließen können, adäquat wieder (Weiler, 1975). Bewährungsfeld des Adligen war der *Agon*. Darunter verstand man ursprünglich die Versammlung der wehrfähigen Männer. Später bezeichnete der Begriff die wesentliche Aktivität dieses Kreises, nämlich Krieg und Schlacht auf der einen und den athletischen Wettkampf auf der anderen Seite. Ob wir es wahrhaben wollen oder nicht: Die griechische Athletik

hat sich in militärischem Kontext entwickelt und blieb Jahrhunderte lang auf ihn bezogen (Lämmer, 1985). Der Phäakenkönig Alkinoos drückt es in Homers Odyssee so aus: „Es gibt keinen größeren Ruhm für einen Mann als den, den er mit seinen Händen und Füßen erringt“ (Homer, Odyssee VIII, 147–148).

Abbildung 1: Der Waffenlauf – ein Zeichen für den kriegerischen Ursprung der griechischen Athletik



(Matthias Kabel, CC-BY-SA 2.5, via Wikimedia Commons-Zuschnitt)

Dieser Ausspruch zeigt die überraschend geringe Wertschätzung geistiger und künstlerischer Leistungen in der frühen Phase griechischer Geschichte. Philosophen, Dichter und Künstler standen eindeutig im Schatten derer, die Schlachten schlugen oder den Gegner im sportlichen Wettkampf besiegten.

Obwohl es in der europäischen Frühe eine ganze Reihe vergleichbarer Gesellschaftsordnungen gab, hat sich hinsichtlich der dauerhaften Etablierung athletischer Wettkämpfe nirgendwo eine ähnliche Entwicklung vollzogen. Eine schlüssige Erklärung dafür ist die Forschung bisher schuldig geblieben. Vielleicht liegt sie in einer spezifischen Situation, die im 6. Jahrhundert v. Chr. in Griechenland entstand.

Zu dieser Zeit geht die politische Macht vom Adel auf eine breitere Schicht von Kaufleuten und Manufakturbesitzern über, die nach Einführung der Geldwirtschaft und durch die einsetzende Kolonisation zu Wohlstand und Einfluss gekommen war. Es entsteht die *Polis* (Stadtstaat), jenes unverwechselbare griechische Gemeinwesen, das durch den freien Willen gleichberechtigter Bürger gestaltet wird. Doch da an der Spitze dieses Bürgertums vielfach Volksführer aus Kreisen des alten Adels stehen, entwickelt es keine eigenen neuen Wertvorstellungen, sondern übernimmt die des Adels.

So blieb die aristokratische Standesethik im Kern bestimmend für das Bürgertum der klassischen und sogar der hellenistischen Zeit. Dabei spielten die Werke Homers eine wichtige Rolle, denn mit ihrer Hilfe lernte der junge Grieche nicht nur Lesen, Schreiben, Geografie, Geschichte und Religion, die Helden der homerischen Epen verkörperten auch die Erziehungsprinzipien und Lebensideale, die für die Polis-Jugend gültig waren.

Und so entstanden als Ausdruck dieser agonalen Orientierung in ganz Griechenland hunderte periodischer Kultfeste mit athletischen, hippischen und musischen Wettkämpfen, insbesondere die Panhellenischen Spiele. Erfolge im Wettkampf bestimmten auch weiterhin das Ansehen eines Bürgers in seiner Stadt wie vorher das eines adligen Kriegers unter Seinesgleichen. Soziale Mobilität für Angehörige unterer und mittlerer Schichten aufgrund athletischer Erfolge dürften in klassischer Zeit Ausnahmen gewesen sein. In einer Reihe von Fällen, die den gegenteiligen Eindruck erwecken, stellt sich bei näherer Betrachtung heraus, dass die Zugehörigkeit zu einer arrivierten Schicht nicht die *Folge* athletischer Leistungen, sondern vielmehr deren *Voraussetzung* gewesen ist.

Die antiken Olympischen Spiele

Die Olympischen Spiele, die wir heute erleben, sind keine Kopie eines antiken Vorbildes. Die folgenden Ausführungen sollen als Orientierungshilfe dienen, um die Spannung zwischen dem olympischen Geschehen unserer Tage und der antiken Wirklichkeit besser zu verstehen. Dabei werden sich sowohl Parallelen als auch überraschende Gegensätze auf tun.

Abbildung 2: Modell des antiken Olympia mit seinen Kult- und Sportstätten



(Archäologisches Museum der WWU Münster, Inv. AM 1, Foto Robert Dylka)

Die antiken Olympien fanden der Überlieferung nach von 776 v. Chr. bis 393 n. Chr. alle vier Jahre jeweils im Juli/August in Olympia, dem berühmtesten Kultort der griechischen Welt, im nordwestlichen Winkel der Halbinsel Peloponnes zu Ehren des höchsten griechischen Gottes Zeus statt. Im Gegensatz zu heute wurden sie stets am gleichen Ort und durch den gleichen Veranstalter, die nahegelegene Stadt Elis, ausgerichtet. Es gab also keine Bewerbung um die Austragung, wie wir sie heute erleben. Es war Pierre de Coubertin, der das Prinzip der *Wanderspiele* als ein zentrales Element seiner olympischen Philosophie einführte.

Die sechstägige Veranstaltung wies folgende Wettbewerbe auf:

Athletische Agone

- Stadionlauf 192 m ab 776 v.Chr.
- Doppellauf 384 m ab 724 v.Chr.
- Langlauf 3.840 m ab 720 v.Chr.
- Fünfkampf (Pentathlon) ab 708 v.Chr.
- Waffenlauf 384 m ab 520 v.Chr.

Kampfsport

- Ringen ab 708 v.Chr.
- Boxen ab 688 v.Chr.
- Pankration ab 648 v.Chr.

Hippische Agone

- Wagenrennen ab 680 v.Chr.
- Reitwettbewerbe ab 648 v.Chr.

Die athletischen Disziplinen wurden im Stadion ausgetragen, die Pferdewettbewerbe im Hippodrom. Entgegen immer wieder zu hörenden Behauptungen gab es in Olympia kein Theater und keine musischen Darbietungen, wie an vielen anderen Kultorten, auch wenn sich Coubertin wiederholt auf diese berief und olympische Kunstwettbewerbe einführte, bei denen die Teilnehmer und Teilnehmerinnen von 1912 bis 1948 Medaillen erringen konnten. Zu den Wettkämpfen in Olympia strömten Tausende von Zuschauern aus dem gesamten griechischen Kulturbereich.

Abbildung 3: Der tunnelartige Zugang zum Stadion von Olympia



(picture alliance/ANE)

Das Stadion fasste 40.000 Zuschauer, die auf grasbewachsenen Erdwällen Platz nahmen. Während heute die ganze Welt zum Stadion wird, weil Milliarden von Menschen das Geschehen über das Fernsehen oder digitale Medien verfolgen können, mussten die Schlachtenbummler in der Antike, wie natürlich auch die Athleten, oft wochenlange, anstrengende und kostenträchtige Reisen auf sich nehmen, um vor Ort dabei zu sein. So rühmte sich ein Bäcker aus Mazedonien auf seinem Grabstein, zwölfmal zu den Olympischen Spielen gereist zu sein (Ebert, 1980, S. 89).

Das Wettkampfprogramm war also sehr überschaubar. Eine Beschreibung der einzelnen Sportarten und Disziplinen ist in diesem Beitrag nicht beabsichtigt. Dazu liegen zahlreiche Standardwerke vor (Ebert, 1980; Swaddling, 2004; Sinn, 2004; Decker, 2012). Im Hinblick auf die Zielsetzung dieses Bandes geht es im Folgenden vielmehr um eine Darstellung der Wesenszüge und des Sinngehalts der antiken Olympischen Spiele und um einen Vergleich mit ihrem modernen Pendant.

Das Fest des Zeus

Um Wesen und Bedeutung der antiken Olympischen Spiele zu verstehen, muss man sich vor allem bewusst machen, dass sie keine selbständige Sportveranstaltung waren, sondern Teil eines *religiösen Festes* zu Ehren des höchsten griechischen Gottes Zeus. Diese enge und unauflösliche kulturelle Bindung bewirkte den Aufstieg der Spiele und ihre Anerkennung durch alle Griechen, sicherte jahrhundertlang ihre Stellung, führte aber im Zuge der Christianisierung des Römischen Reiches auch zu ihrem Ende. Die modernen Olympischen Spiele sind dagegen ein *profanes Sportfest*. Der Versuch Pierre de Coubertins, die verlorene religiöse Sinnmitte durch das Postulat einer *religio athletae* (Coubertin, 1966, 150) wenigstens teilweise zurückzugewinnen, blieb diffus und ohne nachhaltige Wirkung. Dagegen gelang es ihm und seinen Nachfolgern, durch das olympische Zeremoniell und die olympischen Symbole Athleten und Zuschauer feierlich einzustimmen und das Geschehen emotional zu erhöhen.

Abbildung 4: Die Zeusstatue des Phidias, eines der sieben Weltwunder der Antike. Versuch einer Rekonstruktion



(picture-alliance/akg-images)

Nationalität und Internationalität

Das wohl wichtigste sinnstiftende Wesensmerkmal der modernen Olympischen Spiele ist ihre *Internationalität*. Die Zahl der teilnehmenden Länder wurde geradezu zum Gradmesser ihres Ansehens. Getreu der Devise Coubertins „All Games – All Nations“ sollen Athleten aus möglichst allen Ländern der Welt ohne Diskriminierung auf Grund ihrer Rasse, Religion oder politischen Anschauung an den Start gehen. Das IOC war einer verlockenden Universalität willen sogar mehrere Male in Gefahr, andere grundlegende Prinzipien zu opfern (Olympische Charta, 2014).

Die antiken Spiele hatten dagegen einen strikt *nationalen* Charakter: Es waren ausschließlich Griechen zugelassen. Bis zum Ende der klassischen Zeit galt nur der als Grieche, der von griechischen Eltern abstammte. Außerdem musste er das volle Bürgerrecht einer *Polis* besitzen. Diese Bestimmung schloss von vornherein 50 Prozent der männlichen Bevölkerung aus. Unter dem Eindruck der Eroberung des Vorderen Orients durch Alexander den Großen gegen Ende des 4. Jahrhunderts v. Chr. und der dadurch ausgelösten Hellenisierung führender Schichten in dieser Region änderte sich diese starre Auffassung. Ungeachtet seiner blutsmäßigen Herkunft wurde nun jeder, der in einem Gymnasium eine umfassende körperliche und geistige Bildung genossen hatte und sich zur griechischen Kultur und Religion bekannte, als Grieche angesehen und zu den Olympischen Spielen zugelassen. Formal wurde der nationale Charakter der Olympischen sowie der anderen Panhellenischen Spiele (Pythien, Nemeen und Isthmien) auch in späterer Zeit nicht aufgegeben, obwohl die ethnische und soziale Herkunft eines Wettkämpfers kaum noch überprüft worden zu sein scheint.

In klassischer Zeit kamen die Athleten und Zuschauer zwar aus verschiedenen, unabhängigen Stadtstaaten, die häufig miteinander rivalisierten oder sogar gegeneinander Krieg führten, doch feierten sie das Fest in Olympia als Ausdruck einer bestehenden Gemeinschaft mit gleicher Sprache und Religion, gleichen Sitten und gesellschaftlichen Grundwerten. Über das unmittelbare festliche und sportliche Erlebnis hinaus sollten die Spiele aber nichts *bewirken*. Sie dienten weder der politischen Einigung aller Griechen noch der Verständigung mit den Nichtgriechen, die man als *Barbaren* bezeichnete und von den Spielen ausschloss, um sich bewusst von ihnen abzugrenzen. Wenn die Griechen in Olympia Ansätze eines politischen Zusammengehörigkeitsgefühls zeigten, geschah dies nur unter dem Zwang gemeinsamer Bedrohung von außen und richtete sich immer *gegen* jemanden.

Aus historischer Sicht haben diejenigen nicht Unrecht, die die Spiele im antiken Olympia mit den *Deutschen Turnfesten*, den slawischen *Sokol-Festen* oder den jüdischen *Makkabiaden* verglichen haben. Die internationale Ausrichtung der modernen Olympischen Spiele ist eine ureigene Schöpfung Pierre de Coubertins und entspringt den spezifischen Absichten, die er mit ihnen verband. Um die Internationalität zu betonen, hielt er auch am Prinzip der Austragung der Spiele *an wechselnden Orten* fest.

Olympia im Dienste des Friedens?

Die moderne Olympische Bewegung erhebt den Anspruch, einen spezifischen Beitrag zur Völkerverständigung und zur Förderung des Weltfriedens zu leisten. Die Frage, auf welche konkrete Weise diese begrüßenswerten Ziele erreicht werden sollen, blieb bisher weitgehend unbeantwortet. Stattdessen wird vielfach das angeblich antike Vorbild beschworen: Bereits bei den alten Hellenen hätten die Olympischen Spiele im Dienste des Friedens gestanden. Wenn die Boten aus Elis den Beginn der heiligen Festzeit verkündet hätten, habe man in ganz Griechenland die Waffen niedergelegt. In Wahrheit haben die Griechen niemals von einem olympischen *Frieden* gesprochen, sondern von der *Ekecheiria*, einem Begriff, den man wohl am treffendsten mit *Immunität* wiedergibt (Lämmer, 1982; Höfer, 1994). Sie beruhte auf einer Vereinbarung der Eleer mit ihren unmittelbaren Nachbarn aus dem 8. Jahrhundert v. Chr., der in der Folgezeit alle griechischen Stadtstaaten beitraten, und bestand im Wesentlichen aus *drei Bestimmungen* (Lämmer, 1982):

- Das Heiligtum von Olympia und das Territorium des Staates Elis wurden für neutral und unverletzlich erklärt.
- Während eines Zeitraums von drei Monaten im Sommer eines Olympien-Jahres standen alle Wettkämpfer, Funktionäre und Zuschauer samt ihrem Eigentum unter göttlichem Schutz. Sie konnten ungehindert nach Olympia reisen und sich wieder nach Hause zurückbegeben, selbst wenn ihr Weg durch das Gebiet eines Staates führte, der sich mit der eigenen *Polis* gerade im Kriegszustand befand.
- Alle Staaten, die der olympischen Kultgemeinschaft angehörten, verpflichteten sich zu Sanktionen gegen jeden, der die Bestimmungen der *Ekecheiria* verletzte. Derartige Strafmaßnahmen trafen sogar die Großmächte Sparta und Athen.

Das heute immer noch weitverbreitete ideologische Dogma einer totalen und für ganz Griechenland verbindlichen Waffenruhe für die Dauer

der Olympischen Spiele ist pure Fiktion. Die *Olympic Truce* bedeutete kein Ende aller Kriege, sondern sicherte die Veranstaltung der Spiele trotz der Kriege. Während die modernen Olympischen Spiele in ihrer 100-jährigen Geschichte bereits dreimal Kriegen zum Opfer fielen, wurden die antiken Spiele länger als 1100 Jahre ohne eine einzige Unterbrechung gefeiert. Sie waren jedoch mit keiner friedensstiftenden Idee oder Programmatik verbunden. Der Gedanke, internationale sportliche Wettkämpfe planmäßig in den Dienst der Völkerverständigung und des Friedens zu stellen, geht vielmehr ebenfalls auf Pierre de Coubertin zurück.

Abbildung 5: *Das Rennen mit dem Viergespann – der Höhepunkt der Wettbewerbe im Pferdesport*



(IOC)

Frauen bei Olympischen Spielen?

Der Anspruch des weiblichen Geschlechts auf Gleichberechtigung im Sport ist heute in fast allen Ländern der Welt trotz der Verschiedenheit nationaler Traditionen und gesellschaftlicher Ordnungen im

Prinzip anerkannt, obwohl noch nicht überall in wünschenswertem Maße verwirklicht. Die wachsende Beteiligung der Frauen am Spitzensport und ihre rapide steigenden Leistungen gehören zu den faszinierendsten Erscheinungen im Sport unserer Tage. Vor allem die Olympischen Spiele haben dadurch eine neue attraktive Dimension erhalten.

Die Verfechter des Frauensports haben zu dessen Propagierung vor allem gesundheitliche, pädagogische und emanzipatorische Argumente vorgebracht. Sie haben sich aber auch wiederholt auf die griechische Antike berufen. Um ihrer Behauptung mehr Glaubwürdigkeit zu verleihen, sammelten sie mit großem Fleiß alle überlieferten Fragmente und fügten sie zu dem idealen Gesamtbild zusammen, das man sich wünschte. Eine Überprüfung des Sachverhalts ohne ideologische Voreingenommenheit erbringt jedoch ein ernüchterndes Ergebnis: Abgesehen von einigen Besonderheiten im dorischen Stammesbereich waren die gesellschaftlichen Rollen der Geschlechter in Griechenland strikt festgelegt: Der Mann stand im öffentlichen Leben und war verantwortlich für Politik, Wirtschaft und Krieg, der Frau oblag dagegen ausschließlich die Sorge um Haus und Familie. Während der junge Mann freier Herkunft im Gymnasium die Bildung erhielt, die ihn dazu befähigte, seine Rechte und Pflichten als Vollbürger auszuüben, erhielt das Mädchen allenfalls Elementarunterricht im Lesen und Schreiben und wurde im Übrigen von der Mutter auf die praktischen Erfordernisse von Ehe und Haushalt vorbereitet. Hinzu kam ein weiterer wichtiger Umstand: Das Gymnasium entstand im 6. Jahrhundert v. Chr. als militärischer Übungsplatz der wehrfähigen Söhne der neu aufgestiegenen Bürgerklasse. Da aber die griechische Frau in der Politik und bei der Verteidigung der Stadt keine Rolle spielte, nahm sie weder an den Übungen im Gymnasium noch an öffentlichen Wettkämpfen teil. An dieser Beurteilung ändern auch einige aus der römischen Kaiserzeit überlieferte Kuriositäten nichts (Lämmer, 1981). Zu den Olympischen Spielen waren nur Männer zugelassen. Frauen hatten lediglich die Möglichkeit, Pferde oder Gespanne zu den hippischen Agonen zu schicken. Da nicht der bezahlte Jockey, sondern der Besitzer der Pferde als der eigentliche Wettkämpfer galt, kamen einige adlige Frauen so zu olympischem Ruhm, ohne dass dies von sportlicher Bedeutung war. Bei den immer wieder als *Beweis* vorgebrachten Läufen zu Ehren der Göttin Hera, die in Olympia stattfanden (aber nicht in zeitlichem Zusammenhang mit den Olympischen Spielen!), handelte es sich nicht etwa um sportliche Wettkämpfe, sondern um eine religiöse Zeremonie junger Mädchen aus Elis. Im Übrigen war es Frauen sogar unter Androhung der Todesstrafe untersagt, während der Festzeit den heiligen Bezirk von Olympia oder die Wettkampfstätten zu betreten.

Abbildung 6: Vor den Ruinen des Hera-Tempels wird das Olympische Feuer der modernen Olympischen Spiele entzündet



(2009/International Olympic Committee (IOC)/Juilliart, Richard)

Die Teilnahme der Frauen an den modernen Olympischen Spielen hat also *keine antike Parallele*. Sie ist Ergebnis der politischen, gesellschaftlichen und ökonomischen Emanzipation der Frau in den letzten 100 Jahren und musste gegen den erbitterten Widerstand führender Vertreter der Olympischen Bewegung, vor allem gegen Pierre de Coubertin, der sich dabei explizit auf die Antike berief, Schritt für Schritt durchgesetzt werden.

Die Legende vom antiken Amateurideal

Kein anderes Thema ist in der Geschichte der modernen Olympischen Spiele so lange und kontrovers diskutiert worden, wie das Verhältnis des Athleten zu materiellem Gewinn, ganz gleich, ob dies nun unter dem Stichwort *Eligibility* oder *Kommerzialisierung* geschah. Selbst heute gibt es noch olympische Funktionäre, die der festen Überzeugung sind, der tiefe moralische Sinn der Wettkämpfe im antiken Olympia – zumindest in klassischer Zeit – habe in der Verwirklichung eines Amateurideals gelegen. Sporthistoriker, die dieser Meinung sind, sollte es allerdings nicht mehr

geben. Denn einschlägige Untersuchungen haben in diesem Punkte alle Illusionen zweifelsfrei beseitigt (Young, 1984).

Schon bei den ältesten uns überlieferten Wettkämpfen im 23. Gesang der *Ilias* des Homer stritten die adligen Krieger um wertvolle Preise. Auch in der so oft beschworenen *klassischen Blütezeit* der Olympischen Spiele im 5. Jahrhundert v. Chr. suchen wir nach einem Amateurideal vergebens. Zwar erhielten die Sieger bei den großen Panhellenischen Spielen auf dem Kampfplatz selbst nur einen Kranz. In ihren Heimatstädten wurden sie dagegen mit Belohnungen und Privilegien geradezu überschüttet. So zahlte die Stadt Athen bereits um 600 v. Chr. ihren Olympiasiegern Prämien von 500 Silberdrachmen, für die man damals immerhin einen Arbeiter drei Jahre entlohnen oder sich gar zehn Sklaven kaufen konnte. In fast allen griechischen Städten hatten Olympiasieger das Recht, ihr ganzes Leben lang im Rathaus (*Prytaneion*) zu speisen. Später ging man teilweise dazu über, den Gegenwert der Mahlzeiten – falls gewünscht – in Tagegeldern („Diäten“) auszuzahlen. In der römischen Kaiserzeit wurden die vorher von den autonomen Städten gewährten Privilegien durch einheitliche, kaiserlich garantierte Pensionen ersetzt. Aus den Zeugnissen geht klar hervor, dass wenigstens erfolgreiche Athleten, soweit sie nicht ohnehin aus einer begüterten Familie stammten, für die Zeit nach ihrer aktiven Karriere in hervorragender Weise abgesichert waren. Es muss ferner daran erinnert werden, dass nur wenige Wettkämpfe, darunter die vier großen Panhellenischen Spiele, sogenannte *Kranzagone* waren. Bei der Mehrzahl der regionalen und lokalen Veranstaltungen ging es dagegen um wertvolle Geld- und Sachpreise (Ebert, 1980, S. 78; Weeber, 1991, S. 113).

Es steht also unumstößlich fest, dass die Griechen keinen Unterschied zwischen *Amateuren* und *Professionals* gemacht haben. In welchen sozialen Verhältnissen jemand lebte und unter welchen Umständen er sich auf die Wettkämpfe vorbereitete, interessierte einen antiken Veranstalter nicht. Preise und Privilegien waren von Anfang an wesentliche Elemente des griechischen Wettkampfwesens. Es gibt nicht den geringsten Hinweis darauf, dass materieller Gewinn einen Athleten moralisch diskriminierte, geschweige denn disqualifizierte. Während der ganzen Antike gab es neben Wettkämpfern aus wohlhabenden Familien, die Preise nicht nötig hatten, sie aber gleichwohl erstrebten oder annahmen, in zunehmendem Maße solche, die auf die genannten wirtschaftlichen Vorteile angewiesen waren. Die antiken Olympischen Spiele waren ohne Zweifel *offene Spiele*.

Der Primat des Sieges

Der Kulturhistoriker Jacob Burckhardt hat die These aufgestellt, dass im Grunde alle Bereiche des Lebens der Griechen von einem *agonalen Wesenszug* durchdrungen gewesen seien, nicht nur die Athletik, sondern auch Politik, Wirtschaft, Kunst und Wissenschaft (Weiler, 2008). Wenngleich sein Urteil in dieser kategorischen Form vielleicht über das Ziel hinausschießt und gewisse Widersprüchlichkeiten bleiben, stimmt es in der Tendenz. Die Athletik im klassischen Griechenland war ein Modell der gnadenlosen aus der aristokratischen Standesethik heraus entstandenen Konkurrenzgesellschaft. Friedrich Schiller hat ihre entscheidenden Merkmale und Wesenszüge in einem Gedicht treffend auf den Punkt gebracht: „Von des Lebens Gütern allen ist der Ruhm das höchste doch, wenn der Leib in Staub zerfallen, lebt der große Name noch!“ (Schiller, 1962).

Ein Wettkampf hat nun einmal den Sinn, einen Sieger zu ermitteln, und wo es einen Sieger gibt, gibt es auch Unterlegene. Und hier treffen wir auf den markantesten Unterschied zwischen der Auffassung der alten Hellenen und der unsrigen: Einem antiken Athleten ging es einzig um den Sieg und um den Gewinn des damit verbundenen Preises. Nur der Sieger eines Wettbewerbs wurde von den Kampfrichtern festgestellt, offiziell ausgerufen und feierlich geehrt. Nur er hatte das Recht, im heiligen Hain von Olympia eine Statue aufzustellen, auf deren Basis sein Name, der seines Vaters und der seiner Vaterstadt stand. Nur der Sieg verschaffte einem Athleten die zunächst von den einzelnen griechischen Staaten und später vom römischen Kaiser garantierten Privilegien und materiellen Vergünstigungen. Oder, um in Anlehnung an das vielzitierte Wort des amerikanischen Trainers Vince Lombardi zu sprechen: „Winning was not the most important thing – it was the only thing!“

Sieht man einmal von den Leichenspielen in Homers *Ilias* ab, bei denen besondere Traditionen und kompositorische Faktoren eine Rolle spielen, so sind aus der griechischen Antike nur wenige Fälle bekannt, in denen ausnahmsweise neben den Siegern auch weitere Platzierte ermittelt und mit Preisen bedacht wurden. Nichts hätte einen Griechen wohl mehr geschockt als der Satz des modernen olympischen Credo, den der Bischof von Pennsylvania in einer Predigt in St. Paul's Cathedral bei den Olympischen Spielen 1908 in London ausgesprochen haben soll und den sich Pierre de Coubertin zu eigen machte: „Das Wichtigste bei den Spielen ist nicht zu siegen, sondern teilzunehmen“ (Cook, 1909, 793).

Einem antiken Athleten ging es nämlich ausschließlich um den Sieg. Entweder man gewann und erntete Anerkennung und Beifall oder man

unterlag und musste Ansehensverlust und Spott erfahren. Die *Risikozone* begann bereits mit dem zweiten Platz. Selbst die um Haaresbreite unterlegenen Finalgegner verschwanden in der namenlosen Masse, wenn sie nicht durch einen kuriosen oder dramatischen Umstand in die Anekdotensammlungen eingingen.

Abbildung 7: Relief mit trainierenden antiken Fünfkämpfern



(picture alliance/Photo12/Ann Ronan Picture/Librar)

Während die Sieger unter dem Jubel ihrer Mitbürger im Triumphzug in ihre Heimatstadt einzogen und – um die Worte Pindars zu gebrauchen – „ein Leben in Honigseim“ hatten, schlichen sich die Verlierer – wie er in der 8. Pythischen Ode vermerkt – wie geprügelte Hunde heimlich und unerkant durch Seitengassen nach Hause.

Das Bedürfnis der Griechen nach Feststellung eines Siegers trieb absurde Blüten: Wenn ein bekannter, allen anderen als überlegen angesehener Athlet bei einem Fest auftauchte, traten oft die Konkurrenten, die keine Aussicht mehr auf den Sieg zu haben glaubten, unmittelbar vor dem Wettkampf zurück, um sich für andere Gelegenheiten zu schonen, vor allem in den Kampfsportarten. Ein anderer Grund war aber auch das Bestreben, eine absehbare Niederlage und die damit verbundene Schande abzuwenden. Der übriggebliebene Champion zog allein ins Stadion ein und wurde *akoniti*, d. h. *staublos* bekränzt, was auch noch für besonders ehrenvoll gehalten wurde (Crowther, 2001). Den Griechen ging es also so sehr um die Feststellung und die Epiphanie des Siegers, dass sie sogar in besonderen Fällen den Kampf selbst als überflüssig ansahen.

Abbildung 8: Sprunggewicht des Spartaners Akmatidas nach seinem staublosen Sieg im Fünfkampf



(Matthias Kabel, CC-BY-SA 3.0, via Wikimedia Commons)

Angesichts dieser Tatsachen kann es nicht verwundern, dass den Griechen ein Unentschieden nicht als ein akzeptables Ergebnis erschien. Kam es z. B. im Boxen oder Pankration selbst nach stundenlangem Kampf zu keiner Entscheidung, wurden nicht, wie wir erwarten würden, *beide* Athleten zu Siegern erklärt, sondern *keiner*. Der Kranz wurde dem Gott geweiht, dem der Wettkampf galt. Erst in der zu Unrecht verketzerten römischen Kaiserzeit änderte sich diese starre Auffassung ein wenig. Es kam vereinzelt zu Kampfpfeisteilungen bei unentschiedenem Ausgang von Wettbewerben und zur Errichtung von Statuen für Athleten, die zwar nicht gesiegt, aber *mit Bravour* gekämpft hatten.

Bei den Panhellenischen Spielen wurde mit äußerster Kompromisslosigkeit gekämpft. Selbst das Leben wurde eingesetzt, um die Schande einer Niederlage abzuwenden: „Kranz oder Tod“ heißt die rigorose Devise, die auf dem Grabstein eines Athleten aus Alexandria in Olympia gefunden wurde (Finley & Pleket, 1976, S. 190). Spricht diese Devise nicht jeder Humanität Hohn?

Nicht selten kam es zu neurotischen Verhaltensweisen und Selbstmorden von Unterlegenen. Der spartanische Ehrenkodex schrieb vor, lieber den Tod auf sich zu nehmen, als sich in der Schlacht oder im *Agon* zu ergeben. Dies hatte zur Folge, dass Sparta von einem gewissen Zeitpunkt an das Pankration, eine dem Ringen verwandte Kampfsportdisziplin, die nur dann entschieden war, wenn sich einer der Kontrahenten ausdrücklich für besiegt erklärte, nicht mehr beschickte (Poliakoff, S. 80/81).

Der Grieche dachte in der Athletik ausschließlich in Kategorien des persönlichen Vergleichs: Er wollte wissen, wer der beste

Einzelkämpfer war. Kennzeichnend für diese Denkweise war das für uns schwer nachzuvollziehende System der Siegerermittlung im Fünfkampf (Diskuswurf, Sprung, Speerwurf, Lauf, Ringen). Man kannte keine Punktwertung wie heute, sondern löste den Wettkampf gedanklich so auf, dass man das Abschneiden jedes einzelnen Athleten mit jedem einzelnen verglich und jeden, der dreimal gegen ein und denselben Konkurrenten verloren hatte, ausscheiden ließ (Ebert, 1963). Somit waren viele antike Fünfkämpfer, die nicht der obersten Leistungsklasse angehörten, eigentlich zeitlebens Drei- oder Vierkämpfer. Die Ermittlung des Siegers stand also so im Vordergrund, dass man jedem Athleten die weitere Teilnahme verwehrte, den man nicht mehr für die Entscheidung um den ersten Platz benötigte oder der selbst keine Aussicht mehr auf den Sieg hatte. Angesichts der bisher dargestellten Fakten verwundert es nicht, dass es in der Antike keine Mannschaftswettbewerbe gab. Die Selbstdarstellung des Individuums stand im Vordergrund. Angesichts dieser Unbedingtheit und Kompromisslosigkeit kann man die immer wieder zu lesenden Forderungen in den Feuilleton-Spalten der Sportpresse, die Olympischen Spiele, die in einen so erbarmungslosen Existenzkampf ausgeartet seien, müssten wieder „wirkliche Spiele“ wie in der Antike werden, nur als Illusion bezeichnen. Die antike Athletik hatte einen so ernsthaften Charakter und wies, vor allem in den Kampfsportarten, ein solches Ausmaß an Aggression und Gewalt auf, dass wir sie eher dem *Krieg* als dem *Sport* zuweisen würden. Von *Spiele*n kann keine Rede sein. Das Wort *agon* bedeutete im Griechischen *Kampf*, und zwar gleichermaßen im Sinne von Krieg/Schlacht und sportlichem Wettkampf. Der griechische Historiker Thukydides bezeichnete den 30-jährigen Peloponnesischen Krieg zwischen Athen und Sparta als *agon*. Auch heute heißen die Olympischen Spiele, abweichend von der Bezeichnung in anderen Sprachen, im Neugriechischen *agones olympikoi*, also *Olympische Kämpfe*.

Leistungsbegriff und Leistungsmessung in der antiken Athletik

Unsere heutige Vorstellung von der sportlichen Leistung ist in der Regel eng gebunden an quantifizierbare Kategorien, d. h. an eine exakte Messung von Zeiten, Weiten, Höhen, Gewichten oder ein möglichst objektives System von Punktwertungen oder Zählungen.

Unser Leistungsbegriff hat sich in der Zeit der Aufklärung herausgebildet und in engem Zusammenhang mit der Industrialisierung und dem technischen Fortschritt im 19. Jahrhundert weiterentwickelt (Eichberg, 1979; Grupe, 1982). Der von dem französischen Jesuitenpater Didon

formulierte und von Pierre de Coubertin propagierte Wahlspruch „Citius – Altius – Fortius“ verrät deutlich, dass sich die ihm zugrundeliegende Vorstellung vom Sport vorwiegend an der Messung in Zentimeter, Gramm und Sekunden orientierte. Nicht nur der *Sieg*, sondern auch der *absolute Rekord* gehörten nach Coubertin zu den wesentlichen Sinnelementen des Olympismus. Im 20. Jahrhundert hat man durch Normierung und Optimierung von Wettkampfstätten, Sportkleidung und Sportgeräten sowie durch die wissenschaftliche Erforschung der Trainingswirkungen in den meisten Sportarten die absoluten Rekorde ständig verbessert, bis man in den letzten Jahren an Leistungsgrenzen gestoßen zu sein scheint, die nur noch durch massive Manipulation der natürlichen Ressourcen des menschlichen Organismus weiter herausgeschoben werden können.

Abbildung 9: Antike Langläufer



(Archiv Manfred Lämmer)

Mit derartigen Problemen hatten die Griechen nichts zu tun. Bei ihren Wettkämpfen wurden weder Zeiten oder Weiten gemessen noch Punktabellen benutzt. Rekorde in unserem Sinne konnten schon deshalb nicht aufgestellt werden, weil Sportstätten und Geräte nicht standardi-

siert waren. Die ca. 300 griechischen Stadtstaaten wachten eifersüchtig über ihre Autonomie, gaben sich ihre eigenen Gesetze und benutzten eigene Kalender, Maße und Gewichte. Diese mussten im Verkehr mit den Nachbarn im Bedarfsfalle mit Hilfe von Konkordanzlisten umgerechnet werden.

Abbildung 10: Eine dynamische Szene mit Sprintern



(Matthias Kabel, CC-BY-SA 3.0, via Wikimedia Commons)

Ein Beispiel dafür, das sich auf die Leichtathletik bezieht: Das Wort *Stadion* ist ein altgriechisches Längenmaß, mit dem in der Antike allgemein räumliche Distanzen angegeben wurden, wie wir das heute mit den Begriffen Kilometer oder Meilen tun. Ein Stadion zählte in allen griechischen Städten gleichermaßen 600 Fuß, doch da die Länge des Fußes lokal verschieden war, ergaben sich für die Laufbahnen der Stadien, in denen die athletischen Wettkämpfe stattfanden, große Differenzen. Die Bahn in Olympia, die Herakles selbst abgemessen haben soll, hatte eine Länge von 192,28 m, die in Athen 184 m, die in Delphi 178 m, die in Delos nur 168 m, die in Pergamon dagegen 210 m. Schon daraus wird ersichtlich, dass es keine normierten Laufstrecken gab, die – selbst wenn man es technisch vermocht hätte – Grundlage einer einheitlichen Zeitmessung und der Aufstellung von Rekordlisten gewesen wäre.

Das gleiche trifft für die Sportgeräte zu. Bis heute hat man nicht zwei hinsichtlich ihres Durchmessers und ihres Gewichtes identische Disken gefunden. Selbstverständlich waren die Sportgeräte, die bei ein und demselben Wettkampf zum Einsatz kamen, gleich. Pausanias berichtet, dass die Fünfkämpfer in Olympia drei Disken gleicher Größe benutzten, die zwischen den Spielen im Schatzhaus der Stadt Sikyon aufbewahrt wurden (Pausanias VI, 19,4). Im Zeus-Tempel hingen 25 typengleiche Schilde, die beim Waffenlauf Verwendung fanden (Pausanias V, 12,8). Wir dürfen davon ausgehen, dass ähnliche Vorkehrungen für den Speerwurf und den Weitsprung getroffen wurden. So waren die Voraussetzungen für alle Athleten gleich. Die erzielten Leistungen wurden allerdings nicht gemessen, sondern der Aufschlagpunkt bzw. der letzte Abdruck des Fußes beim Weitsprung durch einen Pflock gekennzeichnet. Da Diskuswurf, Speerwurf und Weitsprung nur im Fünfkampf ausgetragen wurden, ging es ohnehin nur um die Feststellung der Platzierung, um mit Hilfe des bereits angesprochenen Prinzips den Sieger zu ermitteln.

In der 1.000-jährigen Geschichte der antiken Athletik verzeichnen wir nur wenige Abweichungen von diesen Gepflogenheiten. Der Grieche war offensichtlich nicht in der Lage, seine Vorstellung von einer athletischen Leistung an abstrakten, numerischen Kategorien zu orientieren: Bekannt ist die von einem römischen Schriftsteller überlieferte Anekdote: Ein Athlet, der bei einem Wettkampf eine schlechte Form aufwies, versuchte diese Tatsache dadurch zu kompensieren, dass er darauf hinwies, bei einem Wettkampf auf Rhodos eine Superweite erreicht zu haben. Sein Mitkonkurrent wischte die Antwort vom Tisch: „Hic Rhodus – hic salta!“ – „Hier ist Rhodos – spring hier!“ (Aisopos, 203b).

Während heute ein Athlet die Möglichkeit hat, innerhalb eines gewissen Zeitraums eine geforderte Qualifikation zu erreichen, ohne mit einem Konkurrenten direkt aufeinander getroffen zu sein, war dies in der Antike nicht möglich. Leistungen mussten immer zu einem ganz konkreten Zeitpunkt erbracht werden.

Die griechische Sitte, keine messbaren Leistungen aufzuzeichnen, hatte noch eine andere wichtige Folge. Ein Vergleich von Ergebnissen, die in verschiedenen Epochen erbracht wurden, war nicht möglich. Obwohl gar kein Zweifel daran bestehen kann, dass die professionalisierten und intensiv betreuten Athleten der römischen Kaiserzeit weitaus besser waren als die der klassischen Epoche, blieb der *Ruhm der Alten* für immer erhalten. In der Kaiserzeit wird der angebliche Verfall der Athletik beklagt und bedauert, dass es keine überragenden Persönlichkeiten mehr gebe wie die des Ringers Milon, der sechs Mal in Folge (540–516 v.Chr.) bei den Olympischen Spielen den Kranz errungen habe (Philostratos, 2014,

Gymnastikos 1. Poliakoff, 1989). Diese Tatsache signalisiert uns heute genau das Gegenteil, dass nämlich die Konkurrenz in der vielgepriesenen *alten* Zeit offensichtlich so schwach war, dass Milon so lange unangefochten dominieren konnte.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich noch eine interessante praktische Konsequenz für die Durchführung der großen Wettkämpfe, insbesondere für die Olympischen Spiele. Da keine Leistungen gemessen und öffentlich kommuniziert wurden, die Athleten aber nur selten mit ihren Konkurrenten in einen direkten Wettkampf traten, konnten sie ihr eigenes Leistungsniveau kaum verlässlich einschätzen. Nun konnte sich aber – soweit wir dies aus den Quellen entnehmen – jeder freie Grieche, der Geld, Zeit und Selbstvertrauen hatte, zur Teilnahme an den Olympischen Spielen melden. Dass aber schließlich immer nur eine Handvoll *Top-Stars* in Olympia antraten, ist eine Folge der Bestimmung, dass alle Teilnahmewilligen sich einen Monat vor Beginn der Spiele in Elis, der 40 km von Olympia entfernt gelegenen Veranstalterstadt, zu melden hatten. Die obersten Schiedsrichter, die *Hellanodiken*, beobachteten die Bewerber vier Wochen lang beim Training und wiesen alle, die sich offenbar überschätzt und keine Aussicht auf den Sieg hatten, ab (Ortkemper, 1996). Heute übernehmen diese Aufgabe die Nationalen Olympischen Komitees auf Grund von festgelegten Normen der Internationalen Sportfachverbände, die sich während eines bestimmten Zeitraums ein genaues Bild vom Leistungsniveau eines jeden Athleten gemacht haben.

Die Leistung eines griechischen Athleten bestand nicht in einem *messbaren Ergebnis*, sondern in der *Überwindung des Gegners*. Der Ringkampf war zu Ende, wenn der Gegner drei Gänge verloren hatte, Boxkampf und Pankration kannten keine Punktwertung, sondern wurden ausschließlich durch Kampffähigkeit eines der Kontrahenten oder ausdrückliche Aufgabe entschieden. Dem „*Citius – Altius – Fortius*“ Coubertins hält der Grieche den oben erwähnten Leitspruch „Immer der erste sein und überlegen den anderen“ entgegen.

Abbildung 11: Antike Boxer mit umwickelten Fäusten



(picture alliance/akg-images/Nimatallah)

Obwohl die Griechen keine Rekordlisten in unserem Sinn führten, versuchten sie dennoch, einer als hervorragend empfundenen Leistung über die Feststellung des Sieges hinaus auf andere Weise den Charakter der Einmaligkeit bzw. besonderen Denkwürdigkeit zu verleihen: Da ihnen die Zahl nicht zur Verfügung stand, bildete sich die Sitte heraus, außergewöhnliche Kombinationen von Siegen, besondere Erfolgsserien oder staunenswerte Umstände ihrer Kampfweise durch spezielle Attribute zu kennzeichnen, wodurch eine Reihe von begehrten *Ehrentiteln* entstand. Der bedeutendste war der des *Periodoniken* (Knab, 1934). Er wurde dem Athleten verliehen, der bei allen vier Panhellenischen Spielen, den Olympien, Pythien, Isthmien und Nemeen, in seiner Disziplin siegte. Dieser Zyklus wurde nämlich *Periodos*, d.h. *Umlauf* genannt. Der Titel ist mit dem des *Grand Slam* im modernen Tennis vergleichbar. Den *Grand Slam* hat bekanntlich ein Spieler bzw. eine Spielerin gewonnen, dem/der es gelungen ist, innerhalb einer Saison bei den vier bedeutendsten Turnieren der Welt (Australian Open, Paris Open, Wimbledon und U. S. Open) zu siegen.

Es fällt auf, dass in einer Gesellschaft, die so sehr das Konkurrenzprinzip kultivierte, das Gefühl für Chancengleichheit relativ gering ausgeprägt war. Nur wenige archetypische Regeln sicherten den Verlauf der Wettkämpfe. Ihre Einhaltung musste zudem durch den Olympischen Eid gesichert werden (Lämmer, 1995). Die organisatorischen Gepflogenheiten waren nicht ohne Widersprüche: Einerseits kannte man eine Einteilung der Wettkämpfer in zwei (so in Olympia) oder drei Alterskategorien, so dass die sich noch in der körperlichen Entwicklung befindlichen Jugendlichen unter sich blieben, andererseits gab es in den Kampfsportarten Ringen, Pankration und Boxen keine Gewichtsklassen (Ebert, 1980, S. 63/64). Im Übrigen interessierte es niemanden, wie sich ein Athlet auf die Wettkämpfe vorbereitete und in welchen sozialen Verhältnissen er sich befand. Dies war allenfalls Sache der Heimatstädte. Man empfand es auch nicht als Ungerechtigkeit und Benachteiligung, dass Frauen und Nichtgriechen von der Teilnahme an Wettkämpfen ausgeschlossen waren – entsprach dies doch ihrer allgemeinen Ausgrenzung aus dem politischen Leben.

Ein Phänomen ist aber noch von besonderem Interesse: Die Griechen waren zutiefst davon überzeugt, dass der Erfolg im Wettkampf nur zum Teil Ergebnis eigenen Bemühens und eigener Leistung war. Letztlich entschieden über Sieg und Niederlage die Götter, die oft willkürlich helfend oder behindernd in den Wettkampf eingriffen. Dies wird in hervorragender Weise an der Schilderung der Wettkämpfe zu Ehren des Patroklos im 23. Gesang der *Ilias* deutlich (*Ilias*, 23, 257–897). Fast alle Wettbewerbe werden durch die Götter entschieden, während die Athleten versuchen, sich durch Gebet und Opfer ihrer Hilfe zu versichern. Letztlich wird hier der Mensch zum Spielball höherer Mächte, was allerdings den Vorteil hat, dass er eine Niederlage nicht auf eigene mangelnde Leistungsfähigkeit zurückführen muss, sondern sie auf Kräfte und Einflüsse schieben kann, die sich seiner Einwirkungsmöglichkeit entziehen.

Pausanias berichtet, dass die Olympiakämpfer, die sich monatelang intensiv vorbereitet hatten und von den Hellanodikern sorgfältig überprüft worden waren, vor dem Betreten des Stadions an einem besonderen Altar dem Kairos, dem „Gott des günstigen Augenblicks“, opferten – wir würden sagen: dem „Gott der Tagesform“ (Pausanias V 14, 9).

Fazit

Pierre de Coubertin hat das Prinzip, von dem er sich bei der Wiederbelebung der Olympischen Spiele leiten ließ, mit der Formel umschrieben: „Antiken Sinn und moderne Form vereinen“ (Cook, 1909, S. 197). Diesen Anspruch können die modernen Spiele nicht erfüllen. Das antike Amateurideal ist eine fromme Lüge in wohlgemeinter pädagogischer Absicht, die friedensstiftende Mission der Hellenischen Spiele eine Illusion unserer Zeit, der unbedingte Vorrang des Sieges und der verbissene Ernst, den viele am heutigen Wettkampfgeschehen so sehr bedauern, waren dagegen typisch griechisch. Nationale und soziale Restriktion machten die antiken Spiele zur Angelegenheit einer privilegierten Minderheit. Die Aufzählung weiterer Unterschiede ließe sich fortführen. Es fällt schwer, in der Antike überhaupt einen einzigen Kernbegriff des modernen Olympismus wiederzuentdecken. Die Spiele der Antike unterschieden sich von denen, die Coubertin gründete, so grundlegend von jenen, die wir heute erleben.

Abbildung 12: Das antike Olympiastadion – eine überraschend schlichte Anlage



(picture-alliance/Herve Champollion/akg-images)

Abbildung 13: Das Stadion der ersten Olympischen Spiele der Neuzeit 1896 in Athen



(picture alliance/ANE/Eurokinissi/Antonis Nikolopoulos)

In der Andersartigkeit unserer Wertvorstellungen und Maßstäbe manifestiert sich eben der große geistige, kulturelle und gesellschaftliche Fortschritt seit der Antike, den wir dem Christentum, der Reformation, der Aufklärung und den modernen sozialen Bewegungen verdanken. Die kurze Rückschau hat gezeigt, dass sich die Olympische Idee letztlich reduzieren lässt auf das Prinzip periodisch wiederkehrender festlich gestalteter Wettkämpfe, deren Sinnggebung sich wandelt und immer wieder neu gefunden werden muss.

Doch ein Paradoxon bleibt: Das weitverbreitete falsche Bild von den antiken Olympischen Spielen war eine der wirksamsten Triebkräfte für die Entwicklung und den Erfolg der Coubertinschen Idee.

Literatur:

- Cook, Th. (1909). *The Fourth Olympiad being The Official Report. The Olympic Games of 1908 celebrated in London*. London: The British Olympic Association.
- Coubertin, P. de (1966). Die philosophischen Grundlagen des modernen Olympismus. In Carl-Diem-Institut (Hrsg.), *Pierre de Coubertin. Der Olympische Gedanke. Reden und Aufsätze*. Schorndorf: Karl Hofmann.
- Crowther, N.B. (2001). Victories without Competition in the Greek Games. *Nikephoros*, 14, 29–44.
- Decker, W. (2012). *Sport in der griechischen Antike. Vom minoischen Wettkampf bis zu den Olympischen Spielen* (2. Aufl.). München: Verlag C.H. Beck.
- Ebert, J. (1963). *Zum Pentathlon der Antike. Untersuchungen über das System der Siegerermittlung und die Ausführung des Halterensprungs* (Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, phil.-hist., Klasse 56,1). Berlin [DDR]: Akademie-Verlag.
- Ebert, J. (1980). *Olympia von den Anfängen bis zu Coubertin*. Leipzig: Koehler & Amelang.
- Eichberg, H. (1979). *Der Weg des Sports in die industrielle Zivilisation*. Baden-Baden: Nomos.
- Finley, M. I. & Pleket, H. W. (1976). *Die Olympischen Spiele der Antike*. Tübingen: R. Wunderlich Verlag.
- Fricke, K. (1982). *Die Idee der ständigen Austragung der Olympischen Spiele in Griechenland*. Diplomarbeit, Deutsche Sporthochschule Köln.
- Grupe, O. (1982). *Bewegung, Spiel und Leistung im Sport. Grundthemen der Sportanthropologie*. Schorndorf: Karl Hofmann.
- Homer (2013). *Ilias*. Übersetzt von H. Rupé. Berlin: De Gruyter.
- Höfer, A. (1994). *Der Olympische Friede. Anspruch und Wirklichkeit einer Idee* (Studien zur Sportgeschichte, Band 2). St. Augustin: Academia.
- Knab, R. (1934). *Die Periodoniken. Ein Beitrag zur Geschichte der gymnischen Agone an den vier griechischen Hauptfesten*. Dissertation, Gießen.
- Lämmer, M. (1980). Flucht nach Hellas? Griechenlands Vorschlag. *Olympisches Feuer*, 30(4), 43–47.
- Lämmer, M. (1981). Women and Sport in Ancient Greece. A Plea for a Critical and Objective Approach. In J. Borms (Hrsg.), *Women and Sport. An Historical, Biological, Physiological and Sportsmedical Approach* (S. 16–23). International Congress, Rome, July 1980.
- Lämmer, M. (1982). Der sogenannte Olympische Friede in der griechischen Antike. *Stadion*, 8/9, 47–83.
- Lämmer, M. (1985) Zum Verhältnis von Sport und Krieg in der griechischen Antike. In H. Becker (Hrsg.), *Sport im Spannungsfeld von Krieg und Frieden* (S. 17–30). Clausthal-Zellerfeld: Deutsche Vereinigung für Sportwissenschaft.

- Lämmer, M. (1995). Der Olympische Eid in der griechischen Antike. In H. Schaller & D. Pache (Hrsg.), *Sport als Bildungschance und Lebensform. Prof. Dr. Heinz Denk zum 65. Geburtstag gewidmet* (S. 157–164). Schorndorf: Karl Hofmann.
- Olympische Charta* (2014). Übersetzt von C. Vedder & M. Lämmer im Auftrage der Deutschen Olympischen Akademie. Melsungen: Bernecker.
- Ortkemper, H. (1996). *Olympische Legenden. Geschichten aus dem antiken Olympia*. Insel Verlag.
- Pausanias (1954). *Beschreibung Griechenlands*, neu übersetzt von E. Meyer. Zürich: Artemis-Verlag.
- Philostratus (2014). *Heroicus. Gymnasticus. Discourses 1 and 2* (Edited and Translated by Jeffrey Rusten and Jason König). Cambridge, Mass./London, England: Harvard University Press.
- Poliakoff, M. B. (1989). *Kampfsport in der Antike. Das Spiel um Leben und Tod*. München: Artemis & Winkler.
- Schiller, F. (1962). Das Siegesfest [1803]. *Sämtliche Werke, Band 1*, 382–383. München: Hanser.
- Sinn, U. (2004). *Das antike Olympia. Götter, Spiel und Kunst*. München: Verlag C.H. Beck.
- Swaddling, J. (2004). *Die Olympischen Spiele der Antike*. Stuttgart: Reclam.
- Weeber, K.-W. (1991). *Die unheiligen Spiele. Das antike Olympia zwischen Legende und Wirklichkeit*. Artemis & Winkler.
- Weiler, I. (1975). AIEN APICTEYEIN. Ideologiekritische Bemerkungen zu einem vielzitierten Homerwort. *Stadion*, 1(1), 199–227.
- Weiler, I. (2008). Der Agon, die Agonalität und das Agonale aus der Sicht des Althistorikers. *Leipziger sportwissenschaftliche Beiträge*, 49(1), 4–26.
- Young, D.C. (1984). *The Olympic Myth of Greek Amateur Athletics*. Chicago: Ares.

Historische und pädagogische Grundlagen der Olympischen Erziehung

Roland Naul

Abstract

Die historischen und pädagogischen Grundlagen der Olympischen Erziehung haben verschiedene Wurzeln und Quellen. Eine dieser zentralen Grundlagen stellen die Schriften von Pierre de Coubertin dar. Seine Überlegungen konzentrieren sich auf den Sinn und Zweck der Olympischen Spiele und auf die Aufgaben und Ziele des antiken Gymnasiums als einem permanenten Zentrum zwischen den Olympischen Spielen für das körperliche, geistige und moralische Training der Jugend. Als die Olympischen Spiele nach dem 1. Weltkrieg wieder Fuß gefasst hatten, verließ Coubertin das IOC und versuchte mit Partnern aus Griechenland und Deutschland die Idee des antiken Gymnasiums als eine moderne Bildungsstätte zu realisieren. Seine Nachfolger, Freunde und Förderer konnten schließlich mit Unterstützung des IOC und des Hellenischen Olympischen Komitees das antike Gymnasium im Jahr 1961 als *Internationale Olympische Akademie* eröffnen.

Schon früh wurde der pädagogische Gedanke der Olympischen Idee auch anlässlich von Olympischen Spielen von den ausrichtenden Städten im Rahmen des Festprogramms berücksichtigt. Die drei Jahrzehnte zwischen den Jahren 1950 und 1980 waren entscheidend, um Programme zur Förderung der Leibeserziehung, des Jugendsports und der Sportwissenschaft im Kontext Olympischer Spiele zu entwickeln. Hier liegen die pädagogischen Vorboten einer Olympischen Erziehung (Krüger, 2018), die in Deutschland erst seit den 1990er Jahren eine schrittweise Verbreitung gefunden hat.

Einleitung

Die historischen und pädagogischen Grundlagen der Olympischen Erziehung sind in einen vielschichtigen kulturhistorischen und bildungsgeschichtlichen Zusammenhang eingebettet und unterlagen dem bestän-

digen Wandel der Olympischen Spiele ebenso wie der Entwicklung von Sportorganisationen. Auch der Olympische Kongress von Paris 1894 und der an die Spiele von Athen 1896 anschließende Olympische Kongress von Le Havre im Jahr 1897 waren als Ausgangspunkte der Olympischen Bewegung für die Entwicklung einer Olympischen Erziehung von besonderer Bedeutung. Allerdings können die philosophischen und anthropologischen Grundlagen sowie die Ziele einer Olympischen Erziehung durchaus noch weiter zurückdatiert werden. Die pädagogischen Grundlagen sind in den anthropologischen Schriften von Johann Christoph Friedrich GutsMuths mit seiner pädagogischen Gymnastik gegen Ende des 18. Jahrhunderts ebenso verwurzelt wie in der christlichen Erziehungslehre von Reverend Thomas Arnold an der Public School in Rugby im frühen 19. Jahrhundert, die eine Moralerziehung durch Bewegung und Sport einschloss (Naul, 2010).

Dieser Beitrag stellt die historischen und pädagogischen Grundlagen der Olympischen Erziehung, eingeleitet durch Pierre de Coubertin, in den Vordergrund. Im Zentrum stehen seine Aktivitäten und Publikationen in den ersten beiden Dekaden des 20. Jahrhunderts sowie seine berühmte Radiorede aus dem Jahr 1935 über die fünf Olympischen Prinzipien.

Hervorgehoben werden auch die Leistungen seiner Mitstreiter im 1. Internationalen Olympischen Komitee (IOC), die wegen der Fokussierung auf die Person Pierre de Coubertins, über viele Jahre nur wenig Beachtung fanden. Einige von ihnen entwickelten als Lehrer und Offiziere viele eigene Ideen, wie Schulen die Olympische Idee aufgreifen und entwickeln können. Bereits sehr früh gab es Vorschläge zur Rolle der Schule in der Olympischen Bewegung, die zeitnah auch in deutscher Sprache publiziert wurden. Von Pierre de Coubertin selbst wurden diese Ideen inhaltlich erst viele Jahre später noch einmal spezifisch artikuliert, nachdem er sein Amt als Präsident des IOC niedergelegt hatte (1925).

Ein Kerngedanke dieses Artikels ist auch die Idee des *antiken Gymnasiums* und Coubertins zahlreiche Versuche, ab dem Ende der 1920er Jahre ein modernes Trainingszentrum für eine geistige und körperliche Erziehung zum Zwecke einer harmonischen Gesamtbildung zu errichten, lange bevor in diesem Sinne im Jahr 1961 die Internationale Olympische Akademie (IOA) im antiken Olympia eröffnet wurde.

Nicht zuletzt stellt die Entwicklung der Olympischen Spiele in den letzten 125 Jahren ebenfalls einen historischen Vektor für die Entwicklung der Olympischen Erziehung, ihrer pädagogischen Ideale, Ziele und Inhalte dar. Inwieweit diese Entwicklung durch das Kultur- und Wissenschaftsprogramm der Gastgeberstädte von Olympischen Spielen beeinflusst oder geprägt wurde, ist ein weiterer Teil der folgenden Ausführungen. Einen

besonderen Wendepunkt stellt das Jahr 1983 dar, als das IOC alle Nationalen Olympischen Komitees aufforderte, so noch nicht geschehen, eigene Nationale Olympische Akademien zu gründen, um die Olympische Erziehung nachhaltig zu fördern.

Die Ideen Pierre de Coubertins über Erziehung

Pierre de Coubertin

Pierre de Frédy, Baron de Coubertin (1863 – 1937) war ein französischer Pädagoge, Sportfunktionär und Historiker. Er studierte an der Sorbonne Kunst, Philologie und Rechtswissenschaften und wollte durch eine neue Form der sportlichen Erziehung den ganzen Menschen in der Einheit von Körper, Geist und Seele formen. Er ist verantwortlich für Einführung der Olympischen Spiele der Neuzeit und gründete 1894 das Internationale Olympische Komitee. Coubertin entwarf die Olympischen Ringe und war der erste Olympiasieger in der Disziplin Literatur.

Die moderne Wiedererweckung der Olympischen Spiele am Ende des 19. Jahrhunderts war vorrangig ein pädagogisches Projekt. Pierre de Coubertin, ein französischer Schulreformer, forderte in den späten 1880er Jahren mit einigen Gleichgesinnten die Reform der militärischen Schulgymnastik an den höheren Schulen Frankreichs durch die Einführung athletischer und sportlicher Übungen, die er selbst bei Besuchen in englischen Public Schools kennengelernt hatte. Coubertins Erziehungsidee fußte dabei vor allem auf zwei Grundlagen: der griechischen, antiken Bildungsidee einer harmonischen Erziehung von Körper und Geist sowie der körperlichen Erziehung an den englischen Public Schools als eine ganzheitliche Charakterschulung.

Für Coubertin war das antike Bildungsideal „a delicate balance between mind and body“ grundlegend für seine Reformpläne (Coubertin, 1894, in Müller, 2000, S. 532). Ebenso wurde er von den pädagogischen Ideen eines Thomas Arnold (1795–1842) beeinflusst, der als Head Master der Public School von Rugby die Durchführung körperlicher Übungen erweitert hatte. Coubertin besuchte außerdem auf mehreren Reisen in den 1880er Jahren die Eliteschulen Englands und der USA und beobachtete, mit welcher Begeisterung Schüler und Studenten Mannschaftsspiele (cricket, football, baseball) als Teil des offiziellen Curriculums betrieben, die die charakterliche Bildung fördern sollten (Mac Aloon, 2007; Wassong, 2002). In dieser Hinsicht finden Coubertins olympische Aktivitäten und Publika-

tionen ihren Ursprung in den 1880er Jahren, lange bevor er die Idee des Olympischen Kongresses 1894 an der Sorbonne in Paris umsetzte und die ersten internationalen Olympischen Spiele organisiert wurden.

In seinen frühen Bemühungen, sein Erziehungsideal zu beschreiben, griff Coubertin auf zwei für ihn zentrale Begriffe zurück: den „cult of effort“ und den „cult of eurhythmy“. „Cult of effort“ kann als das ständige Bestreben nach der Verbesserung der eigenen Fähigkeiten und Leistungen umschrieben werden. „Cult of eurhythmy“ beschreibt das Gleichmaß oder den Gleichklang von körperlicher, geistiger, kultureller bzw. künstlerischer Bildung. Das nachfolgende Zitat Coubertins stammt aus seinen Olympischen Briefen des Jahres 1918, die er schrieb, nachdem das Büro des IOC während des Ersten Weltkriegs von Paris nach Lausanne verlegt worden war:

“This Olympic pedagogy which I recently said was based at once on the cult of effort combined on the cult of eurhythmy – and consequently on the love of excess combined with the love of moderation – is not sufficiently served by being glorified before the world once every four years in the Olympic Games. It needs permanent factories. The Olympic factory for the ancient world was the gymnasium. The Olympiads have been renewed, but the gymnasium of antiquity has not – as yet. It must be” (Olympischer Brief No. V, Coubertin, 1918, in Müller, 2000, S. 217).

Coubertin entlieh den Begriff *Eurhythmie* von Erziehungsansätzen wie denen Rudolf Steiners in den frühen Jahren nach 1900, der z.B. in Deutschland mit reformpädagogischen Tendenzen in der Kunsterzieherbewegung einherging. Der Begriff unterstreicht eine Pädagogik, die auf eine Harmonie von Bewegungsvorstellung und künstlerischem Ausdruck ausgerichtet ist und eine intellektuelle, praktische und künstlerische Gestaltung in sich vereint.

Es ist nicht schwer zu verstehen, warum eine solche philosophisch-philanthropische Strömung einen Pädagogen wie Coubertin beeindruckte, der das französische Erziehungssystem aufgrund seiner reinen Wissensvermittlung scharf kritisierte. Analog zur Wiedererweckung der Olympischen Spiele war Coubertin daher zusätzlich daran interessiert, das *Gymnasium der Antike* wieder ins Leben zu rufen. Seine Vorstellung der Wiedereinführung des Gymnasiums der Antike beinhaltete die Einrichtung einer Kulturstätte, ausgelegt auf die Ausgewogenheit von körperlichem Training, geistiger Bildung und Charakterschulung für eine harmonische und ganzheitliche Erziehung junger Menschen.

In dem oben zitierten Olympischen Brief nannte Coubertin „städtische Institutionen“ als eine bedeutende Möglichkeit, solche Kulturfabriken dauerhaft zu installieren (Müller, 2000). In der Tat entstanden in den 1920er Jahren in den Städten vieler europäischer Länder Sportschulen und Sportvereine, die dauerhaft körperliche Übungen und eine sportliche Erziehung förderten. Seitdem wird zwar nicht an jedem dieser Orte und Sportstätten der Eurythmie entsprochen, jedoch zumindest der *cult of effort* für die Jugend mit Training und Wettkampf gefördert. *Effort* oder Anstrengung wurde ein fundamentales Olympisches Prinzip, heute bekannter als *joy found in effort*. Ebenso gibt es den Begriff der *Eurythmie* als Thema und Referenzpunkt in olympischen Studien bis heute. Für Coubertin sind beide Prinzipien seit den 1920er Jahren zentrale Pfeiler seiner „pedagogie sportive“ (Coubertin, 1922), die wir heute essenziell mit einer Olympischen Erziehung verbinden.

Coubertin selbst sprach in Bezug auf seine pädagogischen Reformen nie von einer *Olympischen Erziehung*. Er bevorzugte Begriffe wie „athletische Erziehung“, „englische Erziehung“ oder „pedagogie sportive“, wie der Titel seines berühmten Buches aus dem Jahr 1922 heißt (Coubertin, 1922). Coubertin sah wie seine Kollegen aus dem IOC in den Olympischen Spielen eine Möglichkeit zur Förderung von Olympischen Idealen und Verhaltensweisen bei den teilnehmenden Athleten. Die sportpädagogischen Reformen, die er in Unterricht und Schule verfolgte, basierten auf der Idee der Einheit von Körper und Geist bei jungen Menschen mit dem Ziel der individuellen Selbst-Verbesserung durch die Teilnahme am und die Anstrengung im Sport. Fair Play, Freundschaft, Frieden und internationale Verständigung gehörten zu der Liste der Werte, die im Konzept von Coubertins Olympismus wiederzufinden sind.

Für Pierre de Coubertin und seine Mitstreiter waren die Olympischen Spiele folgerichtig nicht nur eine beliebige Sportveranstaltung, sondern der Ausdruck einer breiten sozialen Bewegung, die durch Spiel und Sport die Entwicklung einer humanen Welt fördern sollte. Coubertins Enthusiasmus galt im Kern der Erziehung durch den olympischen Sport. Diesen sah er jedoch im Lauf der Entwicklung der Olympischen Spiele nicht genügend verwirklicht. Ein Hauptmotiv seines Rücktritts vom Amt des Präsidenten des IOC in Prag (1925) war, dass er diesen Erziehungsgedanken auch außerhalb der Olympischen Bewegung weiterverfolgen wollte, um die „unfinished pedagogical legacy of the gymnasium of antiquity“, den zweiten Teil seiner Erziehungsidee, in die Tat umzusetzen. Dafür gründete er die *Union pédagogique universelle*. In seiner Prager Abschiedsrede beklagte er, dass man wohl nicht voll und ganz verstanden hatte, was er mit der Wiedereinführung der Olympischen Spiele erreichen

wollte. Im IOC gab es nämlich in diesen Jahren wenig Interesse an den pädagogischen Zielen der Spiele und der Wiederbelebung der Idee des antiken Gymnasiums (Coubertin, 1922).

Pierre de Coubertin entwickelte selbst kein eigenes Konzept oder eine Systematik einer Olympischen Erziehung. In seinem Olympischen Brief No. IV erklärte er jedoch, was er unter *Olympismus* verstand:

“Olympism is not a system, it is a state of mind. The most widely divergent approaches can be accommodated in it, and no race or time can hold an exclusive monopoly on it” (Coubertin, 1918, in Müller, 2000, S. 548).

Wenn der Olympismus in den Augen Coubertins kein streng philosophisch oder pädagogisch begründetes oder abgeleitetes System von Axiomen und Sätzen darstellt, sondern eher eine Geisteshaltung, dann ist es nicht überraschend, dass er kein theoretisches System einer Olympischen Pädagogik entworfen hat. Er rezipierte viel mehr verschiedene pädagogische Strömungen und sportliche Orientierungen seiner Zeit und stützte so seine eigenen Vorstellungen und Ideen. Dennoch waren bereits bis Mitte der 1920er Jahre in einer Reihe von europäischen Ländern (auch in Deutschland) Erziehungs- und Schulreformen auf den Weg gebracht worden, die neue Elemente mit Spiel und Sport in den Schulalltag eingeführt hatten, auch teilweise bereits verbunden mit dem Ziel einer ethisch-moralischen Charakterbildung. Allerdings bezeichnete in dieser Zeit niemand die Förderung des Jugendsports in Schulen und Sportvereinen in Anlehnung an Coubertin als *Olympische Pädagogik* oder *Olympische Erziehung*.

Nach rund 120 Jahren der modernen olympischen Geschichte kann man feststellen, dass der Olympismus heute ein pädagogisches Konzept darstellt, das sehr verschiedene, auch divergente Ansätze, umfasst. Gleichwohl lassen sich aber in den Schriften Coubertins klare und eindeutige Aufgaben festhalten, die er in seinen zahlreichen Reden und Briefen als Erziehungsaufgabe zur Förderung des *Olympischen Geistes* artikuliert hat. So beschreibt er in seinem Olympischen Brief No. III vier konkrete Pflichten für Erzieher, um eine harmonische Bildung von Körper und Geist zu erreichen:

“[...] to distinguish [...] only the body and the mind, [...] is too simplistic, but rather the muscles, the understanding, the character, and the conscience. This corresponds to the four-fold duty of the educator” (Coubertin, 1918, in Müller, 2000, S. 547).

Somit verlangt er eine Erziehung, die den Prinzipien der Eurhythmie in seinem Sinne folgt. Er wünscht sich nicht nur eine integrative Entwicklung von Körper und Geist, sondern eine Erziehung *in vier Kompetenzbereichen: körperlich, sozial, moralisch und geistig*.

Im Jahre 1935, kurz vor den Olympischen Spielen in Berlin, hielt Coubertin seine berühmte Radiorede, die von allen Rundfunksendern im Deutschen Reich aus der Schweiz übertragen wurde. Darin formulierte und erläuterte er fünf Prinzipien als pädagogisch-philosophische Grundlagen des Olympismus (Coubertin, 1918, in Müller, 2000, S. 580–583).

Das erste und für Coubertin wohl wichtigste olympische Prinzip ist die „*religio athletae*“. Er sah in den Teilnehmern an den Olympischen Spielen „Botschafter einer modernen Erziehung“ von zivilisierten Völkern, die den religiösen Geist des Sports im Sinne eines moralisch korrekten Verhaltens untereinander teilten. Athleten sollten die Repräsentanten einer „neuen humanen Gesellschaft“ sein (Coubertin, 1918, in Müller, 2000, S. 580).

Das zweite Prinzip basiert auf der Gleichheit aller Menschen. Alle Athleten streben fortwährend nach der Vervollkommnung ihrer Fähigkeiten – körperlich, intellektuell und moralisch – als individuelle Selbsterfüllung im Rahmen ihrer persönlichen, holistischen und harmonischen Erziehung. Diese Athleten waren in den Augen von Coubertin „Kosmopoliten“, welche die Elite ihres jeweiligen Landes darstellten, da sie physische Überlegenheit und Vielseitigkeit zum Ausdruck brachten. In ihrer Entwicklung folgten sie dem Wahlspruch „*citius, altius, fortius*“ (schneller, höher, stärker) (Coubertin, in Müller, 2000, S. 581). Hier meint Coubertin nicht die dauerhafte Steigerung von Höchstleistungen, sondern die Verpflichtung eines jeden Athleten, seine individuellen Leistungen beständig zu verbessern.

Das dritte Prinzip ist mit dem von Coubertin assimilierten Konzept der „Ritterlichkeit“ verbunden. Coubertin sieht im Kampf der Athleten eine Parallele zu den Rittern in alten Tagen, die gegeneinander unter rigiden Regeln der Ehre und auf der Grundlage gegenseitigen Respekts („*respect mutuelle*“) gekämpft haben. Er schreibt dazu:

“In chivalry, the idea of competition, of effort opposing effort for the love of the effort itself, of courteous yet violent struggle, is superimposed on the notion of mutual assistance, the basis of camaraderie” (Coubertin, 1918, in Müller, 2000, S. 581).

An anderen Stellen seiner Schriften hat Coubertin auch von *Fair Play* gesprochen, wenn er Ritterlichkeit meinte und von *joy in effort* anstelle von Kraftanstrengung. Beide Begriffe sind heute zwei der wichtigsten Prinzipien einer Olympischen Erziehung.

Das vierte Prinzip des Olympismus beschreibt Coubertin als *truce*, als Gottesschutz oder auch Waffenstillstand. Die Idee der rhythmischen Wiederkehr von Olympischen Spielen war gemäß dem antiken Vorbild mit einer Immunität aller Teilnehmer, die eine sichere Reise zu den Spielen und zurück garantierte, verbunden (Lämmer, 1982/83). Die regelmäßige Durchführung von Olympischen Spielen in einem Rhythmus von vier Jahren war für Coubertin von großer Bedeutung. Er hoffte, dass die Durchführung der Spiele zu einer Unterbrechung von Konflikten und Kriegen zwischen den Völkern beitragen würde. Der Rhythmus von Olympischen Spielen könne die Feindseligkeiten, Dispute und Missverständnisse zwischen den Völkern zumindest zeitweilig unterbrechen.

Das fünfte und letzte Prinzip ist in der Idee der Eurhythmie verankert. Coubertin wollte damit Fest und Feier, Kunst, Musik, Literatur und Theater als Elemente in die Inszenierung von Olympischen Spielen einbeziehen. Von den Stockholmer Spielen 1912 bis zu denen in London 1948 gehörten sogar Kunstwettbewerbe zum Olympischen Wettkampfprogramm.

Coubertins Erziehungsideen und Vorstellungen von der Entwicklung des olympischen Gedankenguts können somit als eine Mischung aus verschiedenen Begriffen, geistigen Strömungen und Wertvorstellungen der Zeit um 1900 angesehen werden. Dies ist unter anderem an seinen Vorstellungen über die eurhythmische Entwicklung von Athleten, über ihre Rolle als Botschafter der Erziehung ihres Landes und in der Bedeutung der Olympischen Spiele mit ihrem Festprogramm für Gesellschaft und Frieden wieder zu erkennen.

Coubertins Ausführungen zum Olympismus und seine Vorstellungen über den Beitrag des olympischen Sports für die Erziehung der Jugend sind oft kritisiert worden, weil sie in sich kein klares, geordnetes System nach philosophischen Grundsätzen oder pädagogischen Maximen darstellen. Mit dem Zitat von Coubertin über den Olympismus „as a state of mind“ kann geantwortet werden, dass er dieses Ziel selbst nie angestrebt hat. Denn Coubertin sah den Olympismus nicht als ein philosophisches System im Aristotelischen Sinne, sondern als eine zeitgeschichtlich angewandte Form einer geistigen Haltung, die sich in verschiedenen Epochen der Zeitgeschichte weiterentwickelt und auch in anderen Kulturräumen zu neuen Adaptionen des Olympischen Gedankens führen kann. Diese zeitgeschichtlich und kulturgeschichtlich offene, flexible und sich auch ändernde Form des Olympismus macht die eigentliche Leistung im Denken Coubertins aus: „The most widely divergent approaches can be accommodated in it, and no race or time can hold an exclusive monopoly on it“ (Coubertin, in Müller, 2000, S. 548). Deshalb ist die vermeintliche

Schwäche des Gedankengebäudes von Coubertin über den Olympismus zugleich seine Stärke über Kulturräume und Zeiten hinweg.

Die Mitglieder des ersten Internationalen Olympischen Komitees als Erzieher

Olympische Charta

Die Olympische Charta beinhaltet die grundlegenden Prinzipien des Olympismus, Bestimmungen der Olympischen Bewegung sowie Regeln für die Organisation von Olympischen Spielen. Die Charta wird vom IOC herausgegeben und regelmäßig aktualisiert. Wichtige Ziele der Olympischen Charta sind die Bestimmung und Bewahrung olympischer Werte und Prinzipien.

Die erste Fassung der Olympischen Charta wurde von Coubertin und den Mitgliedern des 1. Internationalen Olympischen Komitees verfasst, aber erst 1908 als *Annuaire, Règlement* publiziert (COI, 1908). Erst Jahre später wurden vier zentrale Ziele in diese Charta aufgenommen:

1. Die Förderung von Verhaltensweisen, auf deren Grundlage im Sinne der Olympischen Werte Sport getrieben werden soll.
2. Die Erziehung der Jugend durch den Sport im Geiste von Verständigung und Freundschaft, um so zu einer besseren und friedlicheren Welt beizutragen.
3. Die weltweite Verbreitung der Olympischen Prinzipien und damit die Herstellung von internationalem Verständnis füreinander.
4. Die Zusammenführung der Athleten der Welt zu einem alle vier Jahre stattfindenden großen Sportfest, den Olympischen Spielen.

Als Pierre de Coubertin seine Initiative zur Wiedererweckung der Olympischen Spiele begann, sammelte er um sich herum Persönlichkeiten wie den böhmischen Gymnasiallehrer Jiri Guth-Jarkovsky, den ungarischen Pädagogen und Vertreter der Friedensbewegung Ferenc Kemeny, oder Viktor Balck und Alexander Butovsky, die in Stockholm bzw. St. Petersburg mit der körperlichen Ausbildung von Gymnastiklehrern und Offizieren beschäftigt waren. Dazu kam der Grieche Dimitrios Vikelas, der sich, wie Coubertin in Frankreich, in seinem Heimatland als eifriger Förderer der Volks- und Jugendbildung Verdienste errungen hatte. Nur eine Person aus dem ersten Komitee war beruflich nicht in der Lehre oder Ausbildung von Jugendlichen, Gymnastiklehrern oder Offizieren tätig: der Chemiker Dr. Willibald Gebhardt, der als Wissenschaftler und Autor zur körperlichen Erziehung der Schuljugend Stellung bezog (Hamer, 1971;

Huhn, 1992; Naul 1999). Diese Männer können als Väter der Olympischen Erziehung in ihren Heimatländern angesehen werden.

Willibald Gebhardt

Karl August Willibald Gebhardt (1861 – 1921) war ein deutscher Naturwissenschaftler und Sportfunktionär, der als Mitbegründer der Olympischen Bewegung in Deutschland und als Förderer der modernen Olympischen Spiele gilt. Er war das erste deutsche Mitglied im Internationalen Olympischen Komitee und gründete jeweils für die Olympischen Spiele in Athen (1896), Paris (1900) und St. Louis (1904) Olympische Komitees, um deutschen Sportlern die Teilnahme zu ermöglichen.

Die Olympischen Spiele von Athen 1896 hatten bei den IOC-Mitgliedern einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen, besonders bei den Pädagogen. Zuhause berichteten Jiri Guth-Jarkovsky (1896) und Ferenc Kemeny (1897) in Zeitschriftenartikeln über die Athener Spiele und wollten die olympischen Impulse, die sie erfahren hatten, für ihre Arbeit an den Schulen umsetzen. Englischer Sport sollte stärker gefördert, Wettkämpfe und Turniere sollten organisiert und durchgeführt werden. Kemeny ging mit seinen Vorschlägen sogar so weit, dass die besten Schüler an nationalen Olympischen Spielen teilnehmen sollten (Naul, 1999).

Im März 1904 setzte Dr. Willibald Gebhardt als erstes deutsches IOC-Mitglied einen wichtigen Meilenstein für die Olympische Erziehung an deutschen Schulen. Er gründete zunächst zusammen mit seinen früheren Gegnern aus der Deutschen Turnerschaft (DT) und dem Zentralausschuss für Volks- und Jugendspiele (ZA) das erste, ständige Nationale Olympische Komitee, den *Deutschen Reichsausschuss für Olympische Spiele* (DRAfOS). Nur einen Monat später und nur wenige Tage vor seiner Abreise zu den Olympischen Spielen von St. Louis als Delegationsleiter und Repräsentant des IOC hielt er beim 1. Internationalen Kongress zur Schulhygiene in Nürnberg einen Vortrag zum Thema „Olympische Bewegung und die Schule“ (Gebhardt, 1904). Darin kritisierte er, dass die Mehrzahl der akademisch gebildeten Menschen nie den erzieherischen und moralischen Nutzen von Turnen, Spiel und Sport anerkannt hätten. Er argumentierte, „daß die Pflege des Körpers für die Bildung des Charakters von größter Notwendigkeit“ sei, um „Mut, Selbstvertrauen, Mäßigkeit, Beherrschung der Leidenschaften und sonstige Mannestugenden“ (Gebhardt, 1904, S. 109) zu entwickeln.

In diesem Zusammenhang nannte Gebhardt drei zentrale Wesensmerkmale einer Olympischen Erziehung, ohne diesen Begriff dafür schon zu benutzen:

1. die "soziale Bedeutung der Leibesübungen", die "ausgleichend und versöhnend" auf die einzelnen Personen wirken;
2. die "nationalen Werte der Leibeskultur für die Wehrfähigkeit";
3. die internationale Funktion für die Zusammenführung der verschiedenen Völker, indem nationale Vorurteile zwischen ihnen abgebaut würden und dem Chauvinismus vorgebeugt werde (Gebhardt, 1904, S. 109f.).

Gebhardt machte auch deutlich, wie der neu gegründete DRAFOS sich eine derartige Erziehung an Schulen vorstellte:

„Unsere Organisation will vor allem dazu beitragen, das bestehende Unterrichts- und Erziehungssystem reformieren zu helfen. Die sogenannte `wissenschaftliche Erziehung` soll aus ihrer herrschenden Stellung verdrängt, die körperliche Erziehung ihr gleichberechtigt an die Seite gestellt werden“ (Gebhardt, 1904, S. 113).

Diese Gleichberechtigung bezeichnet Gebhardt als eine harmonische Erziehung, wie sie das Ideal des antiken griechischen Gymnasiums gewesen sei (Gebhardt, 1904, S. 114).

Gebhardt sah ebenso wie Coubertin in den modernen Public Schools in England das Vorbild, um mit sportlichen Übungen in Deutschland eine männliche Charaktererziehung zu verwirklichen. Dafür formulierte er am Ende seines Vortrags fünf Leitlinien:

1. *Der Nachmittagsunterricht und die Hausaufgaben sind abzuschaffen; das freie Spielen fülle die Nachmittage aus. Die wissenschaftlichen Lehrer sollten angeregt werden, sich an diesen Spielen zu beteiligen, sie eventuell zu leiten.*
2. *Die Examina sollten auf das äußerste Maß beschränkt werden; in ihnen muß gleich dem Wissen auch das körperliche Können gewertet werden.*
3. *Der wissenschaftliche Unterricht ist so viel wie möglich ins Freie zu verlegen, die griechischen Peripatetiker sollten uns hierbei vorbildlich sein.*
4. *Die Schüler müssen mindestens alljährlich auf ihre körperliche Entwicklung und ihre Vitalkapazität untersucht, das Herz geprüft werden.*
5. *Es ist Unterricht in den Grundlagen der Hygiene zu erteilen. So besonders bezüglich des Einflusses von Licht und Luft, der körperlichen Reinlichkeit auf den Organismus, dann des Nutzens der Leibesübungen und der richtig angewandten Ruhe; ferner der großen Schädigungen, die durch alkoholische Getränke, durch Tabak etc. besonders auf den jugendlichen Organismus,*

hervorgehoben werden. Die Ernährung in qualitativer und quantitativer Hinsicht sollte einen wichtigen Teil dieses Unterrichts bilden (Gebhardt, 1904, S. 116).

Gebhardts Forderung der Schulreform im Kontext der Olympischen Bewegung reflektiert Kriterien und ein Wertesystem, das zu seiner Zeit nicht zum Gemeingut aller seiner Mitstreiter im IOC zählte. In dieser Zeit ging Willibald Gebhardt mit seinem detaillierten Wissen über die frühe amerikanische Hygienebewegung einen Schritt weiter als seine Zeitgenossen. Während er gleichzeitig mit seinen Kollegen im IOC die pädagogischen Werte des Sports vertrat, erweiterte er die Charakterbildung im olympischen Sinne durch die Idee einer Gesundheitsförderung mit einem aktiven Lebensstil.

Mit seinen fünf Leitsätzen dürfen wir Gebhardt als Vordenker einer Schulreform hin zu einer modernen Olympischen Erziehung einschätzen. Das gilt besonders für seine Empfehlung, die geistige und körperliche Erziehung als gleichberechtigte Bildungsziele anzusehen und in den wissenschaftlichen Unterricht Themen wie Ernährung und Hygiene einzu beziehen. Mit seinen Reformideen ist Willibald Gebhardt ein Pionier der Olympischen Erziehung in Deutschland.

Einen gewissen Effekt hatten die Ideen von Gebhardt in Deutschland bereits 1912, als die Olympischen Spiele 1916 nach Berlin vergeben wurden. Im Jahr 1913 wurde Carl Diem vom DRAfOS als Generalsekretär für die Vorbereitung dieser Spiele berufen. Primaner der Gymnasien und andere gleichaltrige Schüler an höheren Schulen sollten sich in Sichtungslerngängen in leichtathletischen Übungen messen, um einen Olympiakader zu bilden. Mit staatlicher Unterstützung des damaligen Preußischen Kultusministeriums wurden solche Tests im Sommer 1914 erstmals durchgeführt, kurz vor dem Beginn des Ersten Weltkriegs (Lennartz, 1978).

Das pädagogische Erbe Coubertins nach seinem Rücktritt als Präsident des IOC

Nur wenige Jahre nach dem Erscheinen seiner Olympischen Briefe in der Lausanner Zeitung „La Gazette“, veröffentlichte Coubertin sein berühmtes Buch „La pedagogie sportive“ (1922), in dem er die charakterprägenden Werte und Verhaltensweisen aus Spiel und Sport als eine moderne Erziehungsaufgabe darstellte, die wir heute Olympische Erziehung nennen würden. Sein Buch wurde auch in Deutschland unter dem Titel „Sportliche Erziehung“ veröffentlicht (Coubertin, 1928). Eigentlich wäre die

richtige Übersetzung „Sportpädagogik“ gewesen, aber dieser Begriff war in den Jahren der Weimarer Republik noch nicht üblich.

Seit dem ersten Olympischen Kongress 1894 bis zu seinem Rücktritt als Präsident des IOC 1925 unternahm Coubertin immer wieder Anstrengungen, die IOC-Mitglieder von der besonderen Rolle der körperlichen Erziehung zu überzeugen. In den Jahren zwischen 1894 und 1926 organisierte Coubertin acht der zwölf bis 1994 stattfindenden Olympischen Kongresse, um die erzieherische Bedeutung des Sports aus seiner Sicht zu fördern (Müller, 1994, S. 13). Schlussendlich schreibt er:

“Preoccupied with its ever-growing technical function, the I.O.C. is unable to continue the educational task deriving from the 1897 and 1913 congresses [...]” (aus einer Rede von Coubertin, in Müller, 1994, S. 128).

Nach seinem Rücktritt in Prag 1925 widmete er sein Interesse der Gründung der *Union Pédagogie Universelle* und dem *Bureau Internationale de Pédagogie Sportive* (B.I.P.S.), um die Bedeutung der Erziehung und des Jugendsports mit den Olympischen Prinzipien in den Vordergrund zu rücken (Krüger, 2009). In dieser Zeit verfolgte Coubertin auch seine Idee der Wiedererweckung des antiken Gymnasiums verstärkt weiter. Auf einer Reise nach Griechenland im Jahr 1927 gelang es ihm, dafür das Interesse von Professor Ioannis Chrissafis, dem Leiter der Abteilung Leibbeserziehung an der Universität Athen, zu wecken. Beide hatten die Idee, an antiker Stätte in Olympia ein solches Gymnasium zu errichten. Aber Chrissafis starb im Jahr 1930, bevor ihr gemeinsamer Plan realisiert werden konnte. Auch der deutsche Sportorganisator Carl Diem wurde gemeinsam mit seinem griechischen Freund Ioannis Ketseas aktiv, um eine solches Gymnasium als eine *Internationale Olympische Akademie* zu gründen.

Nach den Olympischen Spielen von 1936 in Berlin konnte Carl Diem als Generalsekretär des Organisationskomitees die Reichsregierung überzeugen, ein *Internationales Olympisches Institut* zu gründen. Diem war schon vor dem Ersten Weltkrieg ein leidenschaftlicher Verehrer von Coubertin. Im Jahr 1938 wurde dieses Institut unter seiner Leitung in Berlin eröffnet. Dort lagerten Schriften und Bücher von Coubertin, die dieser noch vor seinem Tod dem Institut übereignet hatte. Bei einem Bombenangriff im Jahr 1943 wurde der größte Teil der Bestände zerstört.

Diems Kontakte zu seinem Freund Ketseas überdauerten die Zeit bis in die 1950er Jahre. Mit ihm gemeinsam nahm er den Plan der Gründung eines Zentrums für körperliche und geistige Erziehung, ganz im Sinne von Pierre de Coubertins, nach dem Krieg wieder auf (Georgiadis, 1995,

Müller 1995). Im Jahr 1949 konnte Ketseas das IOC überzeugen, die Gründung einer Internationalen Olympischen Akademie (IOA) zu unterstützen. Finanziert und organisiert werden sollte sie vom Hellenischen Olympischen Komitee. Es dauerte jedoch noch einmal fast ein Jahrzehnt, bis die IOA ihre 1. Session in einem Zeltlager nahe den antiken Stätten von Olympia durchführen konnte.

Kultur-, Kunst- und Wissenschaftsprogramme Olympischer Spiele als Förderung einer Olympischen Erziehung

Wie erwähnt wurden Prinzipien der körperlichen und moralischen Erziehung schon im Rahmen der frühen Olympischen Spiele vor dem 1. Weltkrieg angesprochen. Auch wurde bei der Vorbereitung und Feier von Olympischen Spielen der Erziehungsgedanke für Kinder und Jugendliche berücksichtigt. So wurde bereits bei den Olympischen Spielen in Stockholm 1912 ein Zeltlager mit 1.500 Pfadfindern durch König Gustav von Schweden initiiert. Anlässlich der Olympischen Spiele von Berlin 1936 wurde ein Internationales Sportstudentenlager mit mehr als 800 Teilnehmern durchgeführt.

Am Eröffnungstag der Spiele, am Sonntag, dem 1. August, zeigten rund 100.000 Berliner Schulkinder auf den städtischen Spiel- und Sportplätzen ihre Übungen. Zahlreiche Gruppen der Hitlerjugend marschierten durch die Straßen und nahmen an der Eröffnung der Olympischen Spiele teil. Am Sonntag, dem 9. August, dem "Marathon-Sonntag", zeigten 20.000 Berliner Jungen und Mädchen auf dem Maifeld hinter dem Olympiastadion Frei- und Ordnungsübungen („Berlins Schuljugend bei den Olympischen Spielen, Politische Leibeserziehung, 1936 (8), S.4). Außerdem gab es ein internationales Olympisches Jugendzeltlager mit rund 100 Studierenden aus 34 Ländern. In Verbindung mit dem Zeltlager wurde ein wissenschaftlicher Kongress durchgeführt. Der Kongress wurde von Prof. Dr. Krümmel und Reichssportführer von Tschammer und Osten eröffnet. Deutsche Referenten waren u.a. Prof. Dr. Möckelmann und Prof. Dr. Jaeck. Sie berichteten ihren Zuhörern über biologische, physiologische und anthropometrische Messungen bei Athleten. Nach den Berichten in der Zeitschrift „Politische Leibeserziehung“, Nr. 8, die sich mit den Olympischen Spielen beschäftigte, gab es keine nationalsozialistischen Indoktrinationen für die ausländischen Studierenden im Rahmen des wissenschaftlichen Kongresses. Krümmel formulierte einleitend in seiner Eröffnungsrede:

„Es ist daher die große Aufgabe der Führer und Lehrer der körperlichen Erziehung in allen Ländern dafür Sorge zu tragen, daß die Jugend im olympischen Geist erzogen wird, im Geiste des friedlichen Wettkampfs“ (Krümmel, 1936, (8), S. 5).

Anlässlich der Olympischen Spiele von Berlin wurde auch eine Reihe von Broschüren und Heften gedruckt, um Kinder und Jugendliche in deutschen Schulen mit der historischen Entwicklung der Olympischen Bewegung und ihren Spielen vertraut zu machen und die verschiedenen olympischen Sportarten mit ihren Rekorden vorzustellen.

Nach dem 2. Weltkrieg tauchte der Gedanke, die Olympischen Spiele mit dem Jugendsport und der Leibeserziehung in den Schulen zu verbinden, bereits 1948 anlässlich der Olympischen Spiele von London erneut auf. Der damalige Vizepräsident des US-amerikanischen Olympischen Komitees (USOC) Wilson äußerte sich dazu:

“I think the most appalling failure is our lack of Olympic education to the youth of America and a most valuable work of Olympic education could be promulgated” (Psimopoulos, 2014, S. 208; Psimopoulos et al., 2017, S. 293).

In Helsinki 1952 gab es ein Lager der Deutschen Sportjugend mit 400 Teilnehmern und bei den Olympischen Spielen 1956 in Melbourne wurde erstmals ein Weltkongress für Leibeserziehung veranstaltet. Über 350 international bekannte sportpädagogische Fachkräfte aus 26 Ländern, einige auch aus Deutschland, diskutierten über mehrere Tage die Entwicklung der Leibeserziehung und hatten schließlich die Idee, ein globales Netzwerk für Sportwissenschaftler und Sportpädagogen als Weltrat zu gründen.

Wie Stephen Bailey (1996) in seiner Geschichte über den Weltrat ausführt, verabschiedete der Kongress in Melbourne die geplante Gründung des Weltrates für Sport und Leibeserziehung (ICSPE) als

“one international physical education body which might be accepted by the United Nations as a body with consultant status to advice on all matters relating to physical education, and to investigate world problems in physical education” (Bailey, 1996, S. 38).

Vier Jahre später, anlässlich der Olympischen Spiele von Rom, gründete sich dann aus diesem Netzwerk heraus der „International Council of Sport and Physical Education“ (ICSPE) (Bailey, 1996, S. 65ff.). Seit dem Jahr 1982 trägt der Weltrat den Zusatz „Sport Science“, um auch den sportwissenschaftlichen Interessen in der Außenwirkung genüge zu tragen und

wird zum „International Council of Sport Science and Physical Education“ (ICSSPE) (Bailey, 1996, S. 3f.).

Auch das vormalige internationale Jugendcamp bei Olympischen Spielen wurde vom Organisationskomitee der Olympischen Spiele von Tokio 1964 wieder neu aufgelegt. Die nationalen Erziehungsbehörden in Japan und das örtliche Organisationskomitee in Tokio gingen sogar noch einen Schritt weiter. Gemeinsam erarbeiteten und veröffentlichten sie mehrere Broschüren, Hefte und Poster, um die Olympische Idee und die Geschichte der Olympischen Spiele den japanischen Schülern und Schülerinnen landesweit näher zu bringen.

Taro Obayashi (2017) dokumentiert sehr detailliert die Vorbereitung und Durchführung dieser frühen olympischen Erziehungskampagne. Sie hatte sieben Säulen:

“Understanding the Olympics, international understandings, public morality, commercial morality, traffic morality, beautification of health promotion” (Obayashi, 2017, S. 39).

Mit den Olympischen Spielen von München 1972 sind in dieser Hinsicht ebenfalls zwei besondere Merkmale verbunden. Zum einen der erste olympische Wissenschaftskongress seiner Art vor Beginn der Eröffnung von Olympischen Spielen (Baitsch et al., 1972) und zum anderen Aktivitäten des Bayerischen Kultusministeriums schon im Schuljahr vor den Spielen, mit dem Ziel, das Thema Olympia im Schulunterricht aufzugreifen. Der stellvertretende Staatssekretär Erwin Lauerbach referierte u.a. auf der 12. Session der Internationalen Olympischen Akademie in Olympia im Frühjahr 1972 zum Thema: „The Propagation of Olympic Principles at Schools“ (Lauerbach, 1973). Aus Anlass der Münchener Spiele veröffentlichte die *Deutsche Olympische Gesellschaft* (DOG) ein Lesebuch mit einer Auswahl von Kurzgeschichten und Gedichten zum Sport, geschrieben von bekannten deutschen Schriftstellern (DOG, 1971).

Der Begriff der *Olympischen Erziehung* mag im Hintergrund gestanden haben, als Leibeserzieher und Sportpädagogen in verschiedenen Schulprogrammen anlässlich von Olympischen Spielen die Olympische Idee oder die Olympischen Prinzipien Kindern und Jugendlichen näherbringen wollten. Konkret wurde dieser Begriff erstmals durch eine Publikation von Norbert Müller (1975) bekannt und erreichte erst in den 1980er und 1990er Jahren, einerseits über die weitere Entwicklung von Unterrichtsmaterialien, andererseits über Vorträge an der Internationalen Olympischen Akademie in Olympia weltweite Verbreitung. Ein weiterer Schritt zur Förderung der Olympischen Erziehung war die Aufforderung des IOC (1983) an alle Nationalen Olympischen Komitees, eigene Natio-

nale Olympische Akademien zu gründen, die heute in rund 150 Ländern existieren.

In Deutschland erhielt die Entwicklung der Olympischen Erziehung durch die Broschüren und Unterrichtshefte für 6- bis 12-jährige Schulkinder aus Anlass der Olympischen Spiele durch das NOK ab 1988 und später durch die *Deutsche Olympische Akademie* (DOA) wichtige Impulse, die durch die sportpädagogische Fachdiskussion ab den 1990er Jahren verstärkt wurden (Geßmann 1992, 2004; Grupe 1997; Müller 1998; Naul, 2002, 2007; Naul et al., 2008). Allerdings gibt es bis heute keine Grundlagenforschung über die Olympischen Kongresse, um ihre Funktion für die Traditionsbildung (*Legacy*) für Bildung, Sport, Gesundheit und Sozialarbeit zu verorten (Naul, et al., 2019). In den Worten von Coubertin heißt das "... as yet [not done, Anm. d. Verf.] – it must be" (Coubertin, 1918, in Müller, 2000, S. 217).

Literatur:

- Bailey, S. (1996). *Science in the Service of Physical Education and Sport*. London: Wiley.
- Baitsch, H., Bock, W. E., Bolte, M., Bokler, W., Grupe, O., Heidland, H. W. & Lotz, F. (1972). *Sport im Blickpunkt der Wissenschaften*. Berlin/Heidelberg/New York: Springer.
- Comité International Olympique. (1908). *Annuaire, Règlement, But.* o.O.
- Coubertin, P. de (1922). *La pédagogie sportive*. Paris: Cres.
- Coubertin, P. de (1928). *Die sportliche Erziehung*. Stuttgart: Enke.
- Coubertin, P. de (1936). *Olympische Erinnerungen*. Berlin: Limpert.
- Da Costa, L. (2002). *Olympic Studies*. Rio de Janeiro: University of Gama de Filho.
- Deutsche Olympische Gesellschaft (Hrsg.) (1971). *Olympisches Lesebuch*. Hannover: Schroedel.
- Gebhardt, W. (1904). Die olympische Bewegung und die Schule. In P. Schubert (Hrsg.), *Bericht über den I. Internationalen Kongress für Schulhygiene, III*, (S. 109 – 116). Nürnberg: Schrag.
- Georgiadis, K. (1995). International Olympic Academy: The history of its establishment, aims and activities. In IOA (Hrsg.), *2nd Joint International Session for Directors of National Olympic Academies, Members and Staff of National Olympic Committees and International Sport Federations* (S. 15 – 21). Athens: IOA.
- Geßmann, R. (1992). Fachdidaktische Ansätze zur olympischen Erziehung in der Schule – Versuch einer Bestandsaufnahme. *Sportunterricht*, 41, 193–200.
- Geßmann, R. (2004). Olympisches Menschenbild und schulische Sportdidaktik. In NOK (Hrsg.), *Olympische Erziehung. Eine Herausforderung an Sportpädagogik und Schulsport* (S. 131 – 153). St. Augustin: Academia.

- Grupe, O. (1997). Olympisches Menschenbild und olympische Erziehung. Abschied von einer großen Idee? In O. Grupe (Hrsg.), *Olympischer Sport – Rückblick und Perspektiven* (S. 223–243). Schorndorf: Hofmann.
- Guth, J. (1896). Die olympischen Spiele in Athen 1896. *Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien*, 11, 961–975.
- Hamer, E. U. (1971). *Willibald Gebhardt 1861–1921*. Köln: Barz & Beienburg.
- Huhn, K. (1992). *Der vergessene Olympier. Das erstaunliche Leben des Dr. Willibald Gebhardt*. Berlin: Spotless.
- Kemény, F. (1897). Die Bedeutung der Olympischen Spiele für die körperliche Erziehung der Jugend. *Zeitschrift für das Realschulwesen*, 22, 129–141, 195–206.
- Krüger, A. (2009). Die Olympische Erziehung im Spätwerk Coubertins. In R. Naul, A. Krüger, & W. Schmidt (Hrsg.) *Kulturen des Jugendsports – Bildung, Erziehung und Gesundheit* (S. 15 – 38). Aachen: Meyer & Meyer.
- Krüger, M. (2018). Sport und Olympische Erziehung. In A. Güllich & M. Krüger (Hrsg.), *Sport in Kultur und Gesellschaft*. Berlin: Springer https://doi.org/10.1007/978-3-662-53385-7_26-1.
- Krümmel, C. (1936) Sportstudenten aus aller Welt. *Politische Leibeserziehung*, 3 (8), 5–8.
- Landry, F. (1980). The Games of the XXIst Olympiad and the Promotion of Olympism in Quebec Schools. In IOA (Hrsg.) *Report of the International Session for Educationists 1973–1977–1980* (S. 287–298). Athens: HOC.
- Lämmner, M. (1982/83). *Der sogenannte Olympische Friede in der griechischen Antike*. Stadion 8/9, S. 47–83.
- Lauerbach, E. (1973). The propagation of Olympic principles in school. In HOC (Hrsg.), *Report of the 12th Session of the IOA* (S. 98–107). Athens: IOA.
- Lennartz, K. (1978). *Die VI. Olympischen Spiele Berlin 1916*. Köln: Bartz & Beienburg.
- MacAloon, J. J. (2007). *This Great Symbol: Pierre de Coubertin and the Origins of the Modern Olympic Games*. London: Routledge.
- Müller, N. (1975). Olympische Erziehung. In F. Thaller & H. Recla (Hrsg.), *Signale der Zeit* (S. 133 – 140). Schorndorf: Hofmann.
- Müller, N. (1977). The Olympic idea of Pierre de Coubertin and Carl Diem and its materialisation in the International Olympic Academy. In HOC (Hrsg.), *Report of the 16th Session of the IOA* (S. 94 – 100). Athens: IOA.
- Müller, N. (1994). *One hundred years of Olympic Congresses, 1894–1994*. Niedernhausen: Schors.
- Müller, N. (1995). *Olympia zwischen Idealität und Realität. Die Internationale Olympische Akademie im Spiegel der Vorträge 1961–1994*. Niedernhausen: Schors.
- Müller, N. (1998). Olympische Erziehung. In O. Grupe & D. Mieth (Hrsg.), *Lexikon der Ethik im Sport* (S. 385–395). Schorndorf: Hofmann.
- Müller, N. (2000). *Pierre de Coubertin. Selected Writings*. Lausanne: IOC.

- Naul, R. (1989). Gymnastics, athletics, games: Sedan celebrations in imperial Germany. In M. Lämmer (Hrsg.), *Proceedings of the XII HISPA-Congress* (S. 131 – 136). St. Augustin: Academia.
- Naul, R. (1999). Willibald Gebhardt – Leben und Werk des Pioniers der internationalen Olympischen Bewegung in Deutschland. In R. Naul & M. Lämmer (Hrsg.), *Willibald Gebhardt – Pionier der Olympischen Bewegung* (S. 11 – 29). Aachen: Meyer & Meyer.
- Naul, R. (2002). Olympische Erziehung – Chancen und Aufgaben für den Schulsport. *Sportunterricht*, 51, 267–272.
- Naul, R. (2007). *Olympische Erziehung*. Aachen: Meyer & Meyer.
- Naul, R. (2010). *Olympic Education*. (2nd ed.), Maidenhead: Meyer & Meyer.
- Naul, R., Geßmann, R. & Wick, U. (2008). *Olympische Erziehung in Schule und Verein. Grundlagen und Materialien*. Schorndorf: Hofmann.
- Naul, R., Krüger, M., Hübner, E., Georgiadis, K., Szikora, K., Skoda, Z. & Wassong, S. (2019). *Forgotten Olympic legacies: the impact of the early Olympic Games and Olympic Congresses on education, sport, health, and social work and its revival as Olympic education after the Olympic Centennial Congress 1994*. (Paper presented at the UPEM Congress “L`heritage des Jeux Olympiques et Paralympiques”, Paris, Juin, 2019).
- Obayashi, T. (2017). Tokyo 1964: Nation-wide Olympic education programme for Tokyo 1964 initiated by the Japanese Government. In R. Naul, D. Binder, A. Rychtecky, & I. Culpán (Hrsg.), *Olympic education – an international review* (S. 35 – 46). London: Routledge.
- Psimopoulos, C. S. (2014). Teaching Olympic Education in the USA. In D. Chatziefstathiou & N. Müller (Hrsg.), *Olympism, Olympic Education and Learning Legacies* (S. 207–218). New Castle upon Tyne: Cambridge Scholars.
- Psimopoulos, C. S., Binder, D. Vermillon, A. & Naul, R. (2017). United States of America: The Olympic Games as promotor of Olympic education: issues and institutions. In R. Naul, D. Binder, A. Rychtecky, & I. Culpán (Hrsg.), *Olympic education – An international review* (S. 291–304). London: Routledge.
- Wassong, S. (2002). *Pierre de Coubertins US-amerikanische Studien und ihre Bedeutung für die Analyse seiner früheren Erziehungskampagne*. Würzburg: Ergon.

Mehr als ein Sportereignis: Die modernen Olympischen Spiele – von Athen 1896 bis München 1972

Ansgar Molzberger

Abstract

Werte, Wettkampf, Weltereignis – die Olympischen Spiele sind mehr als ein internationales Sportfest. Vielmehr liegt ihnen eine spezifische Sinngebung zugrunde, die der französische Baron Pierre de Coubertin (1863–1937) Ende des 19. Jahrhunderts definiert und fortan – zusammen mit seinen Mitstreitern im IOC – weiterentwickelt hat. Bereits zu seinen Lebzeiten ließen sich nicht mehr nur herausragende sportliche Leistungen mit dem olympischen Motto „citius, altius, fortius“ (seit 2021: „citius, altius, fortius, communis“) in Verbindung bringen, auch die Olympischen Spiele selbst wurden immer größer und damit zum globalen Kulturphänomen, das den jeweils herrschenden Zeitgeist spiegelt – und selbst Geschichte schreibt. In der Auseinandersetzung mit der Entwicklung der Olympischen Spiele von ihren Anfängen bis zu den Herausforderungen der heutigen Zeit, das Weltereignis Olympische Spiele auch weiterhin realisieren zu können, liegen Bildungspotenziale, die weit über das alle vier Jahre stattfindende Sportgeschehen in der olympischen Arena hinausgehen.

Einleitung

Die Olympischen Spiele sind mehr als eine Weltmeisterschaft in verschiedenen Sportarten. Vielmehr liegt den Spielen eine spezifische, pädagogisch inspirierte Sinngebung zugrunde, darüber hinaus stehen sie immer auch in Wechselwirkung mit dem gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Zeitgeist und erfahren als Weltereignis größtmögliche Aufmerksamkeit. Vor diesem Hintergrund stellen sie nicht nur einen attraktiven Forschungsgegenstand dar, aus der Auseinandersetzung mit ihnen lassen sich auch vielfältige Bildungspotenziale ableiten.

Entscheidende Entwicklungen in der Geschichte der Olympischen Bewegung sollen im vorliegenden Beitrag in komprimierter Form aufge-

zeigt werden, vornehmlich aus einer deutschen Perspektive. Dies bringt mit sich, dass die an Berlin vergebenen Spiele von 1916 – die dem Ersten Weltkrieg zum Opfer fielen – sowie die Olympischen (Winter-) Spiele von 1936 in Garmisch-Partenkirchen und Berlin ausführlicher behandelt werden. Weiterhin die Spiele 1972 in München – bis heute die letztmalige Austragung Olympischer Spiele in einer deutschen Stadt.

1972 bildet daher auch die Zäsur für die zeitliche Eingrenzung dieses Artikels – zumal jüngere, die Olympische Bewegung prägende Phänomene wie die großen internationalen Boykotte sowie die Ökonomisierung und Mediatisierung der Spiele in weiteren Beiträgen zu diesem Buch gesondert behandelt werden.

Zur Vorgeschichte

Der französische Baron Pierre de Coubertin (1863–1937) war nicht der erste, der die Idee einer modernen „Wiedergeburt“ der Olympischen Spiele – als sehr freie Interpretation des antiken Vorbilds – hatte. Bereits ab dem 17. Jahrhundert waren in England und später auch in Deutschland, Schweden und Frankreich einzelne sogenannte „Olympische Spiele“ veranstaltet worden. Diese waren jedoch vor allem regionaler oder nationaler Natur, zudem wurden sie bis auf wenige Ausnahmen nach einzelnen Austragungen wieder eingestellt. Als griechische Vorläuferveranstaltung sind zudem die durch eine Stiftung des wohlhabenden Kaufmanns Evangelos Zappas (1800–1865) ins Leben gerufenen „Olympien“ zu nennen, eine Kombination von sportlichen Wettkämpfen und einer Leistungsschau der heimischen Industrie und Agrarwirtschaft. Im Zeitraum von 1859 bis 1889 wurden die „Olympien“ viermal in Athen ausgetragen (Decker, 1996).

Im späten 19. Jahrhundert wurde Coubertin, der einzelne der „Vorolympischen Spiele“ kannte, dann aber vor dem zeitgeschichtlichen Hintergrund der neuhumanistischen Auseinandersetzung mit der Antike, diverser Reformbewegungen und einer internationalen Friedensbewegung zum Initiator der modernen Olympischen Bewegung. Als Anhänger des angloamerikanischen Sports und Pädagoge aus Leidenschaft hatte Coubertin 1894 zu einem internationalen Sportkongress, der ursprünglich die Amateurfrage zum Hauptthema haben sollte, an die Pariser Sorbonne eingeladen. Im finalen Programmheft lautete der Tagungstitel dann jedoch „Congrès International de Paris pour le Rétablissement des Jeux Olympiques“. Bei der Schlussitzung am 23. Juni 1894 entschieden die Delegierten, die Olympischen Spiele in moderner Form wieder aufleben

zu lassen (Müller, 1994) – vor diesem Hintergrund wird der 23. Juni heute international als „Olympic Day“ gefeiert. Die Premiere sollte 1896 in Athen, die zweiten Olympischen Spiele 1900 in Paris stattfinden.

Von Beginn an war es das Bestreben Coubertins, den olympischen Sport – der Amateuren vorbehalten bleiben sollte – mit einem besonderen Sinngehalt zu versehen. In „seinen“ Olympischen Spielen sah er die Bühne für eine Erziehungsform, die die harmonische Entwicklung körperlicher, geistiger und moralischer Eigenschaften zum Ziel hatte. Der sportliche Wettkampf und das Streben nach persönlicher Bestleistung – selbst der absolute Rekord wurde nicht ausgeschlossen – standen hierbei im Zentrum. Zudem sollte der fair geführte, länder- und kulturübergreifende Wettstreit der Völkerverständigung dienen und so einen Beitrag zur Friedensförderung leisten. Darüber hinaus war es Coubertins Bestreben, die Olympischen Spiele besonders würdevoll zu veranstalten, auch äußerlich sollte das Fest mehr darstellen als internationale Sportmeisterschaften.

Für die Leitung der modernen Olympischen Bewegung wurde 1894 ein Gremium ins Leben gerufen, das sich ab ca. 1898 Comité International Olympique beziehungsweise International Olympic Committee (IOC) nannte (Kluge, 1997).

Athen 1896 – die olympische Premiere

Am 6. April 1896 wurde in Athen durch den griechischen König Georg I. (1845–1913, von 1863 bis 1913 König der Hellenen) erstmals das Fest eröffnet, das heute das weltweit größte Sportereignis darstellt. Als zentraler Austragungsort diente das ursprünglich im 5. Jahrhundert v. Chr. erbaute Panathenäische Stadion, das mit Hilfe einer großzügigen Spende des griechischen Geschäftsmanns Georgios Averoff (1818–1899) für die ersten modernen Olympischen Spiele rekonstruiert worden war.

Bis zum Abschluss der Veranstaltung am 15. April 1896 maßen sich gut 250 Athleten – Frauen waren nicht zugelassen – in den Sportarten Fechten, Gewichtheben, Leichtathletik, Radsport, Ringen, Schießen, Schwimmen, Tennis und Turnen. Rudern war 1896 ebenfalls vorgesehen, die Wettbewerbe konnten wegen schlechter Witterung jedoch nicht ausgetragen werden.

Auch knapp zwei Dutzend deutsche Athleten waren in Athen am Start, darunter „wilde“ Turner, die gegen den Willen ihres Verbands, der Deutschen Turnerschaft (DT), nach Griechenland gereist waren. Die strikte Ablehnung des englisch geprägten Wettkampfsports, wie er bei den Olympischen Spielen unter dem Motto „citius, altius, fortius“ von Beginn

an praktiziert wurde, bestimmte in dieser Zeit noch die Haltung der sich auf Friedrich Ludwig Jahn (1778–1852) berufenden Turn-Traditionalisten. Nachdrücklich für die Beteiligung Deutschlands an den Olympischen Spielen hatte sich hingegen der Berliner Chemiker Willibald Gebhardt (1861–1921) ausgesprochen, der im Zuge der Athener Spiele als erster Deutscher ins Internationale Olympische Komitee berufen wurde (Naul, 1999).

1896 zeigten sich dann in der griechischen Hauptstadt ausgerechnet jene „wilden“ Turner besonders erfolgreich, die offen waren für die Idee des olympischen (Leistungs-) Sports. Darunter der Berliner Carl Schuhmann (1869–1946), der zum deutschen Star der Spiele avancierte, indem er nicht nur drei Turnwettbewerbe gewann, sondern auch die Konkurrenz im Ringen. Mit Goldmedaillen wurde er für seine Olympiasiege indes nicht belohnt: Aus Kostengründen erhielten die Gewinner bei den Athener Spielen „nur“ silberne Medaillen, ein Diplom und – in Anlehnung an die antiken Olympischen Spiele – einen Ölbaum-Zweig. Die Zweitplatzierten erhielten eine kupferne Medaille, ein Diplom und einen Lorbeerzweig, die Drittplatzierten gingen leer aus.

Den Höhepunkt der Athener Veranstaltung stellte der Marathonlauf dar; ein Wettbewerb, der in Anlehnung an die antike Legende des Botenlaufs von Marathon nach Athen für das olympische Fest ins Leben gerufen worden war und zum Publikumsmagneten wurde. Zur Begeisterung der Ausrichter siegte mit Spiridon Louis (1873–1940) ein Grieche. Für die Strecke von ca. 40 km – erst 1921 legte der Internationale Leichtathletikverband (World Athletics, vormals: IAAF) die bis heute gültige Distanz von 42,195 km fest – benötigte er knapp drei Stunden.

Weltausstellungen und Olympische Spiele

Nach Abschluss der Athener Spiele übernahm Pierre de Coubertin das Amt des IOC-Präsidenten – gemäß ursprünglicher Vereinbarung, dass der amtierende Präsident aus dem Heimatland der nächsten Olympiastadt kommen sollte, hatte von 1894 bis 1986 der griechische Literat Dimitrios Vikelas (1835–1908) als Präsident fungiert.

Zunächst musste man Kompromisse eingehen, um die Olympischen Spiele am Leben zu halten. So wurden sie in den folgenden Jahren in (Welt-) Ausstellungen eingebunden, da sie als autonome Veranstaltung nicht stark genug schienen. Die fehlende Eigenständigkeit des olympischen Fests wurde hierfür billigend in Kauf genommen, insbesondere die Spiele von Paris (1900) und St. Louis (1904) erlebten viele Zeitgenossen

lediglich als Programmpunkt der dort stattfindenden Weltausstellungen. Auch die Olympischen Spiele von London (1908) waren Teil einer derartigen Schau, der internationalen „Franco-British Exhibition“.

Eigenständigkeit bewies Coubertin hingegen bei der Führung der Olympischen Bewegung. So amtierte er entgegen der zuvor genannten Regelung auch nach 1900 als IOC-Präsident und trat erst 1925 zurück. Selbstbewusstsein zeigten auch die Frauen, indem sie sich ab 1900 mehr und mehr Startplätze bei den Olympischen Spielen erstritten, zunächst im Tennis und Golf, 1912 dann im Schwimmen, 1928 in der Leichtathletik.

Das deutsche Engagement in der Olympischen Bewegung festigte sich 1904, als mit dem Deutschen Reichsausschuss für Olympische Spiele (DRAfOS) ein erstes permanentes Nationales Olympisches Komitee ins Leben gerufen wurde, das sich fortan um die deutschen Olympiateilnahmen kümmern sollte (Langenfeld, 1999). Als Besonderheit in der Geschichte hatte man auch im „Nicht-Olympiajahr“ 1906 eine solche Aufgabe: Der Erfolg von 1896 hatte die Griechen motiviert, die Olympischen Spiele auf Dauer zu beanspruchen. Dies stand jedoch im Gegensatz zu Coubertins Idee von internationalen Spielen mit wechselnden Austragungsorten. Gegen seinen Willen, aber im Einvernehmen mit der Mehrheit der anderen IOC-Mitglieder, luden die Griechen dennoch für 1906 – in der Mitte der III. Olympiade – zum zehnjährigen Jubiläum der ersten Athener Spiele in die griechische Hauptstadt ein. Die „2. Internationalen Olympischen Spiele“, so der offizielle Titel der Veranstaltung, waren ein voller Erfolg. Solche „Zwischenspiele“ fanden danach aber nie wieder statt. Zu einer Art Erweckerlebnis wurde das Fest für den jungen deutschen Sportjournalisten und -funktionär Carl Diem (1882–1962) – der Einsatz für die Olympische Idee wurde für Diem, der in den Folgejahren zum einflussreichsten deutschen Sportgestalter avancierte, zu einer Lebensaufgabe.

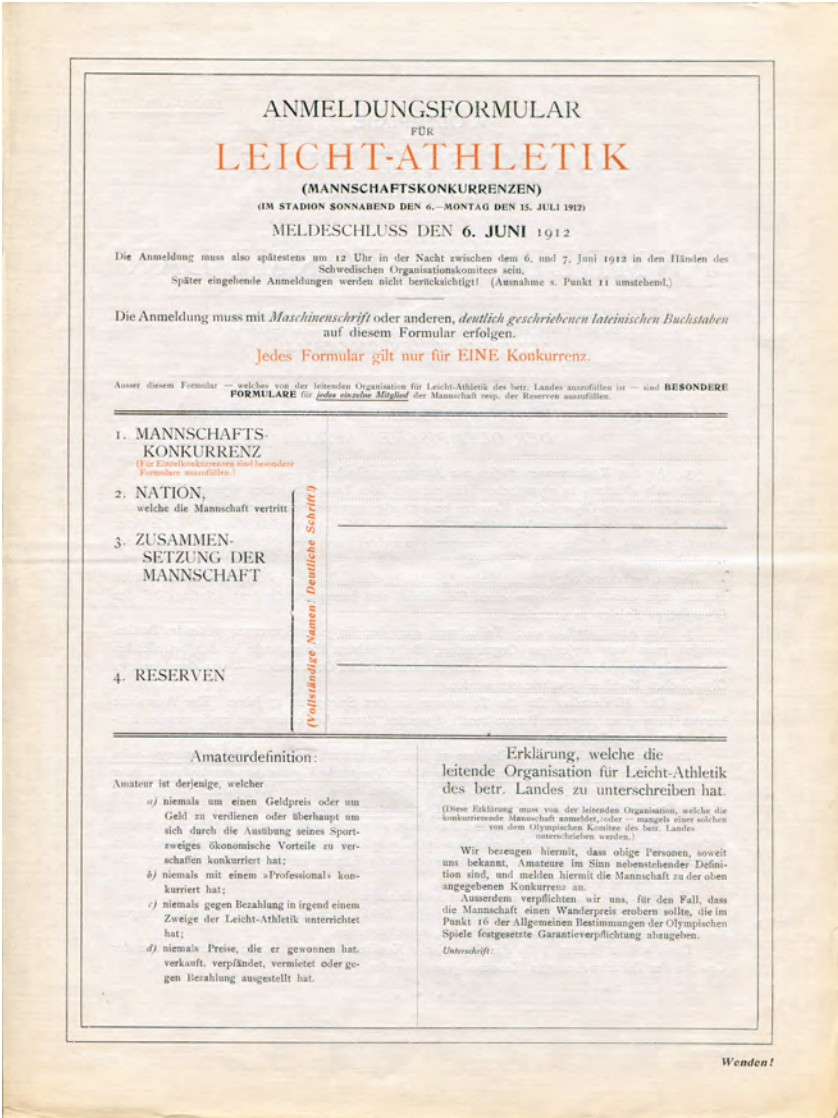
Stockholm 1912 – der Durchbruch

Als Durchbruch für die Olympische Bewegung gelten die 1912 in Stockholm ausgetragenen Olympischen Spiele. Diese waren nicht nur eine eigenständige und kompakt arrangierte Festveranstaltung, sie stellten auch die Premiere für eine Reihe von Neuerungen dar, die zum festen Bestandteil kommender Spiele wurden. Hierzu gehörten zwei Wettkampfkreationen Coubertins: Zum einen der Moderne Fünfkampf (Schießen, Schwimmen, Fechten, Reiten und Querfeldeinlauf) als „Weihe für den vollkommenen Athleten“ (Coubertin, 1931). Zum anderen die Olympi-

schen Kunstwettbewerbe, die auf nachdrückliche Forderung Coubertins – und gegen den Willen der schwedischen Organisatoren, die im „sportlichen“ Vergleich von Kunstwerken keinen Sinn sahen – ins offizielle Wettkampfprogramm aufgenommen wurden. Die angestrebte „Hochzeit von Muskel und Geist“, wie Coubertin es später in seinen Memoiren nannte (Coubertin, 1931), sollte „seine“ Spiele mit der Wissenschaft und der Kunst verbinden. Bis 1948 konnten Künstler*innen in den Kategorien Architektur, Bildhauerei, Literatur, Malerei und Musik ebenso Medaillen erringen wie die Athlet*innen, ehe die bei vielen Sportfunktionären unbeliebten Wettbewerbe aus dem Programm gestrichen wurden.

Das Stockholmer Fest zeigte der Welt jedoch nicht nur das positive Potenzial der Olympischen Bewegung, die aufgetretenen Probleme bei der Planung und Durchführung der sportlichen Wettkämpfe stellten zudem einen Impuls für die dringend notwendige Standardisierung des Sports dar (Molzberger, 2012) – bis dahin hatten nur wenige internationale Fachverbände existiert, die Veranstalter Olympischer Spiele hatten eigene Regelwerke erstellen und kommunizieren müssen. Diese negativen Erfahrungen führten zu Reformbestrebungen, insbesondere die Gründung des Internationalen Leichtathletik-Verbands IAAF (heute: World Athletics) 1912/13 als Reaktion auf die in der schwedischen Hauptstadt erneut zutage getretenen Schwierigkeiten bedeutete einen Meilenstein für das Regelwerk der olympischen Kernsportart Leichtathletik und damit einen wichtigen Schritt in Richtung „Fair Play“ im Sport.

Abbildung 1: Anmeldeformular (Leichtathletik/Mannschaftskonkurrenzen) für die Olympischen Spiele 1912 in Stockholm. Mit der Unterschrift hatten die Athleten ihren Amateurstatus zu versichern.



(Carl und Liselott Diem-Archiv/Zentrum für Olympische Studien, Deutsche Sporthochschule Köln)

Die nun zunehmend gefestigte Olympische Bewegung feierte 1914 beim Olympischen Kongress in Paris ihren zwanzigsten Geburtstag. Als „Geschenk“ brachte Coubertin eine Kreation mit, die er – aus einer Künstlerfamilie stammend – ein Jahr zuvor selbst geschaffen hatte: die olympische Fahne mit den fünf farbigen Ringen.

Berlin 1916 – Opfer des Kriegs

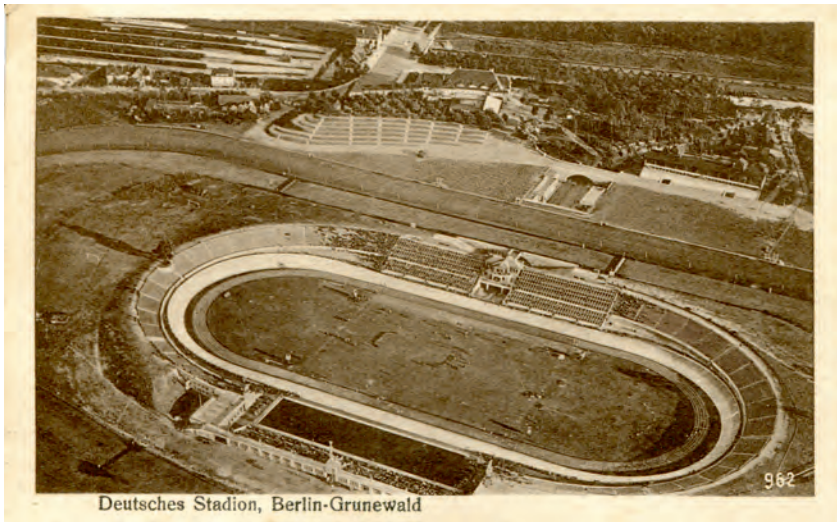
Die Freude über den runden Geburtstag währte jedoch nicht lange, der im Sommer 1914 ausgebrochene Erste Weltkrieg wurde zur Existenz bedrohenden Zäsur. Dem Völker verbindenden Gedanken der Olympischen Bewegung zum Trotz hatten bereits in den Vorjahren nationale Autonomiebestrebungen immer wieder für Konflikte auf der olympischen Bühne gesorgt, für die Forderungen von Delegationen aus Böhmen, Ungarn oder Finnland nach eigenständigem Auftritt trotz fehlender staatlicher Souveränität hatte Coubertin den Begriff der „Sportlichen Geografie“ geprägt. Solche Konfliktfälle hatten jedoch „nur“ zu sportdiplomatischen Auseinandersetzungen geführt, nun aber entlud sich die in vielen europäischen Ländern über mehrere Jahre national aufgeheizte Stimmung auf den Schlachtfeldern des Ersten Weltkriegs.

Für die deutschen Olympiavertreter brachte der Krieg auch einen großen sportlichen Verlust mit sich: Nach mehreren gescheiterten Anläufen, Berlin zum Austragungsort der Olympischen Spiele zu machen, hatte das IOC 1912 das Weltsporifest von 1916 an die deutsche Hauptstadt vergeben und den Deutschen Reichsausschuss für Olympische Spiele mit der Organisation beauftragt. Das „Unternehmen Olympia“ stand von nun an ganz oben auf der DRAFOS-Agenda, als Generalsekretär des Organisationskomitees wurde Carl Diem angestellt. Ein zentrales Aufgabenfeld im Rahmen der Vorbereitungen war die Förderung des (Leistungs-) Sports in Deutschland – 1912 in Stockholm hatte das deutsche Team nur fünf Goldmedaillen gewonnen. Gleichzeitig waren die Berliner Organisatoren bestrebt, die Deutsche Turnerschaft nun endlich für die Olympische Bewegung zu gewinnen. Wollte man doch 1916 nicht nur erfolgreich abschneiden, sondern auch imposante, patriotisch geprägte Olympische Spiele unter Einbeziehung aller Turn- und Sportvertreter veranstalten (Molzberger et al., 2018).

Der „Friede zwischen Turnen und Sport“ (Diem, 1914) schien angesichts der heimischen Olympischen Spiele realisierbar, ein positives Signal stellte die Beteiligung von 10.000 Turnern an der Eröffnung des Deutschen Stadions am 8. Juni 1913 dar. In nur 200 Tagen Bauzeit war die

zentrale Wettkampfstätte für die Spiele von 1916 geschaffen worden. Mit dem IOC einigte man sich auf ein Wettkampfprogramm, das Turnen, Athletik (einschließlich Tauziehen, Ringen und Gewichtheben), Radsport, Schwimmen, Rudern, Lawn Tennis (Rasentennis), Fußball, Golf, Hockey, Fechten, Schießen, den Modernen Fünfkampf und – im Rahmen einer für den Februar 1916 geplanten Wintersportwoche im Schwarzwald – auch Eis- und Skilauf umfassen sollte.

Abbildung 2: Postkarte „Deutsches Stadion, Berlin-Grünwald“, 1913.



(Carl und Liselott Diem-Archiv/Zentrum für Olympische Studien, Deutsche Sporthochschule Köln)

Im Jahr 1915 sollte ein „nationales Olympia“ als Generalprobe für die Olympischen Spiele von 1916 durchgeführt werden. Zunächst einmal aber wurde das Deutsche Stadion am 27. und 28. Juni 1914 für eine erste große Bewährungsprobe genutzt. Bei den „Olympia-Vorspielen“ in den wichtigsten Sportarten beteiligten sich auch die deutschen Turner mit einem großen Aufgebot. Das am zweiten Tag der Berliner Wettkämpfe in Sarajevo verübte Attentat auf den österreichisch-ungarischen Thronfolger Franz Ferdinand (1863–1914) stellte jedoch den Anfang vom Ende der deutschen Olympioplanungen dar.

Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs am 28. Juli 1914 führte zum Abbruch der sportlichen Vorbereitungen auf die anstehenden Olympischen Spiele. Mit fortlaufender Kriegsdauer zerschlugen sich die anfangs

noch bestehenden Hoffnungen, das Weltsporifest nach einem baldigen Friedensschluss doch noch durchführen zu können. 1916 wurde der Ausfall der Spiele endgültig zur Gewissheit, auch wenn diese nicht offiziell abgesagt wurden (Molzberger et al., 2018).

Bereits 1915 hatte Pierre de Coubertin das IOC aus Frankreich in das sichere schweizerische Lausanne verlegt – bis heute Sitz des IOC – und das Präsidentenamt kommissarisch an seinen Schweizer Mitstreiter Godefroy de Blonay (1869–1937) übergeben.

Neubeginn nach dem Ersten Weltkrieg

Kurz nach Ende des Ersten Weltkriegs bemühte sich Coubertin als alter/neuer IOC-Präsident darum, die Olympische Bewegung zu reaktivieren. Im Jahr 1919 kam das IOC erstmals wieder zusammen. Als Gastgeberstadt für die Olympischen Spiele von 1920 wählte man das belgische Antwerpen. Aufgrund der kurzen Vorbereitungszeit und der noch vorhandenen Kriegsschäden mussten bei der Ausrichtung der Spiele Abstriche in Kauf genommen werden. Deutsche Sportlerinnen und Sportler waren 1920 – und auch noch 1924 – aufgrund der Deutschland zugeschriebenen Kriegsschuld von den Olympischen Spielen ausgeschlossen. Für eine Zusammenkunft aller Athletinnen und Athleten im Sinne der olympischen Idee waren zu diesem Zeitpunkt die Schrecken des Kriegs noch zu präsent.

Im Deutschen Reich wiederum hatte man der Olympischen Bewegung bereits 1917 den Rücken gekehrt. Die Umbenennung des Deutschen Reichsausschusses für Olympische Spiele in Deutscher Reichsausschuss für Leibesübungen (DRA) hatte dies auch auf Ebene des nationalen Dachverbands gezeigt. Mit den sogenannten „Deutschen Kampfspiele“, einer Mehrsparten-Sportveranstaltung, die in Analogie zum internationalen Fest im Vierjahresrhythmus ausgetragen wurde, initiierte der Deutsche Reichsausschuss für Leibesübungen als Ersatz ein „Nationales Olympia“, das in den Jahren 1922, 1926 und 1930 sowohl als Winter- als auch als Sommerausgabe ausgerichtet wurde (Lennartz, 1999).

Vor dem Hintergrund dieser Isolation in der Sportwelt waren dann auch keine Deutschen dabei, als vom 25. Januar bis zum 5. Februar 1924 in den französischen Alpen eine Internationale Wintersportwoche stattfand, bei der knapp 300 Sportler – und einzelne Sportlerinnen – aus insgesamt 16 Nationen im Bobfahren, Eishockey, Eiskunstlauf, Eisschnelllauf und dem Nordischen Skisport um die Medaillen kämpften. Das IOC ernannte diese Wintersportwoche zwei Jahre später rückwirkend zu den

ersten Olympischen Winterspielen. Eine neue Großveranstaltung war geboren.

Bis dahin hatte das Monopol auf internationalen Winterspielen in Skandinavien gelegen. In Stockholm – und einmal im norwegischen Kristiania, dem späteren Oslo – waren zwischen 1901 und 1926 acht Mal die Nordischen Spiele veranstaltet worden (Jönsson, 2001). Diese hatten nun ausgedient. Fortan gab es alle vier Jahre einen olympischen „Doppelschlag“: Zu Beginn eines Olympiajahres zunächst Winterspiele, im Sommer (oder Herbst) dann die Olympischen Spiele. (Seit 1994 werden die Olympischen Winterspiele bekanntermaßen in einem eigenen, um zwei Jahre versetzten Vierjahres-Zyklus ausgetragen.) (Kluge, 1999)

Im Jahr 1925 folgte ein Machtwechsel an der Spitze des IOC: Coubertin trat als langjähriger Präsident zurück, zu seinem Nachfolger wurde der belgische Graf Henri de Baillet-Latour (1876–1942) gewählt.

Die deutsche „Rückkehr nach Olympia“

Die Weichen für den Wiedereintritt der Deutschen in die Olympische Bewegung waren bereits 1924 gestellt worden, als mit Theodor Lewald (1860–1947) und Oskar Ruperti (1877–1957) der DRA-Präsident und der Vorsitzende des Deutschen Ruderverbands in das IOC berufen worden waren. Ab 1928 betraten auch deutsche Sportlerinnen und Sportler wieder die olympische Bühne. Bei den Spielen in Amsterdam zeigten sie ein starkes „Comeback“ und gewannen elf Goldmedaillen – nur das US-Team war mit 22 Olympiasiegen erfolgreicher.

Von diesem erfolgreichen Auftreten ermutigt, strebten die deutschen Olympiavertreter nun nach mehr: Berlin, Frankfurt, Köln und Nürnberg trauten sich die Ausrichtung der Olympischen Spiele 1936 zu und bewarben sich auf nationaler Ebene. Die Wahl der Bewerberstadt oblag dem Deutschen Reichsausschuss für Leibesübungen beziehungsweise dem Deutschen Olympischen Ausschuss (DOA), der sich 1926 als DRA-Unterausschuss konstituiert hatte. Die führenden DRA-/DOA-Köpfe, Theodor Lewald und Carl Diem, präferierten die deutsche Hauptstadt, die ja bereits 1916 die Olympischen Spiele hätte ausrichten sollen und nun zum Zuge kommen sollte. Darüber hinaus war Berlin vom IOC mit der Ausrichtung des IX. Olympischen Kongresses im Jahr 1930 betraut worden. Mit der gelungenen Durchführung der Veranstaltung – und dem gleichzeitigen Rückzug der Olympiabewerbungen aus Frankfurt, Köln und Nürnberg – konnte man für die deutsche Hauptstadt werben. 1931 war man schließlich am Ziel, das IOC erteilte Berlin den Zuschlag. Zwanzig Jahre nach

dem kriegsbedingten Ausfall sollten die Olympischen Spiele nun erstmals in einer deutschen Stadt ausgetragen werden (Lennartz, 1999).

Die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise bremsten die Vorbereitungen jedoch merklich, auch die Olympischen (Winter-) Spiele 1932 in Lake Placid und Los Angeles litten darunter, weil mehrere – insbesondere europäische – Nationale Olympische Komitees die hohen Kosten für die Überseereise nicht aufbringen und daher kein oder nur ein kleines Team entsenden konnten.

1936 – Olympische Spiele im nationalsozialistischen Deutschland

Aufgrund der schlechten Wirtschaftslage fielen auch die Pläne für die Vorbereitung und Durchführung der Olympischen Spiele 1936 in Berlin zunächst bescheiden aus. Am 24. Januar 1933 konstituierte sich das „Organisations-Komitee für die XI. Olympiade [sic!] Berlin 1936“ mit Theodor Lewald als Vorsitzendem und Carl Diem als hauptamtlichem Generalsekretär.

Mit der wenige Tage später folgenden Machtübernahme der Nationalsozialisten musste der Traum von „Olympia in Berlin“ aber erneut in Frage gestellt werden, hatten sich die neuen Machthaber in der Weimarer Zeit doch als entschiedene Gegner der Olympischen Bewegung gezeigt. Nach einem Treffen mit Lewald sprach sich der neue Reichskanzler Adolf Hitler (1889–1945) aber bereits im März 1933 öffentlich für die Durchführung der Olympischen Spiele aus, in denen er eine einmalige Chance zur Selbstdarstellung des nationalsozialistischen Deutschlands erkannte.

Die Spiele wurden zur „nationalen Aufgabe“ erklärt und fortan üppig finanziert. Nach den Plänen von Werner March (1894–1976) und Walter March (1898–1969) entstand nach Abriss des für die Spiele von 1916 errichteten Deutschen Stadions das mehr als 130 Hektar große „Reichssportfeld“ mit dem neuen, für 100.000 Zuschauer konzipierten Olympiastadion im Zentrum.

Im Jahr 1934 übernahm Hitler die Schirmherrschaft über das Berliner Organisationskomitee, Vertreter des NS-Staats wie „Reichssportführer“ Hans von Tschammer und Osten (1887–1943) saßen zudem im Vorstand. Aus taktischen Gründen beließ man Lewald – von der NS-Presse zuvor über viele Jahre als „Halbjude“ diffamiert – und Diem im Amt, da man ihre Sachkompetenz benötigte und darüber hinaus gegenüber dem Ausland das Bild eines seriösen (Sport-) Deutschlands erzeugen wollte. Insbesondere Diem als Generalsekretär des Berliner Organisationskomitees konnte dann auch seine zentralen Ideen für die Gestaltung der Olympi-

schen Spiele realisieren. Neben dem vielfältigen kulturellen Rahmenprogramm mit einem großen Festspiel im Stadion ist hier insbesondere der olympische Fackellauf zu nennen, der 1936 seine Premiere feierte. Mit dem Entzünden des Feuers im antiken Olympia und dem anschließenden Fackelstaffellauf zum Austragungsort der Spiele wurde ein Ritual geschaffen, das zum festen Bestandteil des olympischen Zeremoniells wurde (Bernett & Teichler, 1999).

Olympische Symbolik

Zu den Olympischen Symbolen zählen das Logo der Ringe auf weißem Grund, das Olympische Feuer und der Fackelstaffellauf, die Medaillen, die Olympische Hymne, der Olympische Eid oder das Motto „Citius, Altius, Fortius“. Diese Symbole sind beinahe durchgehend Elemente, die erst im Laufe der Entwicklung der modernen Olympischen Spiele Einzug in das Zeremoniell gehalten haben. Einzig das Olympische Feuer kann als Äquivalent zum Feuer verstanden werden, das in der Antike zu Ehren Zeus' entzündet wurde. Informationen zu den einzelnen Symbolen finden Sie in der Broschüre „Basiswissen Olympische Spiele“ (<https://olympia-ruft.de/basiswissen/>).

Vor der Ausrichtung der Berliner Veranstaltung stand für die deutschen Organisatoren jedoch eine weitere Aufgabe an: die Durchführung der Olympischen Winterspiele 1936 in Garmisch-Partenkirchen. Zum Zeitpunkt der Vergabe der Olympischen Spiele an Berlin hatte man sich im IOC darauf geeinigt, die Entscheidung über den Austragungsort der Winterspiele des Jahres 1936 auf 1933 zu vertagen. Vor allem St. Moritz hatte Interesse bekundet, die Olympischen Winterspiele nach 1928 erneut in der Schweiz auszurichten. Als deutsche Vertreter bewarben sich Garmisch und Partenkirchen – der Zusammenschluss der beiden Gemeinden erfolgte erst 1935.

Im Juni 1933 erhielten die bayerischen Gemeinden den Zuschlag, am 23. August 1933 gründete sich daraufhin das Organisationskomitee für die IV. Olympischen Winterspiele. Diesem stand das deutsche IOC-Mitglied Karl Ritter von Halt (1891–1964) als Präsident vor, zum Vorstand gehörten neben „Reichssportführer“ von Tschammer und Osten und Staatsvertretern auch Carl Diem als Sportexperte sowie die weiteren deutschen IOC-Mitglieder Theodor Lewald und Adolf Friedrich zu Mecklenburg (1873–1969). Für die Errichtung der erforderlichen Sportstätten standen ausreichend Reichsmittel zur Verfügung, bereits 1934 konnten die zentralen Wettkampfstätten eingeweiht werden.

Vom 6. bis 16. Februar 1936 erlebte die Sportwelt sehr gut organisierte Olympische Winterspiele. Die Wettkämpfe im Nordischen Skisport, auf dem Eis und – als olympische Premiere – im Alpinen Skisport, an denen mehr als 750 Sportlerinnen und Sportler aus insgesamt 28 Ländern teilnahmen, begeisterten über 500.000 Zuschauer*innen. Mit sieben Gold, fünf Silber und drei Bronzemedailles schnitt das norwegische Team am besten ab, gefolgt von den Deutschen und Schweden. Sowohl die Organisatoren als auch große Teile der Sportwelt, insbesondere das IOC, verbuchten die IV. Olympischen Winterspiele nach ihrem Abschluss als gelungene Veranstaltung.

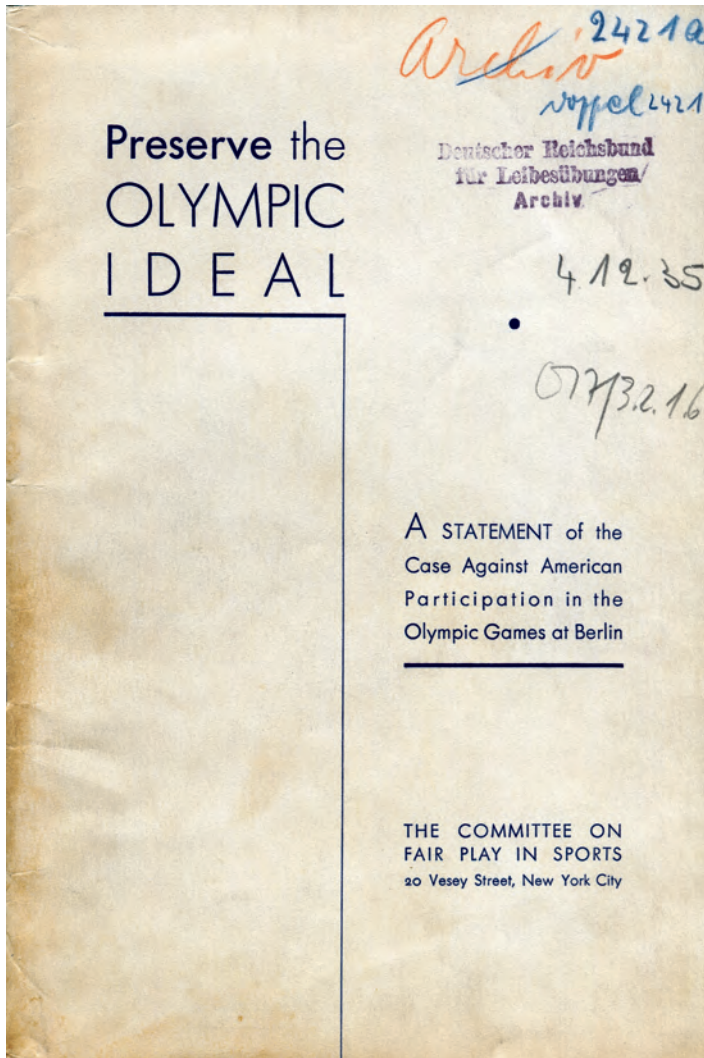
Abbildung 3: Der Norweger Birger Ruud (1911–1998) beim Skispringen („Spezi­alsprunglauf“) von der Großen Schanze am letzten Tag der Olympischen Winterspiele 1936. Mit Weiten von 75m und 74,5m sowie guten Haltun­gsnoten sicherte sich Ruud seinen zweiten Olympiasieg nach 1932.



(Carl und Liselott Diem-Archiv/Zentrum für Olympische Studien, Deutsche Sporthochschule Köln)

Die aggressiv antisemitische Politik der Nationalsozialisten hatte hingegen frühzeitig starke internationale Proteste hervorgerufen, insbesondere in den USA, und vor allem mit Blick auf die – größeren und bedeutsameren – Olympischen (Sommer-) Spiele 1936 war eine Boykottdiskussion entstanden. Das IOC forderte eine Garantie des Organisationskomitees 1936, die olympischen Regeln einzuhalten. Diese wurde 1934 durch die deutschen IOC-Mitglieder von Halt und Lewald gegeben. Als nach der Verabschiedung der antisemitischen „Nürnberger Gesetze“ 1935 der internationale Protest gegen das deutsche Regime nochmals anwuchs, erwirkte der beunruhigte IOC-Präsident Henri de Baillet-Latour ein Treffen mit Hitler, der ihm ebenfalls die Einhaltung der olympischen Regeln bei den Spielen zusicherte. Nach einem knappen Votum des US-amerikanischen Olympischen Komitees im Dezember 1935 für die Teilnahme an den Olympischen Spielen 1936 – vor allem der einflussreiche Sportfunktionär und spätere IOC-Präsident Avery Brundage (1887–1975) hatte sich für die Entsendung des US-Teams nach Berlin ausgesprochen – scheiterte die internationale Boykottbewegung (Molzberger et al., 2018).

Abbildung 4: Titelblatt der US-amerikanischen Programmschrift „Preserve the Olympic Ideal“, 1935. Das „Committee on Fair Play in Sports“, dem mehrere prominente US-Athleten und Funktionäre angehörten, sprach sich für einen Boykott der Olympischen Spiele 1936 aus, scheiterte jedoch mit seinem Anliegen.

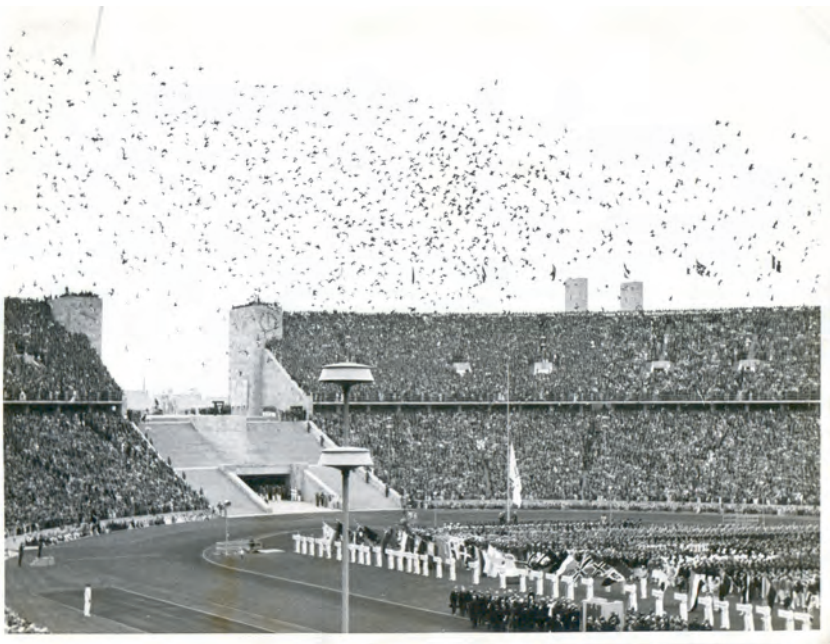


(Carl und Liselott Diem-Archiv/Zentrum für Olympische Studien,
Deutsche Sporthochschule Köln)

Um das wahre Gesicht des „Dritten Reichs“ zu verschleiern, untersagten die Machthaber während der Olympischen (Winter-) Spiele antisemitische und rassistische Anfeindungen in der deutschen Presse und im öffentlichen Raum. Mit dem Eishockeyspieler Rudolf „Rudi“ Ball (1910–1975) und Helene Mayer (1910–1953), Fecht-Olympiasiegerin 1928 in Amsterdam (Florett), wurden zudem bewusst ein Athlet und eine Athletin für die deutsche Olympiamannschaft nominiert, die laut NS-Jargon als „Halbjuden“ galten.

Mit den genannten Maßnahmen sollte das Bild eines die Menschenrechte achtenden, friedliebenden Deutschlands erzeugt werden. Die Realität der NS-Diktatur sollte ausländischen Beobachtern hingegen weitgehend verborgen bleiben.

Abbildung 5: Eröffnungsfeier der Olympischen Spiele in Berlin am 1. August 1936 – die Friedenssymbolik der auffliegenden Tauben war damals ein bereits etablierter Bestandteil des olympischen Zeremoniells.



(Carl und Liselott Diem-Archiv/Zentrum für Olympische Studien, Deutsche Sporthochschule Köln)

An den Olympischen Spielen in Berlin vom 1. bis zum 16. August 1936 nahmen fast 4.000 Athletinnen und Athleten aus 49 Ländern – mehr als jemals zuvor – teil. Spitzenleistungen wie die des US-amerikanischen, vierfachen Olympiasiegers Jesse Owens (1913–1980) und spannende Wettkämpfe begeisterten das Publikum. Zur Freude des heimischen Publikums gewann das deutsche Team die meisten Medaillen.

Abbildung 6: Umringt von Autogrammjägern: Jesse Owens im Berliner Olympiastadion nach seinem Weltrekord-Zwischenlauf (10,2s) über 100m am 2. August 1936. Das Finale am nächsten Tag gewann Owens mit einer Zeit von 10,3s.



(Carl und Liselott Diem-Archiv/Zentrum für Olympische Studien, Deutsche Sporthochschule Köln)

Darüber hinaus setzten die perfekte Organisation, hervorragend konzipierte Wettkampfstätten, eine beeindruckende Inszenierung und nicht zuletzt modernster Medieneinsatz – das Fernsehen feierte Premiere bei den Olympischen Spielen und die Regisseurin Leni Riefenstahl (1902–2003) setzte die Berliner Veranstaltung mit ihrem bis heute intensiv diskutierten

Olympiafilm cineastisch in Szene – neue Maßstäbe. Große Teile der Sportwelt erlagen der Illusion eines friedliebenden Deutschlands.

Dennoch zeigten internationale Pressestimmen, dass es sehr wohl Menschen gab, die das von den Machthabern inszenierte Trugbild entlarvten und über die wahren Zustände im nationalsozialistischen Deutschland des Jahres 1936 kritisch berichteten.

Gleichwohl hinterließ die Ausrichtung der Spiele auch positive Spuren: Als drei Jahre später die Planungen für die Austragung der Olympischen Winterspiele 1940 sowohl im zunächst gewählten Sapporo als auch in der Ersatzkandidatenstadt St. Moritz scheiterten, vergab das IOC im Juni 1939 – der aggressiv-expansiven NS-Politik der Vorjahre zum Trotz – die Spiele kurzfristig erneut an Garmisch-Partenkirchen. Ausschlaggebend für diese Entscheidung war, dass sämtliche benötigten Sportstätten vorhanden waren. Am 1. Juli 1939 gründete sich daraufhin das Organisationskomitee. Karl Ritter von Halt stand diesem erneut als Präsident vor, Carl Diem fungierte als Generalsekretär.

Doch wenige Wochen später gaben die Organisatoren nach dem deutschen Überfall auf Polen am 1. September 1939 und dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs die Gastgeberrolle im November 1939 an das IOC zurück. Die Olympischen Winterspiele und die Olympischen Spiele 1940 und 1944 konnten kriegsbedingt nicht ausgetragen werden (Molzberger et al., 2018).

Die Olympische Bewegung nach dem Zweiten Weltkrieg – „Querelle d'allemand“

Bereits 1942 war IOC-Präsident Henri de Baillet-Latour gestorben, seinen Posten hatte der Schwede J. Sigfrid Edström (1870–1964) kommissarisch übernommen. Mit Kriegsende 1945 setzte sich Edström, der ein Jahr später auch offiziell zum IOC-Präsidenten gewählt wurde, für die Fortsetzung der Olympischen Spiele ein. Im Jahr 1946 erhielten St. Moritz (Winter) und London (Sommer) den Zuschlag für die Ausrichtung der Olympischen Spiele 1948.

Eine deutsche Mannschaft war 1948 noch nicht wieder am Start – zu präsent waren die NS-Gräueltaten in der internationalen Staatengemeinschaft, und im von den Siegermächten des Zweiten Weltkriegs besetzten Deutschland fehlte es zudem noch an den notwendigen Sportstrukturen. Darüber hinaus verfolgte man in der Sowjetischen Besatzungszone die zu dieser Zeit noch geltende politische Linie der UdSSR, wonach die Olympischen Spiele eine Veranstaltung der kapitalistischen „Bourgeoisie“ seien,

und strebte daher überhaupt keine Olympiateilnahme an. Für die Sportfunktionäre in den westlichen Besatzungszonen war die Wiederaufnahme in die Olympische Bewegung hingegen erklärtes Ziel. Die 1947 erfolgte Neugründung eines Deutschen Olympischen Ausschusses erkannte das IOC jedoch nicht an.

Erst mit der Gründung der Bundesrepublik Deutschland konnte die erneute „Rückkehr nach Olympia“ erfolgreich eingeleitet werden: Im Rahmen der Bundesfeier in Bonn wurde am 24. September 1949 ein Nationales Olympisches Komitee (NOK) gegründet. Erster Präsident wurde Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg, 1951 übernahm Karl Ritter von Halt das Amt. Im selben Jahr wurde das deutsche NOK vom IOC anerkannt, die formalen Voraussetzungen für eine Olympiateilnahme 1952 waren somit erfüllt.

Als jedoch die DDR auf Geheiß der Sowjetunion – die ihre anti-olympische Haltung aufgegeben hatte und fortan ebenfalls an den Olympischen Spielen teilnehmen wollte – 1951 ein eigenes Nationales Olympisches Komitee unter dem Vorsitz von Kurt Edel (1920–1987) gründete, entstand eine deutsch-deutsche Gemengelage, die die internationale Sportpolitik in den folgenden Jahren immer wieder beschäftigen sollte (Spitzer, 1999). Im Vorfeld der NOK-Gründung in der DDR hatte man im Westen die eigene Institution in „NOK für Deutschland“ umbenannt, um so – im Einklang mit der Bundespolitik – den deutschen Alleinvertretungsanspruch zu untermauern. Das IOC, dem ab 1952 der US-Amerikaner Avery Brundage als Präsident vorstand, folgte dieser Auffassung und verweigerte dem DDR-NOK zunächst die Anerkennung. Die Offerte, unter bundesdeutscher Führung an den Olympischen Spielen 1952 teilzunehmen, lehnten die DDR-Sportfunktionäre trotz der zuvor erfolgten Unterzeichnung einer diesbezüglichen Vereinbarung zur Verärgerung des IOC ab.

Erst mit dem diplomatisch geschickter agierenden Heinz Schöbel (1913–1980) als neuem NOK-Präsidenten kam die DDR ihrem Ziel der eigenständigen Olympiateilnahme näher: Nach der 1955 erfolgten „provisorischen“ NOK-Anerkennung durften DDR-Athletinnen und -Athleten ab 1956 an den Olympischen Spielen teilnehmen, zunächst allerdings nur im Rahmen einer gesamtdeutschen Mannschaft. Dieses bis 1964 fortgeführte Konstrukt – ein Zeichen des IOC, der politischen Realität der deutschen Teilung trotzen zu wollen – stellte für die Sportpolitik fortan eine große Herausforderung dar; nicht zuletzt, da mit Blick auf die Olympischen Spiele 1964 sogar der Abbruch der innerdeutschen Sportbeziehungen nach dem Bau der Berliner Mauer überwunden werden musste (Höfer, 1999).

Abbildung 7: „Gesamtdeutsch nach Tokio“, Titelblatt „Der Spiegel“ vom 2. September 1964. Die Olympischen Spiele wurden vom 10. bis 24. Oktober 1964 in der japanischen Hauptstadt ausgetragen.



(Carl und Liselott Diem-Archiv/Zentrum für Olympische Studien, Deutsche Sporthochschule Köln)

Nachdem das IOC der DDR 1965 schließlich die Eigenständigkeit zugestanden hatte, gingen bei den Olympischen Spielen 1968 erstmals getrennte deutsche Teams an den Start. Als verbindendes Element aus den Vorjahren waren allerdings noch die gemeinsame neutrale Fahne (Schwarz-Rot-Gold mit Olympischen Ringen) und die Hymne (Beethovens „Ode an die Freude“) geblieben.

Über diese „Querelle d’allemand“ hinaus prägten im Zeitalter des Kalten Kriegs globale politische Spannungen die Olympische Bewegung, zudem übertrug sich die Rassismusproblematik in verschiedenen Ländern auf die Olympischen Spiele – das „Black Power“-Bild der schwarzen US-Athleten Tommie Smith (geb. 1944) und John Carlos (geb. 1945), die bei den Olympischen Spielen 1968 in Mexico-City nach dem Gewinn der Gold- beziehungsweise Bronzemedaille im 200m-Lauf auf dem Siegerpodest die Faust zum Protest gegen die Diskriminierung der afroamerikanischen Bevölkerung erhoben, wurde zur Foto-Ikone (Davis, 2018).

Weitere große Herausforderungen für die Olympische Bewegung stellten der zunehmende Einfluss der Medien – insbesondere des Fernsehens – und die Frage nach dem Fortbestand des Coubertin’schen Amateursportideals in einer sich stetig professionalisierenden Sportwelt dar.

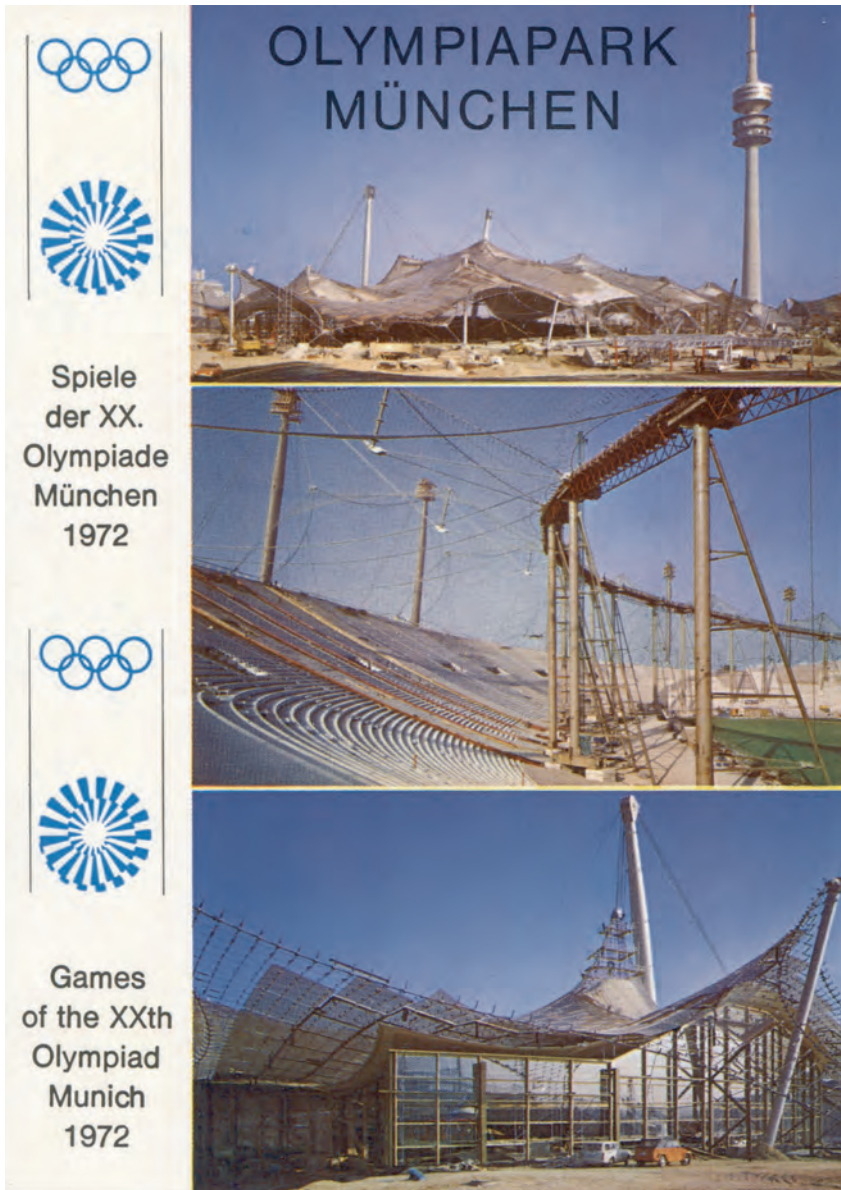
München 1972

Für die bundesdeutschen Funktionäre bedeutete die 1965 auch auf der olympischen Bühne sichtbar gewordene deutsche Teilung eine Niederlage, die aber gleichzeitig zum Impuls wurde, ein sportpolitisches Zeichen zu setzen: Die bundesdeutschen Sportvertreter mit dem seit 1961 amtierenden NOK-Präsidenten Willi Daume (1913–1996) an der Spitze wollten München ins Rennen um die Austragung der Olympischen Spiele 1972 schicken. Hans-Jochen Vogel (1926–2020), damals Oberbürgermeister der bayerischen Landeshauptstadt, sagte noch im Oktober 1965 seine Unterstützung zu, auch Bundeskanzler Ludwig Erhard (1897–1977) begrüßte die Initiative. Im Dezember 1965 gab die Bundesregierung die vom IOC geforderten Garantien. Einen Tag vor dem Jahreswechsel 1965/66 wurde die Olympiabewerbung beim IOC eingereicht. Bei der Wahl im April 1966 setzte sich München gegen die Mitbewerberstädte Montreal, Madrid und Detroit durch.

Das Organisationskomitee für die Olympischen Spiele 1972 mit Willi Daume als Präsident wurde am 3. Juli 1966 gegründet, das Generalsekretariat unter der Leitung von Herbert Kunze (1908–2007) nahm am 1. Januar 1967 seine Arbeit auf.

Insbesondere Daume schwebte ein olympisches Gesamtkunstwerk vor, das einen farbenfrohen und heiteren Charakter aufweisen sollte. So wollte man der internationalen Gemeinschaft ein gänzlich anderes Deutschland als das von 1936 zeigen. Zentrale Aufgabenfelder für das Organisationskomitee waren die Erstellung neuer, architektonisch moderner Sportstätten sowie eine von Freundlichkeit und Fröhlichkeit geprägte Inszenierung (Schiller & Young, 2010). Große – und langfristige – Wirkung hinterließen die Arbeit des Architekten Günther Behnisch (1922–2010) mit seiner Idee einer Olympiaparklandschaft und das Werk des für die visuelle Gestaltung verantwortlichen Designers Otl Aicher (1922–1991).

Abbildung 8: „Olympiapark München“, Broschüre des Organisationskomitees für die Olympischen Spiele 1972.



(Carl und Liselott Diem-Archiv/Zentrum für Olympische Studien, Deutsche Sport-
hochschule Köln)

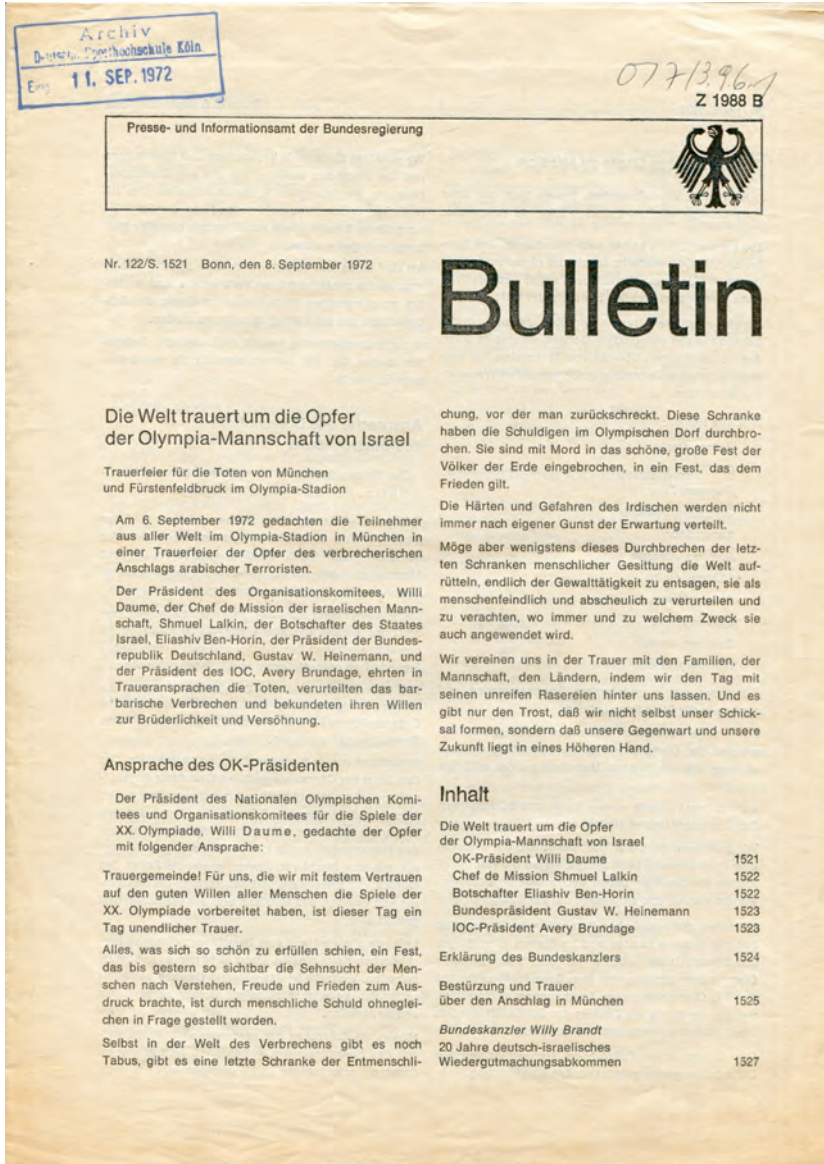
Gleichzeitig fand die Arbeit des Organisationskomitees aber auch vor dem Hintergrund des Kalten Kriegs statt, insbesondere die deutsch-deutsche Politik stellte eine Herausforderung dar: Für das Jahr 1972 stand der erste olympische Auftritt der DDR als souveräner Staat mit der Präsentation der eigenen Flagge und Hymne an – ein bis dahin auf bundesdeutschem Boden verbotener Akt. Dementsprechend symbolisch aufgeladen war vor allem die vor den Augen der Sportwelt veranstaltete Eröffnungsfeier am 26. August 1972.

Aber auch der sportliche Wettkampf wurde zunehmend in die politische Auseinandersetzung hineingezogen, die vermeintliche Überlegenheit des eigenen Systems sollte durch Siege belegt werden. Bereits 1968 in Mexiko-Stadt hatte das DDR-Team mehr Goldmedaillen gewonnen als die bundesdeutsche Auswahl, die im Vorfeld der Münchner Spiele intensivierte Leistungssportförderung führte zu noch größerer Dominanz der DDR in der bayerischen Landeshauptstadt und bei den folgenden Olympischen Spielen – und stellt bis heute ein weites Forschungsfeld zum Thema „Staatsdoping“ dar.

Am 5. September 1972 traten jedoch sowohl die inszenatorische Leichtigkeit der Olympischen Spiele als auch der sportliche Wettstreit in den Hintergrund: Der Überfall der palästinensischen Terrorgruppe „Schwarzer September“ auf die Mannschaft Israels im Olympischen Dorf endete in einem Blutbad, nach dem gescheiterten Befreiungsversuch auf dem Flughafen Fürstenfeldbruck waren elf ermordete israelische Athleten und Offizielle zu beklagen. Auch ein deutscher Polizist und fünf Geiselnahmer kamen zu Tode.

Das Attentat bedeutete das Ende der „heiteren Spiele“, nicht aber der Olympischen Spiele 1972. Nach einer zentralen Trauerfeier im Olympiastadion wurden die Wettkämpfe am 7. September 1972 – unter Zustimmung Israels – fortgesetzt, gemäß dem Satz „The Games must go on!“ des IOC-Präsidenten Avery Brundage, den dieser bei der Zeremonie am Vortag geäußert hatte (Schiller & Young, 2010).

Abbildung 9: „Die Welt trauert um die Opfer der Olympia-Mannschaft von Israel“, Titelblatt des Bulletins des Presse- und Informationsamts der Bundesregierung vom 8. September 1972.



(Carl und Liselott Diem-Archiv/Zentrum für Olympische Studien, Deutsche Sporthochschule Köln)

Fazit

Bekanntermaßen wurden die Olympischen Spiele auch in der Folgezeit fortgesetzt, an der Spitze des IOC stand seit 1972 Lord Michael Killanin (1914–1999). Die Spiele wurden jedoch mehr und mehr zum Spielball politischer Interessen. Insbesondere die umfassenden Olympia-boykotte der 1970er und 1980er Jahre wurden zur existenziellen Bedrohung. Entscheidende Impulse für die Neuausrichtung der Olympischen Bewegung gingen vom 1981 in Baden-Baden veranstalteten 11. Olympischen Kongress aus: Unter dem seit 1980 amtierenden IOC-Präsidenten Juan Antonio Samaranch (1920–2010) wurde das bis dahin strikt geltende Teilnahmeverbot für Profisportlerinnen und -sportler liberalisiert, nachdem sich die Aufrechterhaltung des traditionellen Amateurparagraphen als nicht mehr umsetzbar erwiesen hatte. Weiterhin wurde die Vermarktung der Olympischen Spiele beschlossen, das IOC mit seinem „Kapital“ aus den weltweit bekannten olympischen Ringen konnte sich in den folgenden Jahren zum Global Player entwickeln und die NOKs finanziell fördern.

Literatur:

- Bernett, H., & Teichler, H.J. (1999). Olympia unter dem Hakenkreuz. In M. Lämmer (Hrsg.), *Deutschland in der Olympischen Bewegung – Eine Zwischenbilanz* (S. 127–171). Frankfurt: NOK für Deutschland.
- Coubertin, P. de (1931). *Mémoires olympiques*. Lausanne: Bureau Intern. de Pédagogie Sportive.
- Davis, D. (2018). „That’s my 15 minutes in the sun. An Interview with John Carlos. *Journal of Olympic History. The official Publication of the International Society of Olympic Historians*, 26 (2), 8–16.
- Decker, W. (1996). Die Olympien des Evangelis Zappas. In Decker, W., Dolianitis, G., & Lennartz, K. (Hrsg.), *100 Jahre Olympische Spiele. Der neugriechische Ursprung* (S. 41–59). Würzburg: Ergon.
- Diem, C. (1914). *Friede zwischen Turnen und Sport*. Leipzig/Berlin: Teubner.
- Höfer, A. (1999). Querelle d’allemand. Die gesamtdeutschen Olympiamannschaften (1956–1964). In M. Lämmer (Hrsg.), *Deutschland in der Olympischen Bewegung – Eine Zwischenbilanz* (S. 209–259). Frankfurt: NOK für Deutschland.
- Jönsson, Å. (2001). *Nordiska spelen: historien om sju vinterspel i Stockholm av olympiskt format 1901 till 1926*. Stockholm: Diabolos.
- Kluge, V. (1997). *Olympische Sommerspiele. Die Chronik I, Athen 1896 – Berlin 1936*. Berlin: Sportverlag.

- Kluge, V. (1999). *Olympische Winterspiele. Die Chronik. Chamonix 1924 – Nagano 1998*. (3. Auflage). Berlin: Sportverlag.
- Langenfeld, H. (1999). Die ersten beiden Jahrzehnte. In M. Lämmer (Hrsg.), *Deutschland in der Olympischen Bewegung – Eine Zwischenbilanz* (S. 41–83). Frankfurt: NOK für Deutschland.
- Lennartz, K. (1999). Die Zeit der Weimarer Republik. In M. Lämmer (Hrsg.), *Deutschland in der Olympischen Bewegung – Eine Zwischenbilanz* (S. 85–118). Frankfurt: NOK für Deutschland.
- Molzberger, A. (2012). Zwischen Patriotismus und Internationalität: Die Olympischen Spiele 1912 in Stockholm. In M. Lämmer (Hrsg.), *Studien zur Sportgeschichte*. St. Augustin: Academia.
- Molzberger, A., Wassong, S., Quanz, D., & Sühl, R. (2018). *Abgestaubt und neu erforschbar. Die historischen Sammlungen der Deutschen Sporthochschule Köln. Band 2: Olympische Bewegung*. Hellenthal: Sportverlag Strauß.
- Müller, N. (1994). *Cent ans de Congrès Olympiques 1894–1994. Histoire – Objectifs – Réalisations*. Lausanne: Comité International Olympique.
- Naul, R. (1999). Willibald Gebhardt – der „deutsche Coubertin“. In M. Lämmer (Hrsg.), *Deutschland in der Olympischen Bewegung – Eine Zwischenbilanz* (S. 37–39). Frankfurt: NOK für Deutschland.
- Schiller, K., & Young, C. (2010). *The 1972 Munich Olympics and the Making of modern Germany*. Berkeley: Univ. of California Press.
- Spitzer, G. (1999). Zwischen 1945 und 1952: Drei NOKs in Deutschland. In M. Lämmer (Hrsg.), *Deutschland in der Olympischen Bewegung – Eine Zwischenbilanz* (S. 177–203). Frankfurt: NOK für Deutschland.

Ein stabiles Olympisches Programm unter ständigem Modernisierungsdruck

Volker Kluge

Abstract

Im Mittelpunkt der Olympischen Spiele stehen die sportlichen Wettkämpfe, die vom IOC als Olympisches Programm bezeichnet werden. Über seine Komposition entscheidet die IOC-Session auf Vorschlag des Exekutivkomitees in Abstimmung mit dem Organisationskomitee der jeweiligen Spiele und den relevanten Internationalen Sportföderationen (IFs) – 28 für die Sommer-, sieben für die Winterspiele. Voraussetzung für die Austragung einer Sportart ist deren Übereinstimmung mit der Olympischen Charta und dem Welt-Antidoping-Code.

Das Programm, das aus Sportarten, Disziplinen und Wettkämpfen besteht, ist historisch gewachsen. Nachdem auf dem Olympischen Gründungskongress von 1894 eine erste Liste „wünschenswerter Sportarten“ entstanden war, bestimmten kurzzeitig die Manager der Weltausstellungen von 1900 und 1904, in deren Rahmen die Spiele stattfanden, die Zusammensetzung. Erst danach war das IOC bedeutend genug, seine eigenen Vorstellungen zu realisieren.

Seitdem ist das Programm kontinuierlich gewachsen. Die Zahl der Disziplinen wuchs seit den ersten Spielen um rund das Siebenfache und die der Teilnehmer*innen auf mehr als das 40-fache. Trotz der enormen Ausweitung und der Veränderungen verfügt das Olympische Programm über eine große Stabilität. Dafür spricht auch die Tatsache, dass fünf Sportarten (Leichtathletik, Fechten, Radsport, Turnen und Schwimmen) bei allen Sommer- und vier (Nordischer Skisport, Eiskunstlauf, Eisschnelllauf und Eishockey) bei allen Winterspielen ausgetragen wurden.

Damit die Durchführung der Olympischen Spiele organisatorisch und finanziell langfristig beherrschbar bleibt und das Interesse der Zuschauer nicht erlahmt, unterliegt das IOC einem ständigen Zwang zur Modernisierung. Im Laufe der Jahrzehnte gab es zahlreiche Reformen, um die Interessen der verschiedenen Stakeholder angemessen zu berücksichtigen. Jüngster Ausdruck ist die Olympische Agenda 2020 und ihre Fortsetzung

als Agenda 20+5, die auf die drei Säulen Glaubwürdigkeit, Nachhaltigkeit und Jugend setzt.

Einleitung

Am 25. November 1892 sah der damals 29-jährige Pierre de Coubertin die Stunde gekommen, eine Rolle im Sport auf internationaler Ebene zu übernehmen. Die Gelegenheit bot sich in Paris anlässlich der Fünf-Jahr-Feier der Vereinigung der französischen Sportverbände (USFSA)¹, die mit einer Konferenz in der Sorbonne begangen wurde.

Nach Vorträgen über Leibesübungen im Altertum und Mittelalter widmete sich Coubertin dem Sport in der modernen Welt. Seine Rede beendete er mit den Worten:

„Lassen Sie uns Ruderer, Läufer, Fechter ins Ausland senden; das ist das Freihandelssystem der Zukunft [...] und der Sache des Friedens wird eine neue und mächtige Stütze erwachsen. Das genügt, dass ich [...] nunmehr an den zweiten Teil des Vorhabens denken kann [...]: die Wiedererweckung der Olympischen Spiele“ (Müller, 1981, S. 22).

Was Coubertin für eine sensationelle Neuigkeit gehalten hatte, blieb in Wirklichkeit ohne Resonanz. Das Auditorium applaudierte brav, doch kaum einer war in der Lage, die Tragweite zu erfassen und Coubertins Idee von den Formen der Antike zu trennen. Beim Verlassen des Saales fragten einige, was er denn mit „Wiedererweckung“ gemeint hätte. Sie verstanden den Begriff lediglich symbolisch. Man konnte sich ein solches Projekt vielleicht als Theaterstück vorstellen, nicht aber in der Realität. Andere witzelten und sie erkundigten sich, ob Frauen zugelassen würden und allgemeine Nacktheit Pflicht wäre (Coubertin, 1997).

Das nächste Frühjahr kam, ohne dass Coubertins Vorschlag die Öffentlichkeit erreicht hatte. Da nichts passierte, griff er zu einem Trick. Er erinnerte sich, dass der Herausgeber der Zeitschrift *Les Sports Athlétiques*, Adolphe de Pallisau, vor einiger Zeit die Einberufung eines internationalen Kongresses vorgeschlagen hatte, um auf ihm die Amateurregeln zu diskutieren, eine Idee, die man damals zu den Akten gelegt hatte. Gemeinsam gruben sie das Papier wieder aus, und dieses Mal – am 1. August 1893 – stimmte das USFSA-Präsidium zu, einen Kongress zum

1 Union des Sociétés françaises des Sports athlétiques. Coubertin übte darin die Funktion des Generalsekretärs aus.

Studium der Amateurprinzipien und zur Erneuerung der Olympischen Spiele² auszurichten. Als Termin wurde Juni 1894 festgelegt.

Um eine möglichst große öffentliche Aufmerksamkeit zu erhalten, konzentrierte Coubertin seine Energie auf die festliche Eröffnung am 16. Juni 1894, die im Großen Amphitheater der Sorbonne stattfand und an der etwa 2000 Zuhörer – darunter zahlreiche Student*innen und Schüler*innen – teilnahmen. Von den 49 aufgeführten Vereinigungen und Clubs waren in Wirklichkeit nur 37 anwesend. Die Zahl der Delegierten belief sich auf 78. Mehr als zwei Drittel waren Franzosen (IOC, 1894a).³ Die ausländischen Abordnungen beschränkten sich auf 20, die acht Länder repräsentierten. Deutschland war nicht vertreten.

Als zwei Tage später die eigentlichen Beratungen begannen, waren die Reihen bereits gelichtet. Die Verbliebenen – lediglich 42 – hatten die Wahl zwischen zwei Kommissionen. In der ersten wurde die Amateurproblematik beraten, während die zweite, für die sich anfangs nur 17 Delegierte interessierten, sich mit der Möglichkeit der Wiedereinführung der Olympischen Spiele beschäftigte. Außerdem wollte Coubertin zwei weitere Punkte klären lassen. Sie betrafen Fragen der Organisation und der Nominierung eines Leitungsgremiums, des Internationalen Olympischen Komitees (IOC) (Kluge, 2019).

Der in Paris lebende griechische Literat Dimitrios Vikelas, den Coubertin mit der Präsidentschaft der olympischen Kommission beauftragt hatte, verlas zur Eröffnung ein Memorandum über die antiken Spiele, in dem das Pentathlon als Ideal gepriesen wurde (IOC, 1894b). Auch die beiden schwedischen Delegierten legten Wert auf die Austragung des Pentathlons.

Coubertin, der zwischen den Kommissionen hin- und herpendelte, gab jedoch zu bedenken, dass inzwischen auch Sportarten wie Rudern entstanden waren, die die alten Griechen nicht kannten. Offenbar dauerte es einige Zeit, bis die Delegierten begriffen hatten, dass es Coubertin um modernen Sport ging und dass er die Wettkämpfe lediglich unter ein schützendes Dach stellen wollte, das „ihnen den Nimbus der Größe und des Ruhmes verleihen könnte: unter den Schutz des klassischen Altertums“ (Coubertin et al., 1897, S. 5).

2 Congrès international de Paris pour l'étude et la propagation des principes d'amateurisme.

3 Coubertin operierte mit der Zahl 79, siehe: *Revue Olympique*, Nr. 1, Januar 1901, S. 7.

In seinen Memoiren schrieb Coubertin, dass man seine Vorschläge ohne Widerspruch akzeptiert hätte (Coubertin, 1997). Das Protokoll sagt etwas anderes aus. Es wurde lebhaft diskutiert, und der „Chef“ konnte sich keineswegs immer mit seinen Vorstellungen durchsetzen. So galt nicht etwa Paris, das Coubertin für 1900 als Schauplatz der Premiere vorgesehen hatte, als Favorit, sondern London. Außerdem meinten einige, dass der Zeitraum von sechs Jahren bis zur erstmaligen Austragung zu lang wäre, worauf Coubertin in der nächsten Sitzung selbst zur Überraschung von Vikelas Athen 1896 ins Gespräch brachte (IOC, 1894c).⁴ Einigkeit herrschte indes, dass die Spiele im Vierjahresrhythmus stattfinden und bei ihnen mit Ausnahme des Fechtens nur Amateure an den Start gehen sollten.

Bei den Sportarten war unstrittig, dass die Leichtathletik – mit dem Pentathlon als Krönung – das Kernstück der Spiele darstellen sollte. Die Aufnahme des Wassersports, Schwimmen, Rudern und Segeln, war ebenso selbstverständlich wie die der Kampfsportarten (Fechten, Boxen, Ringen), Reiten, Radsport und Turnen sowie der Sportspiele (Fußball, Tennis, Paume etc.). Den Alpinisten wurde ein Preis für den „interessantesten Aufstieg“ in Aussicht gestellt (IOC, 1894a).

Auf Wunsch der Schweden gelangte auch „patinage“ (Eislauf) auf die Liste, ohne die dafür notwendigen Bedingungen erörtert zu haben (IOC, 1894a). Abgelehnt wurde der Antrag, Wettkämpfe für Jugendliche auszuschreiben – ein Vorschlag, den zuvor Vikelas mit Verweis auf die Antike angeregt hatte. Anders als in der Vergangenheit sollten die modernen Spiele ausschließlich erwachsenen Männern vorbehalten bleiben. Die Teilnahme von Frauen stand nicht zur Debatte.

Das erste offizielle Wettkampfprogramm für die Spiele der I. Olympiade trägt das Datum vom 12. bis 24. November 1894, aufgestellt vom Organisationskomitee, das sich an diesem Tage in Athen unter Vorsitz des griechischen Kronprinzen und in Anwesenheit von Coubertin, der für zwei Jahre die Funktion des IOC-Generalsekretärs übernommen hatte, konstituierte. Das Programm, datiert sowohl nach dem in Griechen-

4 Leider ist das Protokoll vom ersten Sitzungstag (18. Juni) nicht vorhanden. In „Einundzwanzig Jahre Sportkampagne (1887-1908)“, Henn Verlag, Ratingen 1974, S. 80-81, schreibt Coubertin, dass er den Vorschlag, die ersten Spiele schon 1896 in Athen auszutragen, gemeinsam mit Vikelas eingebracht hätte. Im Brief von Vikelas (19. Juni 1894) an Coubertin heißt es jedoch: „Leider habe ich Sie nach unserer Sitzung nicht mehr gesehen. Ich wollte Ihnen sagen, wie sehr ich mich über Ihren Vorschlag gefreut habe, in Athen den Anfang zu machen. Ich bedaure nur, dass es mir nicht möglich war, ihn besser zu unterstützen.“

land gültigen Julianischen als auch nach dem Gregorianischen Kalender, wurde unterteilt in sieben Sportzweige: a) Athletischer Sport (Leichtathletik); b) Turnen (Gerätturnen, Gewichtheben); c) Fechten und Ringen; d) Schießen; e) Nautischer Sport (Segeln, Rudern, Schwimmen); f) Radfahren; g) Athletische Spiele (Tennis, Cricket, Fußball) (Mallon & Widlund, 1998).

Bald darauf wurde diese Liste aber modifiziert. Zum Marathonlauf, den der deutsch-französische Philologe Michel Bréal angeregt und für den er einen Siegerpokal gestiftet hatte, kam ein Marathon-Radrennen über 87 km. Hingegen wurden Fußball (unterteilt in Rugby und „Association“), Reiten, Segeln und Cricket mangels Anmeldungen gestrichen. Ausgetragen wurden schließlich 43 Disziplinen in neun Sportarten, wobei manches aus heutiger Sicht kurios erscheint: so das griechisch-römische Ringen und das Gewichtheben, jeweils in nur einer Kategorie; ein 100-m-Schwimmen für Matrosen der griechischen Kriegsmarine; ein 24-Stunden-Radrennen auf der Bahn oder das Tauangeln als Bestandteil der Turnwettkämpfe. Auch Rudern als zehnte Sportart gehörte zum Programm. Doch die Regatta musste wegen der stürmischen See abgesagt werden.

Der Fehler, Olympische Spiele an Weltausstellungen anzudocken

Coubertin, der nach Athen das Amt des IOC-Präsidenten übernommen hatte⁵, wollte aus „Budget-Gründen“ die nächsten Spiele an die Pariser Weltausstellung ankoppeln. Doch schon sein erstes Gespräch mit dem Generalbevollmächtigten, Alfred Picard, endete enttäuschend. Auch bei Frankreichs Präsident Félix Faure erreichte er nichts. Er entschloss sich

5 Auf dem Olympischen Kongress 1894 hatte man vereinbart, dass der IOC-Präsident für die Dauer einer Olympiade jeweils ein Vertreter des Gastgeberlandes der nächsten Olympischen Spiele sein sollte. Da nach Paris die nächsten Spiele 1904 in die USA vergeben wurden, wäre turnusgemäß der US-Amerikaner William M. Sloane an der Reihe gewesen, der sich aber außerstande sah, das Amt auszuüben. Stattdessen schlug er 1901 vor, Coubertin die Präsidentschaft lebenslang zu übertragen. Dieser lehnte ab, er war aber bereit, das IOC für weitere zehn Jahre zu leiten. Nach den sogenannten Olympischen Zwischenspielen von 1906 in Athen, die gegen seinen Willen stattgefunden hatten und nach denen er bemüht war, das verlorengegangene Vertrauen der Mitglieder zurückzugewinnen, stellte er sich 1907 einer Abstimmung ohne Gegenkandidat, in der er erneut für ein Jahrzehnt gewählt wurde. Coubertin Amtszeit endete aber auch nicht 1917, sondern erst 1925 – aus ursprünglich vier waren 28 Jahre geworden.

deshalb, die Vorbereitung in die Hände eines privaten Komitees unter Leitung eines Diplomaten, des Vicomte Charles de La Rochefoucauld, zu legen, von dessen Finanzkraft er sich einiges versprach.

Im Jahr 1898 konstituierte sich das 40-köpfige „Comité La Rochefoucauld“, das bei den Vorbereitungen auf die Unterstützung der französischen Sportverbände angewiesen war. Dabei kam es zu einer Vielzahl von Kompetenzrangeln. Am 9. November 1898 brach die USFSA die Beziehungen ab.

Schwierigkeiten machte auch die Leitung der Weltausstellung. Als das Generalsekretariat im Februar 1899 ein eigenes Organisationskomitee einsetzte, trat zwei Monate später La Rochefoucauld zurück und sein Komitee erklärte die Selbstauflösung. Da blieb Coubertin nichts anderes übrig, als ebenfalls zu kapitulieren. Bei den Olympischen Spielen von 1900, die nur im Ausland so bezeichnet wurden, hatte das entmachtete IOC nichts zu sagen (Durry, 2019).

Anstelle des Standardprogramms von 1896, das Coubertin um Reiten, Bogenschießen, Eislauf und einige Spportsportarten erweitern wollte, wurden Weltausstellungswettkämpfe ausgerichtet, genannt „Concours nationaux et internationaux d'exercices physiques et de sports“. Sie waren unterteilt in zehn internationale und zwei nationale Sektionen sowie eine Wissenschafts- und Hygiene-Abteilung. Die Wettkämpfe, zu denen sowohl Amateure und in einigen Sportarten auch Berufssportler zugelassen waren, begannen Mitte Mai, und einige endeten erst im Oktober.

Im Unterschied zu Athen bot Paris die gesamte Breite des Sommersports mit Ausnahme von Boxen und Ringen. Zum Programm gehörte auch eine Reihe von Sportspielen, Schlagballspiele sowie technische Sportarten wie Motor- und Flugsport, die manche Chronisten zu Unrecht als „nichtolympisch“ einstufen.

In der Geschichtsschreibung wird Paris 1900 bisweilen als „Chaos von 162 Tagen“ dargestellt, was mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmt. Das Gegenteil war der Fall, allerdings waren es keine Olympischen Spiele nach den Vorstellungen Coubertins und seiner Mitstreiter. Die Wettkämpfe, zu denen auch Handicap-Konkurrenzen, aber keine Volksbelustigungen wie Sackhüpfen, Tonnenrollen und Kirschkerne weitspucken gehörten, wie man in vielen Quellen lesen kann, passen nur schlecht in das Raster, das heutzutage an Olympische Spiele angelegt wird.

Ähnliches gibt es über die Spiele der III. Olympiade zu sagen, die 1901 vom IOC zuerst nach Chicago, dann aber auf Bitten von US-Präsident Theodore Roosevelt nach St. Louis verlegt wurden, das 1903 den 100. Jahrestag des Verkaufs von Louisiana („Louisiana Purchase“) durch Napoleon an die Vereinigten Staaten mit einer Weltausstellung begehen

wollte. Da die *Louisiana Purchase Exposition* aber nicht rechtzeitig fertig wurde, verlegte man sie aufs nächste Jahr, womit die darin integrierten Sportwettkämpfe sogar noch in den olympischen Zyklus passten.

Geleitet wurde die Abteilung „Physical Culture“ von James E. Sullivan, dem mächtigen Generalsekretär der Amateur Athletic Union (AAU)⁶ und einem Gegenspieler Coubertins, der seinerseits auf eine Reise nach St. Louis verzichtete, weil dem IOC erneut keine Kompetenzen eingeräumt wurden. Er beauftragte den Deutschen Dr. Willibald Gebhardt und den Ungarn Ferenc Kemény, ihn als IOC-Delegierte zu vertreten.

Wie vier Jahre vorher bestand das auf sieben Monate verteilte Programm aus einer Vielzahl von internationalen und nationalen Wettbewerben, die von den Amerikanern teilweise als „olympisch“ oder als „Championships“ verschiedener Kategorien bezeichnet wurden. Der Begriff „Olympic Games“ wurde nur für den Zeitraum vom 29. August bis 3. September 1904 verwendet, in dem 26 Wettkämpfe in der Leichtathletik einschließlich Tauziehen und Gewichtheben stattfanden (Sullivan, 1905).

6 Dachorganisation des US-amerikanischen Amateursports.

Abbildung 1: Kopfweitsprung gehörte 1904 in St. Louis zu den Disziplinen des Schwimmsports. Gemessen wurde die zurückgelegte Strecke, wenn entweder das Gesicht des Wettkämpfers auf der Wasseroberfläche aufgetaucht bzw. das Zeitlimit von 60 Sekunden erreicht war. Auf dem Foto: Der US-Amerikaner Edgar H. Adams kam auf 17,53 m, womit er Platz zwei belegte.



(Archiv Volker Kluge)

Bei der Bewertung der übrigen Sportarten und Wettbewerbe verlässt sich das IOC in seinen Veröffentlichungen auf das Urteil von Historikern und damit auf die umstrittene subjektive Einordnung von „olympisch“ und „nichtolympisch“. Rückwirkend ist das auch schwierig, denn welche Maßstäbe sollen angelegt werden? Selbst eine internationale Beteiligung ist nur bedingt ein Kriterium, da in Sportarten wie Ringen, Boxen, Bogenschießen, Bahnradsport, Wasserball, Rudern, Basketball und Roque – eine Variante des Krockets – ausschließlich US-Athleten am Start waren.

Die wenigen Ausländer, die an diesen Spielen teilnahmen, kamen entweder aus Kanada oder Kuba, oder sie lebten oder arbeiteten vorübergehend in Übersee. Kleine Olympiateams nach heutigem Verständnis schickten nur Deutschland und Ungarn. Und die Gastgeber hatten sowieso ihre eigene Sicht auf die Dinge. Für sie wurde die Punktwertung vom New York AC knapp vor dem Chicago AA gewonnen. Da nur die Leichtathletik gezählt wurde, landeten die Deutschen hinter einer Reihe weiterer amerikanischer Clubs mit zwei Punkten nur auf dem viertletzten Platz (Lucas, 1905).

Ein modernes Pentathlon und ein solches für die fünf Musen

Coubertins Absicht, die Spiele von den Weltausstellungen zu trennen, ließ sich auch 1908 nicht völlig verwirklichen. Da das von ihm als Austragungsort vorgesehene Rom zwei Jahre vorher eine Absage erteilte, nahm er dankend das britische Angebot an, die Spiele im Rahmen der Franco-British Exhibition auszutragen, womit die Finanzierung gesichert war.

Was das Programm betraf, so orientierten sich die Gastgeber anfangs an dem der Pariser Weltausstellung von 1900, allerdings wurden später die geplanten Wettbewerbe im Golf, Flug- und Automobilsport – vorgesehen war auch ein „Flying Kilometre“ für Rennwagen – gestrichen. Übrig blieben die Motorbootrennen, für die es jedoch kaum Meldungen gab.

Erstmals durfte auch das IOC mitreden, das auf seiner Session von 1907 in Den Haag die Teilung der Spiele in zwei Abschnitte bestätigt hatte. Für die „Summer Games“ und deren „Stadiondisziplinen“ ließ das Ausstellungskomitee eine Multifunktionsarena mit Lauf- und Radrennbahn, einem Schwimmbecken sowie Plätzen für Turnen und Ringkampf errichten. Irritiert zeigten sich die Briten jedoch von der Festlegung des IOC, das metrische System als offiziell anzuerkennen. Im Oktober folgten dann die „Winter Games“ mit Boxen, den Spielsportarten Fußball, Feldhockey, Lacrosse und Rugby sowie erstmals auch Eiskunstlauf.

Hingegen musste Coubertin seinen 1906 verkündeten Plan, einen „Fünfkampf der Musen“ auszuschreiben, auf Stockholm 1912 verschieben. Und auch dann war er im Wesentlichen auf sich allein gestellt, da die Schweden daran kein Interesse zeigten und sich außerstande erklärten, die Wettbewerbe in der Architektur, Literatur, Musik, Malerei und Bildhauerkunst objektiv zu bewerten. Anders verhielt es sich mit Coubertins zweitem Projekt, dem die Schweden sofort zustimmten. Der Moderne Fünfkampf mit den Disziplinen Pistolenschießen, Schwimmen, Fechten, Reiten und Geländelauf, war als Äquivalent zum antiken Vorbild gedacht.

Die Absicht der Schweden, die Wettkämpfe auf eine Dauer von zehn bis zwölf Tagen zu verkürzen, ließ sich nur teilweise realisieren. Es gab im Juli eine „Olympische Woche“, die als Kernstück galt. Die Spiele begannen jedoch schon im Mai/Juni mit Tennis, Fußball und Schießen. Da aus dem Programm von 1908 Bogenschießen, Boxen, Bahnradsport, Hockey, Lacrosse, Racquets und Freistilringen gestrichen wurden, reduzierte sich dieses von 21 auf 13 Sportarten. Neu und eine prachtvolle Bereicherung waren lediglich die Reiterspiele.

Abbildung 2: Sprünge aus dem Stand – Weit-, Drei- und Hochsprung – zählten zum Leichtathletik-Programm der frühen Olympischen Spiele. Einer der Nachfolger des US-Amerikaners Raymond Ewry, der von 1900 bis 1908 alle Wettbewerbe gewann, wurde der Grieche Konstantin Tsiklitiras. Er wurde 1912 in Stockholm Olympiasieger im Weitsprung aus dem Stand mit 3,37 m.



(Archiv Volker Kluge)

Die Frauen, deren Teilnahme 1908 auf Bogenschießen, Tennis und Eiskunstlauf beschränkt war, wurden erstmals im Schwimmen zugelassen. Zum Ärger von Coubertin, der Frauensport für „unpraktisch, uninteressant, unbeholfen und, ich zögere nicht, das hinzuzufügen, unanständig“ hielt (Coubertin, 1912, S. 110–111). Sein olympisches Ideal blieb zeitlebens das „feierliche und periodische Auftreten der männlichen Athletik“ in einem „künstlerischen“ Umfeld „mit dem Applaus der Frauen als Belohnung“ (Coubertin, 1912, S. 110–111).

Aus anderen Gründen lehnte er den Vorschlag des italienischen IOC-Mitglieds Graf Eugenio Brunetta d'Usseaux ab, die für Januar 1913 geplanten Nordischen Spiele als Teil der Olympiade zu akzeptieren und später eigenständige Winterspiele einzuführen. In den alpinen Hoteliere sah Coubertin die „Strohleute habgieriger Aktionäre“ und in ihrer Kundschaft „laute und überall störende Vergnügungsreisende“, mit denen der Tango und die gefärbten Haare in die Berge kämen (Coubertin, 1914, S. 39f). Das Generalsekretariat für die 1916 in Berlin geplanten Spiele war dennoch nicht davon abzuhalten, für den Februar jenes Jahres Wettkämpfe im Skisport auf dem Feldberg und in den drei Eissportarten im Berliner Eispalast anzusetzen. Mit Beginn des Ersten Weltkriegs hatten sich alle Entwürfe erledigt.

Das gewachsene Selbstbewusstsein der internationalen Sportfachverbände

Kurz vor Kriegsbeginn fand anlässlich der 20-Jahrfeier des IOC im Juni 1914 in Paris ein weiterer Olympischer Kongress statt, auf dem eine umfassende Programmdiskussion nicht mehr aufzuhalten war und an der auch Abgesandte der Nationalen Olympischen Komitees (NOKs) teilnahmen. Die Delegierten einigten sich auf eine Einteilung in obligatorische und fakultative Sportarten. Neu gegenüber Stockholm 1912 waren Golf, Polo, Rugby und Hockey sowie die Wintersportarten, die sämtlich als fakultativ galten (IOC, 1919).

Zu Meinungsverschiedenheiten führte die Absicht der Gastgeber, das Turnen nach der deutschen Wettordnung, d.h. mit einem Mehrkampf, zu dem „volkstümliche Übungen“ gehörten, auszurichten. Gegen den Widerstand der Organisatoren verlangte das IOC auch das in Deutschland noch verbotene Boxen.

Vier Jahre später war es ein Wunder, dass sich ausgerechnet Belgien, das unter dem Krieg und seinen katastrophalen Folgen am meisten zu leiden hatte, bereits 1920 in der Lage sah, in Antwerpen das nächste olympische Fest auszurichten, allerdings unter der Bedingung, die Kriegsverlierer –

Deutschland und seine Verbündeten – auszuschließen. Verteilt auf fünf Monate, wurde ein Programm von 21 Sportarten einschließlich Eiskunstlauf und Eishockey auf die Beine gestellt. Lediglich Golf wurde mangels Interesses abgesagt.

Eine wichtige Unterstützung leisteten die 19 internationalen Sportfachverbände (IFs), die oftmals auch eigene Vorstellungen von einem zukünftigen Programm verfolgten, denen sich das IOC zu stellen hatte. Eigens deshalb wurde 1921 ein Kongress nach Lausanne einberufen, auf dem die IFs ihr gewachsenes Selbstbewusstsein zum Ausdruck brachten.

Die vom IOC erhoffte Straffung des Programms kam nicht zustande, eliminiert wurden lediglich Bogenschießen, Golf und – vorübergehend – Feldhockey. Die Turner, die sich seit Längerem über das „richtige“ System gestritten hatten und 1920 unter drei verschiedenen Teamwettbewerben wählen konnten, einigten sich auf einen Mehrkampf von Pflicht- und Kürübungen an den Geräten. Die Unterteilung in obligatorische und fakultative Sportarten von 1914 wurde aufgehoben (IOC, 1921).

Der nachhaltigste Beschluss war jedoch das Zugeständnis an Paris 1924, als „Vorspiel“ in Chamonix eine „Internationale Wintersport-Woche“ zu veranstalten.⁷ Sie verlief dann so erfolgreich, dass auf dem nächsten Olympischen Kongress 1925 in Prag beschlossen wurde, die Wettkämpfe rückwirkend als „First Winter Olympic Games“ anzuerkennen und zukünftig für die Winterspiele einen eigenen Zyklus einzuführen (Czechoslovak Organising Committee, 1925).

Der Prager Kongress bestätigte auch das Programm der Sommerspiele, das vom IOC weiterhin in Sportzweige eingeteilt wurde: Leichtathletik, Turnen, Kampfsport (Boxen, Fechten, Ringen), Wassersport (Rudern, Schwimmen), Reitsport, kombinierter Sport (Moderner Fünfkampf), Fußball, Kunstwettbewerbe. Den Organisationskomitees war es freigestellt, die Palette um Radsport, Segeln (Monotype), Gewichtheben und weitere Spielsportarten zu ergänzen (Czechoslovak Organising Committee, 1925).⁸

Voraussetzung war die Einhaltung der Amateurbestimmungen, weshalb Fußball, Schießen und Tennis zur Disposition standen, da deren Weltver-

7 Im Programm standen die Sportarten nordischer Skisport, Eiskunstlauf, Eisschnelllauf, Bobsport, Militärpatrouillenlauf und Curling.

8 Den IFs war es freigestellt, die olympischen Wettkämpfe als Weltmeisterschaften zu werten. Im englischen Originaldokument wurde der Kampfsport als „Self-Defence Sports“ bezeichnet.

bände die Definition der Regeln für sich allein beanspruchten.⁹ Letztlich zeigte sich die FIFA für Amsterdam 1928 in der Frage des „Verdienstausfalls“¹⁰ kompromissbereit. Dennoch verwirklichte sie anschließend ihre Drohung, im Juli 1930 in Uruguay die erste Weltmeisterschaft auszurichten, zu der auch Profis zugelassen waren. Daraufhin strich die IOC-Exekutive das Fußballturnier für die Spiele von Los Angeles 1932.

Ein anderer Streitpunkt war die Zulassung von Frauen, deren Emanzipation mit Kriegsende in allen Bereichen zugenommen hatte. Eine Vorkämpferin des Frauensports war die Französin Alice Milliat. Es war ihre Initiative, 1921 eine Dachorganisation namens *Fédération Sportive Féminine Internationale* (FSFI) mit dem Ziel zu gründen, alle vier Jahre „Jeux Olympiques Féminins“, Olympische Spiele für Frauen, auszurichten. Die ersten, auf die Leichtathletik begrenzt, fanden 1922 in Paris statt.

Notgedrungen mussten sich IOC und Internationaler Leichtathletikverband (IAAF), die den Erfolg der FSFI besorgniserregend fanden, mit der neuen Konkurrenz beschäftigen. Die IAAF erklärte sich bereit, die Zuständigkeit für den Frauensport in ihre Statuten aufzunehmen und 1928 in Amsterdam erstmals fünf Disziplinen auszuschreiben, doch auch danach hielt das Tauziehen an. Die von dem schwedischen IAAF-Präsident Sigfrid Edström geleitete Programmkommission schlug dem Olympischen Kongress von 1930 in Berlin mit 26:1-Stimmen vor, die weibliche Teilnahme auf Turnen, Schwimmen, Tennis und Eiskunstlauf einzuschränken (IOC, 1930).

Nach heftigen Diskussionen gelang es dann im zweiten Anlauf, sich auch noch auf die Leichtathletik (17:9) und das Fechten (19:8) zu einigen. Die FSFI blieb aber weiterhin selbständig. Erst 1936 gab es eine Annäherung zur IAAF, so dass seitdem gemeinsame internationale Meisterschaften möglich wurden.

Immerhin gelang es auf diesem Kongress, die Sommerspiele einschließlich Eröffnung auf 16 Tage zu verkürzen (IOC, 1930). Die Dauer der Winterspiele legte man nicht fest. Sie wurden erst später auf zehn Tage begrenzt, vorausgesetzt, dass sie ohne Wetterkapriolen über die Bühne gehen konnten (IOC, 1955b).

9 Der Tennis-Weltverband ILTF (später ITF) verbot 1926 seinen Mitgliedsverbänden die Teilnahme in Amsterdam, da das IOC nicht bereit war, der Reamateurisierung von Berufsspielern zuzustimmen. Daraufhin verschwand Tennis bis zu seiner Wiederaufnahme von 1987 aus dem Olympischen Programm.

10 Vergütungen, die an Spieler oftmals in verschleierte Form als Entschädigung für Verdienstausfall gezahlt wurden. Nach den Festlegungen des Prager Kongresses verstießen diese gegen die Amateurregeln.

Das Programm von Los Angeles mit 14 Sportarten und 117 Disziplinen war überschaubar. Hinzu kamen noch Kunstwettbewerbe und zwei Demonstrationssportarten nach Wahl des Gastgebers (IOC, 1921). Aus Prestigegründen verlangte Hitler, der sich mit den Spielen von Berlin 1936 als „Friedenskanzler“ darstellen wollte, vier Jahre später alles Bisherige zu übertreffen. Das galt auch für das Wettkampfprogramm, das mit 19 Sportarten und 129 Disziplinen noch einmal deutlich aufgestockt wurde.¹¹ Die Auswahl wurde nicht dem Zufall überlassen. Mit Ausnahme von Basketball und Polo orientierte sich das Organisationskomitee mit seinen Vorschlägen vorrangig an deutschen Medaillenchancen.

Abbildung 3: Das Polospiel, bei dem zwei Mannschaften mit jeweils vier Reitern versuchen, mit Schlägern einen kleinen Ball ins gegnerische Tor zu treiben, stand ab Paris 1900 fünfmal im Olympischen Programm. Letztmals wurde es 1936 bei den Spielen in Berlin ausgetragen. Sieger wurde das argentinische Team (in Weiß), das Großbritannien mit 11:0 besiegte.



(Paul Wolff/Archiv Volker Kluge)

11 Die Fußballer, die sich den Amateurregeln angepasst hatten, kehrten 1936 zurück, ebenso Polo, das letztmals 1924 ausgetragen worden war. Neu im Programm waren Kanurensport, Basketball und (Feld-)Handball.

Brundage-Vorschlag: Hallen-Wettkämpfe im Winter, Frauen sollten unter sich bleiben

Bald nach dem Zweiten Weltkrieg, der erneut Deutschland und diesmal auch Japan „auf der Strafbank sah“, wurde die Programmdiskussion wieder aufgenommen. Edström, der 1946 die Leitung des IOC übernommen hatte, besaß als ehemaliger IAAF-Präsident die Weitsicht, den Gedankenaustausch gemeinsam mit den Fachverbänden zu führen. Man bildete eine gemischte Kommission, die von dem US-Amerikaner Avery Brundage, später von dem Finnen Erik von Frenckell geführt wurde.

Das letzte Wort hatte freilich das IOC, das auf seiner Session von 1946 zur „Zweiklassengesellschaft“ – obligatorisch/fakultativ – zurückkehrte. Die Entstehung neuer unabhängiger Staaten, die eigene NOKs gründeten, wurde zu einer Herausforderung. Hinzu kam der Beginn des Fernsehzeitalters, womit das olympische Interesse wuchs, aber auch die Begehrlichkeiten zunahmen: Die Wiederaufnahme von Bogenschießen, Golf, Rugby und Polo wurde beantragt, doch vom IOC genauso abgelehnt wie von Baseball, Schach, Rollsport, Judo, Volleyball und Tischtennis. Keine dieser Sportarten erhielt die für eine Regeländerung notwendige Zweidrittel-Mehrheit.

Widerstand gab es weiterhin gegen den Sport der Frauen. Es galt schon als Erfolg, dass der elitäre Herrenzirkel ihnen die Teilnahme in der Leichtathletik, Fechten, Turnen (1952 in Helsinki erstmals auch im Achtkampf und in der Gruppengymnastik), Schwimmen, Kanurensport, Eiskunstlauf, Skisport, Segeln und an den letztmals 1948 ausgetragenen Kunstwettbewerben gestattete (CIO, 1949).¹² Zusätzliche Wettbewerbe, etwa im Rudern oder Basketball, wie sie von der Sowjetunion, die 1952 die olympische Bühne betreten hatte, gefordert wurden, hatten vorerst keine Chance (IOC, 1955a).

Manches entbehrte jeder Logik: So plädierte das IOC 1939 mit 16:11-Stimmen für Frauen-Eisschnelllauf bei den Winterspielen von 1940 in Garmisch-Partenkirchen, die wenig später wegen des Krieges abgesagt wurden. Als 1955 die Austragung dieser Disziplinen erneut debattiert wurde, erhielt der Antrag nur vier Ja-Stimmen. Ein Jahr verging, und siehe

12 Erstmals gestattete der internationale Verband (FIE) den Frauen 1952 in Helsinki die Teilnahme, nachdem er Ende 1948 die antiquierte „Herrenreiter“-Regel abgeschafft hatte.

da! Nun wurden die Eisschnellläuferinnen doch für würdig befunden, 1960 in Squaw Valley an den Start zu gehen.

Zu den Dauerthemen jener Zeit gehörte die Befürchtung, dass die Sommerspiele mit rund 70 Ländern und nahezu 5000 Sportlern zu groß werden könnten. Brundage, der Edström 1952 im Präsidentenamt abgelöst hatte, sah die Lösung des Problems in der Eliminierung einiger fakultativer Sportarten und in der Auslagerung von Hallenwettkämpfen wie Boxen, Gewichtheben und Ringen in die Winterspiele. Neben allen Teamwettbewerben wollte er die Teilnahme der Frauen insgesamt rückgängig machen. Ihnen empfahl er: „... diese könnten ja wie in der Antike ihre eigenen Spiele austragen“ (Brundage, 1952).

Das war seinen Kollegen dann doch zu radikal. Baron von Frenckell als neuer Chef der Programmkommission plädierte 1953 dafür, nur noch solche Sportarten zuzulassen, die in 20 oder mehr Ländern praktiziert wurden. In den überarbeiteten Regeln von 1958 wurde jedoch die bisherige Klassifizierung fallengelassen. Dafür reduzierte man das Programm auf „mindestens 15 Sportarten“, die – als Minimum – in 25 Ländern ausgeübt werden sollten (IOC, 1958b, S. 20.). Es gab verschiedene Rechenmodelle, wie Teilnehmerzahlen von höchstens 5000 bis 6000 auch zukünftig zu erreichen wären (IOC, 1958a).

Ein erster Schritt war es, in den Mannschaftssportarten höchstens 16 Teams zuzulassen. Dem wachsenden Interesse an Fußball und Basketball kamen die verantwortlichen Verbände mit Qualifikationsturnieren entgegen. Die IAAF beschloss 1959 erstmals für die Olympischen Spiele in Rom 1960 Normen, die in einem feststehenden Zeitraum zu erfüllen waren.¹³

Dem wollte sich der Internationale Schwimmverband (FINA) keinesfalls anschließen. Er gab sich für 1960 mit zwei Startplätzen pro Land und Einzeldisziplin zufrieden, um im gleichen Atemzug mit der Einführung von Weltmeisterschaften zu drohen, worauf das IOC für 1964 drei neue Wettbewerbe und für 1968 weitere elf genehmigte. Die Welttitelkämpfe kamen 1973 dennoch. Erst 1976 folgte die FINA dem Beispiel der Leichtathletik und führte Qualifikationsnormen ein.

Es dauerte noch lange, ehe sich das IOC vom alten Denken einer Zeit verabschiedet hatte, in der interkontinentale Flugreisen und TV-Direkt-

13 Ein Startplatz pro Landesverband und Disziplin war garantiert. Wenn ein zweiter oder dritter Teilnehmer nominiert werden sollte, war die Erfüllung einer Olympianorm nachzuweisen. Die Regel galt nicht für Marathonlauf, Gehen und die Staffeln.

übertragungen als Außergewöhnlichkeit wahrgenommen wurden. Mit dem Zerfall der großen Kolonialreiche war auch die olympische Welt größer geworden. Einige Zahlen: 1950 existierten 67 NOKs. Ein Jahrzehnt danach gab es bereits 92. Vor den Spielen von 1964 in Tokio hatte das IOC 117 Komitees anerkannt, davon 51 aus Afrika und Asien. Hingegen repräsentierten die 69 IOC-Mitglieder zum gleichen Zeitpunkt nur 53 Länder, von denen 38 zu Europa gehörten (Kluge, 1998).

Wie unterschiedlich selbst in diesem kleinen Kreis die Vorstellungen waren, wie ein modernes Programm aussehen sollte, zeigte sich 1961 bei einer IOC-Abstimmung. Von der Liste der möglichen 22 Sportarten, zu denen als Zugeständnis für die japanischen Gastgeber der nächsten Spiele auch Judo und Volleyball gehörten, erhielten nur sechs – Leichtathletik, Turnen, Rudern, Schwimmen, Gewichtheben und Ringen – die Zustimmung aller 43 Anwesenden. Hingegen fanden jeweils nur zwei „Olympier“, dass Fechten, Reiten und Judo unbedingt ausgetragen werden sollten. Und fürs Schießen blieb eine einzige Stimme übrig (IOC, 1961; IOC, 1962a).¹⁴

Als man zwei Jahre später erneut abstimmte, diesmal über die Spiele von Mexiko '68, für die das Programm auf 18 Sportarten reduziert werden sollte, ernteten allein die Leichtathletik und das Schwimmen die volle Stimmzahl. Verlierer des „Ausscheidungsrennens“ waren Judo, Handball, Bogenschießen und Volleyball (IOC, 1963). Die Volleyballer wurden 1965 aber doch noch zugelassen, als plötzlich ein Platz auf der Liste frei blieb. Denn Wasserball wurde nun unter dem Dach des Schwimmsports geführt.

Es mangelte also in den 1960er-Jahren nicht an Reformvorschlägen, von denen viele überfällig waren. Darunter fallen die Bemühungen, die „künstlichen“ Mannschaftswettkämpfe im Reiten, Modernen Fünfkampf und Turnen in eigenständige Disziplinen umzuwandeln, denn bis dahin war es üblich gewesen, deren Ergebnisse durch die Summierung der Einzelresultate zu ermitteln. Als das IOC entschied, ab 1964 die drei erstplatzierten Teams jeweils mit einer einzigen Medaille auszuzeichnen und deren Mitgliedern nur noch Diplome zu verleihen (IOC, 1962b), begannen einige Fachverbände, ihre Regeln zu ändern.

Der Internationale Turnverband (FIG) hatte schon 1960 Finalwettkämpfe für die besten Sechs an den Geräten eingeführt, und ab 1972 gab es auch separate Mehrkämpfe in der Mannschafts- und Einzelwertung. Die Reiter taten es ihnen nach. Lediglich in der strapaziösen Vielseitigkeitsprü-

14 Obwohl Handball und Bogenschießen 28 bzw. 26 Stimmen erhielten, wurden diese Sportarten weder 1964 noch 1968 ausgetragen.

fung brauchte die FEI bis 1996, um sich für die Trennung in Einzel und Team zu entscheiden.

Im Modernen Fünfkampf handelte der Verband, dem von 1955 bis zur Trennung von 1993 auch Biathlon zugeordnet war, erst unter dem Druck des IOC und des Fernsehens. Nach dem Verzicht auf die Teamkonkurrenz wurde der UIPM 2000 in Sydney jedoch als Ausgleich ein Frauenwettbewerb zugestanden, der wie der der Männer an einem Tag über die Bühne zu gehen hatte.

Mit Samaranch kam die finanzielle Blütezeit, die die olympische Familie wachsen ließ

Mit Beginn der 1970er-Jahre bestand das offizielle Programm aus 21 Sportarten, die bei den nächsten vier Olympischen Spielen – 1972 bis 1984 – ohne Abstriche durchgeführt wurden. Das IOC war zwar bereit, weitere IFs anzuerkennen, doch aus dem Status „Recognized International Federation“ war nicht das Recht abzuleiten, dass deren Sport bei Olympischen Spielen ausgetragen würde. 1970 befanden sich zehn Fachverbände auf dieser „Warteliste“ (IOC, 1969).¹⁵ Aktuell sind es 42 – von American Football bis zur chinesischen Kampfsportart Wushu.

Die Zahl der Disziplinen bei Sommerspielen stieg deutlich an. Wurde 1968 noch in 173 Wettbewerben um Medaillen gestritten, so waren es 1972 bereits 195 und 1984 (insbesondere durch den Anstieg des weiblichen Anteils im Rudern, Handball, Basketball, Hockey, Synchronschwimmen und in der Rhythmischen Sportgymnastik) 221. Zwar gingen im gleichen Zeitraum die Teilnehmerzahlen teilweise deutlich zurück, aber nicht etwa durch neue Bescheidenheit, sondern sie war mit den Auswirkungen der politisch bedingten Boykotte von 1976 bis 1984 begründet.

Die Olympischen Spiele 1984, für die sich allein Los Angeles beworben hatte, waren die ersten, die vollkommen privat finanziert wurden. Sie wurden zu einem Wendepunkt der olympischen Geschichte, weil mit ihnen die globale Vermarktung begann. Mit dem 1980 gewählten IOC-Präsidenten, dem Katalanen Juan Antonio Samaranch – von Beruf Bankkaufmann –, gelang es bereits im ersten Jahr, das IOC-Kapital von 385.000 Schweizer Franken auf 27,354 Millionen zu erhöhen. Von da an

15 Die Sportarten waren Flugsport, Baseball, Boules, Casting, Pelota, Rollerskating, Rugby, Tennis, Softball, Wasserski.

stiegen die Gewinne permanent, und dank der Fernseheinnahmen wurde 1985 erstmals die 100-Millionen-Grenze überschritten.

Zusätzlich zum TV-Geschäft setzte Samaranch eine Kommission ein, die neue Finanzquellen erschließen sollte. Rückwirkend erfuhr das IOC auf der Session von 1983, dass er nach geheimen Gesprächen mit der in der Schweiz ansässigen und von Adidas-Chef Horst Dassler gegründeten Agentur „International Sports and Leisure“ (ISL) einen Vertrag ausgehandelt hatte, der den NOKs unerwartet Finanzmittel in die Hand gab, vorausgesetzt, dass sie ihre Vermarktungsrechte exklusiv an ISL abtraten.

Da das IOC für Los Angeles erstmals auch die Reisekosten für vier Sportler und zwei Funktionäre pro Land übernahm, entstanden neue NOKs, die sich von da an auch bei den Spielen mit Mini-Delegationen beteiligten. Gab es 1980 noch 145 NOKs, so waren es 1990 bereits 164. Im Jahr 2000 existierten 200, gegenwärtig sind es 206 (Lyberg, 1996). Es lag an den Elementen, dass einer ähnlichen Entwicklung auf Eis und Schnee Grenzen gesetzt waren. Die Winterspiele dauerten seit 1924 üblicherweise zwischen zehn und zwölf Tage. Doch als das IOC 1986 einen neuen, ab 1994 gültigen Austragungszyklus einführte und die Dauer der Winterspiele auf 16 Tage verlängerte, um 1988 in Calgary dem US-Fernsehsender ABC zwei volle Wochenenden zur Vermarktung bieten zu können, langweilten sich viele Zuschauer angesichts eines Programms von nur 46 Entscheidungen und sehr viel mehr Sendezeit. Daran konnten auch die drei Demonstrationssportarten Freestyle, Shorttrack und Curling nichts ändern, die ab 1992 bzw. 1994 das offizielle Programm ergänzten.

Neue Disziplinen mussten her. Teilsportarten wie Langlauf, Nordische Kombination und Skispringen wurden eigenständig geführt und ihr Programm ausgebaut. Der Bob- und Schlittenverband (FIBT) erinnerte sich an das 1928 und 1948 in St. Moritz ausgetragene „olympische“ Skeleton, das sich nicht nur auf dem Cresta Run in St. Moritz selbst, sondern ab Salt Lake City 2002 auch auf modernen Bahnen austragen ließ.

Anfangs gab es Bedenken, ob Snowboard, Freestyle oder Shorttrack schon genügend ausgereift wären, um mit den Traditionssportarten mithalten zu können, doch mit den Jahren schwanden die Vorbehalte. Was man bisweilen für kurzzeitige Jugendinteressen gehalten hatte, nahm bald einen festen Programmplatz ein. Den Zuschauern gefiel, was sie zu sehen bekamen.

Bestand der olympische Wintersport 1994 noch aus 61 Medaillenkonzurrenzen, so waren es 2002 bereits 78. Im Jahr 2018 wurde in PyeongChang die 100er-Grenze um zwei überschritten – und noch immer bietet das 16-Tage-Programm viel Raum.

Anders sieht das bei den Sommerspielen aus. Zwar erhöhte das IOC mit den Jahren die Ansprüche für die Akzeptanz, doch proportional zur steigenden Bedeutung des Fernsehens wuchs das Bestreben der Interessenvertreter*innen, mit ihren Sportarten in die olympische Familie aufgenommen zu werden, zumal die TV-Gelder, die das IOC seit Mitte der 1960er-Jahre nach den Spielen ausschütten konnte, für manche überlebenswichtig wurden.

Verlangte das IOC 1972 von den Fachverbänden noch den Nachweis, dass ihr Sport mindestens in 25 Ländern und auf drei Kontinenten praktiziert wurde, so lautete das Minimum 1979 bereits 40 Länder/drei Kontinente. Nach Einführung des IOC-Entwicklungsprogramms „Olympic Solidarity“, mit dem die „Dritte-Welt“-Länder eine wirkliche Perspektive erhielten, wurde das Limit 1983 zuerst auf 50/3 und dann 1994 auf 75/4 erhöht. Nur Frauen und Wintersportler erhielten weiterhin Rabatt.¹⁶

Mit der Wahl von Samaranch begann eine Blütezeit für das IOC, das vorher bisweilen in Schwierigkeiten war, seinen finanziellen Verbindlichkeiten nachzukommen. Auch an Bewerberstädten für Olympische Spiele war fortan kein Mangel. Zudem entwickelte der Präsident einen Expansionsinstinkt, mit dem er die in Westeuropa zunehmende Skepsis gegenüber der Olympischen Bewegung durch eine Hinwendung nach Asien kompensieren konnte. Für Seoul 1988 wurde Tischtennis aufgenommen, und Tennis erlebte mit einem kontrovers diskutierten Beschluss auf der Session von 1987 sein Revival. Mit der als „Experiment“ deklarierten Zulassung der Profis waren die „offenen Spiele“, für die man 1981 auf dem Olympischen Kongress in Baden-Baden die Grundlagen gelegt hatte, Realität geworden.¹⁷

Im Wartemodus von Demonstrationssportarten bzw. Vorführungen verharren 1988 Baseball, Frauen-Judo und Badminton, deren offizielles Debut dann vier Jahre später in Barcelona folgte. Softball, die weibliche Variante von Baseball, schloss sich 1996 an. Nur die Taekwondo-Kämpfer,

16 Für Frauendisziplinen und Wintersport galten folgende Limits: ab 1972 jeweils 25 Länder/2 Kontinente. Ab 1983: 35 bzw. 25/3, 1989: 35/3, 1994: 40/3. Für den Wintersport waren 25 Länder und drei Kontinente notwendig.

17 Nachdem Tennis 1964 und 1984 als Demonstration ausgetragen worden war, köderte die ITF 1981 die IOC-Mitglieder mit dem Versprechen, nur Amateure an den Start zu bringen. Tatsächlich waren es 1988 Profis, die sich verpflichten mussten, ihre Verträge für die Dauer der Spiele ruhen zu lassen und den von den NOKs nominierten Mannschaften anzugehören. Weitere Einschränkungen: Zugelassen waren nur die Jahrgänge 1964 und jünger. Die 64 Herren und 32 Damen mussten sich zudem mit ihrer Teilnahme am Davis bzw. Federation Cup qualifizieren.

die sich ebenfalls im Beiprogramm von Seoul präsentieren konnten, mussten sich noch bis Sydney 2000 gedulden (Gueorguiey, 1996).

Bedenkt man, dass weltweit schätzungsweise mehr 600 Sportarten betrieben werden, von denen gegenwärtig 95 (+ 20 assoziierte) in der Global Association of International Sports Federations (früher SportAccord) organisiert sind, so erhebt sich spätestens hier die Frage, nach welchen Kriterien eigentlich die olympischen Sportarten ausgewählt wurden und was gegen die Anerkennung anderer sprach?

Neben gewachsenen Traditionen handelt es sich um Maßstäbe, die in Jahrzehnten durch die Olympische Programmkommission auf Grundlage intensiver Recherchen erarbeitet und die als Empfehlungen dem IOC-Exekutivkomitee vorgelegt wurden. Seit den 1970er-Jahren waren die Kriterien auch in der Olympischen Charta nachzulesen.

Nach den damaligen Regeln kam nur eine Amateursportart in die engere Wahl, und falls die zuständige Internationale Föderation über keinen Amateurbereich verfügte, so verlangte das IOC die Gründung eines Fachverbandes für olympischen Sport, wie das im Falle des Radsports geschah.

Abbildung 4: Um Olympiamedaillen im Sportklettern wird erstmals bei den Spielen Tokio 2020 gekämpft. Verlangt wird die Kombination, die aus den Disziplinen Speedklettern, Bouldern (Klettern ohne Seil) und Schwierigkeitsklettern besteht. Der Japaner Keita Dohi stellte sein Können bereits bei den Olympischen Jugendspielen 2018 in Buenos Aires unter Beweis.



(picture-alliance)

Gute Chancen, um die engere Wahl zu kommen, hatten nach den damaligen IOC-Kriterien Sportarten, die „einen starken Anteil an physischer Aktivität erfordern“ und „in denen Leistungen mit einem Minimum an menschlichem Irrtum gemessen werden können“. Bevorzugt gefördert wurden zudem Sportarten, deren Ausrüstung und Organisation keine hohen Ausgaben erfordern, während man solche mit einem Equipment, das nicht allen zur Verfügung stand, von vornherein ablehnte (IOC, 1978). Als auch der Motorsport Gefallen an den Olympischen Spielen fand, ergänzte das IOC die spätere Regel 45 um den Passus: „5. Sportarten, die von mechanischem Antrieb abhängig sind, werden nicht zugelassen“ (IOC, 1980).

Alle Sportarten im Programm müssen sich einer regelmäßigen Revision unterziehen

Spätestens zur Jahrtausendwende wurde klar, dass man auf Dauer die Olympische Bewegung nicht wie ein „Sonnengott“ leiten konnte. Der mit den Olympischen Winterspielen in Salt Lake City verbundene Bestechungsskandal stürzte das IOC 1999 in seine tiefste Krise.

Auch die immer mehr ausufernden Dimensionen der Spiele waren besorgniserregend. Auf der Session 2001 in Moskau konfrontierte der frühere IOC-Vizepräsident Dick Pound seine Kollegen mit den Fakten. So war die Zahl der akkreditierten Personen bei den Sommerspielen von 1988 bis 2000 von 130.000 auf 200.000 gestiegen, die bei Winterspielen von 39.000 auf 90.000. Davon waren 72 % Arbeitskräfte, neun Prozent Athlet*innen und Trainer*innen, acht Prozent Medienvertreter (IOC, 2002).

Die beim Amtsantritt von Samaranchs Nachfolger Jacques Rogge angekündigte Programmreform, die das Ziel hatte, sich mehr Spielraum zu verschaffen, scheiterte jedoch bereits im ersten Anlauf. Gegen die Streichung von drei Sportarten – Softball, Baseball und Moderner Fünfkampf – sprachen vor allem juristische Gründe, da ein Ausschluss laut Charta mit Blick auf Peking 2008 zuletzt sieben Jahren vorher möglich gewesen wäre (IOC, 2001). Die Entscheidung wurde deshalb auf die Zeit nach Athen 2004 vertagt.

Die nächsten drei Jahre wurden von der von Franco Carraro (Italien) geleiteten Programmkommission genutzt, um jede Sportart unter Einbeziehung von Experten nach 33 quantitativen und qualitativen Kriterien gründlich zu evaluieren. Bewertet wurden Informationen über die Verbreitung, Popularität und Entwicklung der Sportarten, aber auch

Daten über TV-Sendezeiten, Einschaltquoten, Organisationskosten und „Athlete Welfare“, d.h. über den Stand des Antidopings.

Die Ergebnisse waren eindeutig: In der Universalität waren Leichtathletik (211 nationale Verbände) und Fußball (205) unschlagbar. Beide Sportarten – vor allem die Leichtathletik mit ihren damals 46 Disziplinen – hatten in Sydney und Athen auch den größten Anteil am Ticketverkauf, und sie besaßen das größte Werbepotenzial (Olympic Programme Commission, 2005). Als Nachteil für „König Fußball“ blieb bis heute, dass die FIFA nicht die besten Spieler*innen aufbieten will, weil sie den Wert ihrer Weltmeisterschaften keinesfalls schmälern möchte. Damit haftet dem olympischen Fußballturnier der Männer der Makel einer U23-WM an, weil die FIFA 1982 nach der Liberalisierung der Zulassungsregeln die Teilnahme auf diese Altersgruppe begrenzte.

Es war das demokratische Recht aller 105 IOC-Mitglieder, 2005 in Singapur über den Verbleib jeder einzelnen Sportart im Programm für London 2012 abzustimmen. Nur zwei – Baseball und Softball – erhielten nicht die erforderliche einfache Mehrheit (IOC, 2005). Hingegen verfügte die UIPM mit Sitz in Monaco über einflussreiche Fürsprecher. Ehrenpräsident Fürst Albert II. und Juan Antonio Samaranch Jr., 1. UIPM-Vizepräsident, machten sich für das Pentathlon stark. Vielleicht wirkte auch das Argument, dass der Moderne Fünfkampf Coubertins einziger Beitrag zum Sportprogramm gewesen war.

Dass erstmals seit 40 Jahren, seit dem kurzzeitigen Ausschluss von Judo, Sportarten gestrichen wurden, war ungewöhnlich, hatte aber Gründe: Softball mangelte es außerhalb von Nordamerika und Asien an Popularität. Das Interesse bei den Spielen in Sydney und Athen war gering, allerdings auch der Aufwand für den Bau einer 8000-Zuschauer-Arena. Die Kritik am Baseball konzentrierte sich auf die Tatsache, dass auch hier die Besten fehlten. Denen hatten die Besitzer der Profi-Ligen die Teilnahme untersagt. Eine Kampagne sollte es richten. Im Jahr 2012 fusionierten die beiden Verbände IBAF und ISF zur World Baseball Softball Confederation (WBSC) in der Hoffnung, 2020 in Tokio wieder dabei zu sein. Sie hatten richtig kalkuliert.

Auch Traditionssportarten wie Ringen mussten es akzeptieren, dass sich alle 28 IFs ausnahmslos jeweils nach den letzten Spielen einer kritischen Revision zu stellen haben. Grundlage war die 2007 veränderte Regel 46, nach der das IOC-Exekutivkomitee der IOC-Session ein Programm von mindestens 25 Sportarten vorschlug, die als Kern bezeichnet wurden und über die die IOC-Session en bloc abzustimmen hatte. Dem Organisationskomitee der nächsten Spiele wurde zudem das Recht zugestanden, zusätzliche Sportarten anzubieten, deren Austragung ebenfalls von der IOC-

Session zu genehmigen war. Die Gesamtzahl der Sportarten einschließlich Kern sollte jedoch die Zahl 28 nicht übersteigen (IOC, 2007).

Als der Ringkampf von der IOC-Exekutive im Februar 2013 zusammen mit sieben weiteren Sportarten – Baseball/Softball, Karate, Rollsport, Sportklettern, Squash, Wakeboard und Wushu – auf eine Shortliste gesetzt wurde, ging ein Aufschrei durch die Medien, von denen sich allerdings bis dahin nur wenige gerade für „Randsportarten“ erwärmen konnten. Am vernünftigsten reagierten die Betroffenen selbst. Im Weltverband kam es zu einem Präsidentenwechsel. Um das Ringen attraktiver und spannender zu gestalten, wurden die seit 1975 ständig veränderten Regeln erneut reformiert, außerdem der Anteil der Frauen auf und neben der Matte vergrößert.

Das IOC honorierte diese Anstrengungen. Im September 2013 wurde der FILA (heute United World Wrestling/UWW) mit der knappen Mehrheit von einer Stimme – nötig waren 49 – für 2020 und 2024 Bewährung zugebilligt, während erneut Baseball/Softball (24) und diesmal auch Squash (22) durchfielen (IOC, 2013).

Der neue Trend: Die Spiele werden jünger, bunter und weiblicher, aber nicht größer

Mit der 2014 beschlossenen Olympic Agenda 2020, die die Handschrift des amtierenden IOC-Präsidenten Thomas Bach trägt und einstimmig vom IOC angenommen wurde, erhielt die Olympische Bewegung eine neue strategische Ausrichtung. Drei der 40 vom Exekutivkomitee ausgearbeiteten Empfehlungen betrafen das Programm, das „from a sport-based to an event-based programme“ umgewandelt wurde. Mit anderen Worten: Statt auf der Zahl 28 zu beharren, wurde die Obergrenze der Disziplinen (events) auf 310 (Sommer) bzw. 100 (im Winter) festgeschrieben (IOC, 2015).

In Rio de Janeiro 2016 wurde diese Vorgabe eingehalten. Mit je zweimal Golf und Siebener-Rugby erhöhte sich die Zahl der Medaillenwettbewerbe gegenüber London auf 306. Anders bei der Gesamtteilnehmerzahl, die mit 11.238 deutlich über dem Limit von 10.500 lag.

Damit nicht genug. Da das IOC den Olympia-Gastgebern die Möglichkeit ließ, mit zusätzlichen Sportarten das Programm auf eigene Kosten zu ergänzen, griff Tokio 2020 mit vollen Händen zu. Auf der Session in Rio kehrte nicht nur Baseball als Japans Nationalsport Nr. 1 zurück, sondern auch Softball. Hinzu kamen als neue Sportarten Karate, Skateboard, Sportklettern und Surfen, die sich bei den Olympischen Jugendspielen, den

Youth Olympic Games (YOG), dem „juvenilen Versuchslabor“, empfohlen hatten (IOC, 2016).

Was dem Einen recht ist, sollte dem Anderen jedoch nicht billig sein – erst recht nicht in Corona-Zeiten. Im Programm von Paris 2024 stehen alle Sportarten der 28 anerkannten IFs. Hinzu kommen wie in Tokio 2020 Skateboard, Sportklettern und Surfen sowie als einziger neuer Sport das zur World Dance Sports Federation zählende Breaking (Breakdancing). Die Zahl der Medaillenwettbewerbe will Paris 2024 gegenüber Tokio 2020 um zehn auf 329 reduzieren, ebenso die Gesamtzahl der Athlet*innen auf längst festgelegte 10.500 (IOC, 2019).

Abbildung 5: Der akrobatische Breakdance, der einst auf den Straßen von New York als Hip-Hop Lifestyle entstand, wird 2024 in Paris seine olympische Premiere erleben. Die Hoffnungen des Gastgebers könnten dann auf „B-Boy“ Martin Lejeune ruhen, der bei den Olympischen Jugendspielen 2018 in der Kategorie Breaking eine Silbermedaille gewann.



(picture-alliance)

Für manche Sportarten heißt das, auch Opfer zu bringen, was nicht immer die Falschen trifft. Das permanent vom Doping gebeutelte Gewichtheben wird auf je fünf Klassen für Männer und Frauen reduziert, die Boxer,

deren Dachverband (AIBA) 2019 wegen langjähriger Unregelmäßigkeiten vom IOC suspendiert wurde, auf sieben bzw. sechs. Zu den Gewinnern gehören die Frauen, die zum ersten Mal mit 50 Prozent der Disziplinen die volle Geschlechtergleichberechtigung erleben werden.¹⁸ Was für eine Entwicklung! In Paris 1900 waren es nur 22. Wie sich eines Tages die aktuell diskutierte Genderproblematik auswirken wird, lässt sich heute noch nicht voraussagen. Die Zunahme von Mixed-Wettbewerben deutet zumindest an, dass es bei der klassischen Geschlechter-Einteilung nicht bleiben muss.

Dass die olympische Welt globaler und vielfältiger geworden ist, beweisen die vielen neuen Sportarten, vor allem solche, die in Asien große Popularität genießen. Begünstigt wurden die Anerkennung von Judo, Volleyball, Taekwondo, Karate oder Bogenschießen aber auch durch die Tatsache, dass Japan, Südkorea und die Volksrepublik China bereits mehrfach olympische Gastgeber wurden. Nicht zu vergessen die Interessen der Sportartikelindustrie und anderer Stakeholder, die mit Hilfe der Olympischen Spiele für sich neue Märkte erschlossen haben.

Mit der Olympic Agenda 2020 und ihrer Fortsetzung als Agenda 20+5 fand das IOC kreative Lösungen, damit die Olympischen Spiele auch in Zukunft organisierbar und finanzierbar bleiben. Die Interessen junger Generationen werden im Programm ebenso berücksichtigt, ohne aber die DNA der Spiele zu beschädigen. Die Olympischen Spiele von Paris 2024 sollen zeigen, dass es möglich ist, das ständige Wachstum zu bremsen und die Dimensionen zu reduzieren.

Literatur:

- Brundage, A. (1952). *Circular letter*. Olympic Studies Centre (OSC).
Czechoslovak Organising Committee (Hrsg.) (1925). *Minutes of the Technical Olympic Congress*, S. 51–52. Prag.
CIO (1949). *Règles Olympiques, Regel 41*, S. 18. Lausanne: IOC.
Coubertin, P. de, Philemon, T. J., Politis, N. G., & Anninos, C. (1897). *Die Olympischen Spiele 776 v. Chr.-1896 n. Chr.* (Band 2). Athen: Carl Beck.
Coubertin, P. de (1912). Les femmes aux Jeux Olympiques. *Revue Olympique*, 109–111.

18 Bei den Spielen in Tokio wurden 48,8 Prozent erreicht; in Rio 2016 waren es noch 45,6%. Die Zahl der gemischten Wettbewerbe in Paris wird von 18 (Tokio) auf 22 steigen.

- Coubertin, P. de (1914). La décadence des sports d'hiver. *Revue Olympique*, 99, 39f.
- Coubertin, P. de (1974). *Einundzwanzig Jahre Sportkampagne (1887–1908)*. Ratingen: Henn Verlag.
- Coubertin, P. de (1997). *Olympic Memoirs*. Lausanne: IOC.
- Durry, J. (2019). The 'Coubertin Project' Paris 1900: What Might Have Been. *Journal of Olympic History*, 27(3), 8–19.
- Gueorguiev, N. (1996). *Analysis of the Olympic Programme 1896–1995*. Lausanne: IOC.
- IOC (1894a). Bulletin du Comité International, 1, S. 2–4.
- IOC (1894b). Les Jeux Olympiques dans le passé et dans l'avenir. *Bulletin du Comité International*, 2, S. 3–4.
- IOC (1894c). Protokoll. Olympischer Kongress Paris, Kommission für Olympische Spiele, 19. Juni 1894, S. 3–9. Lausanne: Olympic Studies Centre (OSC).
- IOC (1919). *Congrès des Comités Olympiques Nationaux tenu à Paris en Juin 1914*. Lausanne: OSC.
- IOC (1921). *Congrès Olympique de Lausanne, 2–7 Juin 1921*. Paris: Barré.
- IOC (1930). *Minutes of the Olympic Congress of Berlin 1930*, S. 25.
- IOC (1955a). Extract from the Minutes, Konferenz IOC-Exekutive und Ifs. *Bulletin du Comité International Olympique*, 52, S. 15.
- IOC (1955b). *Olympische Charta 1955, Regel 27*. S. 14. Lausanne: IOC.
- IOC (1958a). *Zirkularbrief an alle IFs*. Lausanne : Olympic Studies Centre (OSC).
- IOC (1958b). *Olympische Charta 1958, Regel 30*, S. 20. Lausanne: IOC.
- IOC (1961). Protokoll, 59. *IOC Session, Athen 1961*, S. 12–13. Lausanne: Olympic Studies Centre (OSC).
- IOC (1962a). *Olympische Charta 1962, Regel 30*, S. 20. Lausanne: IOC.
- IOC (1962b). *Olympische Charta 1962, Regel 41*, S. 26. Lausanne: IOC.
- IOC (1963). Protokoll, 61. *IOC Session, Baden-Baden 1963*, S. 4, Annex No. 2. Lausanne: Olympic Studies Centre (OSC).
- IOC (1969). Olympic Directory 1969, S. 50–51.
- IOC (1978). *Olympische Charta 1978 (provisional edition), By-laws VIII – To Rule 29*, S 49. Lausanne: IOC.
- IOC (1980). *Olympische Charta 1980 (provisional edition), Rule 45*, S 48. Lausanne: IOC.
- IOC (2001). *Olympische Charta 2001, Regel 52, 1.1.4*. S. 75. Lausanne: IOC.
- IOC (2002). Protokoll, 114. *IOC-Session, Mexiko-Stadt 2002*, S. 14. Lausanne: Olympic Studies Centre (OSC).
- IOC (2005). Protokoll, 117. *IOC-Session, Singapore 2005*, S. 21–22. Lausanne: Olympic Studies Centre (OSC).
- IOC (2007). *Olympische Charta 2007, Regel 46, By-Law 1.1.4*. S. 87. Lausanne: IOC.
- IOC (2013). Protokoll. 125. *IOC-Session, Buenos-Aires 2013*, S. 29. Lausanne: Olympic Studies Centre (OSC).

- IOC (2015). *Olympische Charta 2015, Regel 45, By-Law 3.3.2*. S. 87, Lausanne: IOC.
- IOC (2016). Protokoll, 129. *IOC-Session, Rio de Janeiro 2016*, S. 39–41. Lausanne: Olympic Studies Centre (OSC).
- IOC (2019). Protokoll, 134. *IOC-Session, Lausanne 2019*, S. 71–75. Lausanne: Olympic Studies Centre (OSC).
- IOC (2017). *Directory*, S. 162–163.
- Kluge, V. (1998). *Olympische Sommerspiele. Die Chronik II, London 1948 – Tokio 1964*. Berlin: Sportverlag.
- Kluge, V. (2019), The Rebels of 1894 and a Visionary Activist- Journal of Olympic History, 27 (1). S. 4–19.
- Lucas, C. J. P. (1905). *The Olympic Games 1904*. S. 143. St. Louis: Woodard & Tiernan.
- Lyberg, W. (1996). *Fabulous 100 Years of the IOC. Facts – Figures – and Much, Much More*. IOC.
- Mallon, B., & Widlund, T. (1998). *The 1896 Olympic Games. Results for All Competitors in All Events, with Commentary*. Jefferson, North Carolina: McFarland.
- Müller, N. (1981). *Von Paris bis Baden-Baden. Die Olympischen Kongresse 1894–1981*. Niedernhausen: Schors-Verlag.
- Olympic Programme Commission (2005). Report to the 117th IOC Session. Singapore.
- Sullivan, J. E. (1905). *Spalding's Official Athletic Almanac for 1905, Olympic Games Number*. New York: American Sports Publishing Co.

Deaflympics – Paralympics – Special Olympics: Die Olympische Bewegung wird vielfältiger

Gudrun Doll-Tepper, Heike Tiemann

Abstract

*Mit den ersten Olympischen Spielen der Neuzeit 1896 wurde eine neue Ära in der Sportgeschichte eingeläutet. Nicht nur die Olympischen Spiele haben sich seitdem stetig weiterentwickelt, auch die Bandbreite der Wettbewerbe für Menschen mit Behinderungen, die sich an der Olympischen Idee orientieren, ist größer geworden: Die Deaflympics für gehörlose Sportler*innen, die Paralympics für Sportler*innen mit Körperbehinderungen und geistiger Behinderung sowie für sehbeeinträchtigte und blinde Athlet*innen und die Special Olympics für Sportler*innen mit geistiger und mehrfacher Behinderung gehören nun zum Spektrum der Olympischen Bewegung.*

Einleitung

In den letzten 100 Jahren ist die Olympische Bewegung vielfältiger geworden. Orientiert an der Olympischen Idee, haben sich die Deaflympics für gehörlose Sportler*innen, die Paralympics für Sportler*innen mit Körperbehinderungen, geistiger Behinderung und sehbeeinträchtigte und blinde Athlet*innen und die Special Olympics für Sportler*innen mit geistiger Behinderung entwickelt. Im folgenden Beitrag werden aufbauend auf den Erläuterungen in Bezug auf die Anfänge und Entwicklungen der unterschiedlichen Sportbewegungen im Kontext der Olympischen Idee sowohl ausgewählte spezifische Themenstellungen als auch Bildungspotenziale herausgearbeitet. Abschließend werden diese Potenziale in der Gesamtschau beleuchtet und Verbindungen zur Olympischen Bewegung diskutiert.

Die Deaflympics-Bewegung – Anfänge und Entwicklungen

Die älteste Bewegung der hier vorgestellten ist die der gehörlosen Sportler*innen¹. Deren erste internationalen Spiele fanden 1924 in Paris statt, damals unter dem Namen *Jeux Internationaux Silencieux* bzw. *International Silent Games*. Begründer war Eugène Rubens-Alcais, selbst gehörlos und Präsident des französischen Gehörlosen-Sportverbandes. In der damaligen Zeit galten gehörlose Menschen in der öffentlichen Wahrnehmung als „minderwertig“ (Kurrer, 2013), und es war die Vision von Rubens-Alcais, dass es gelingen könnte, dieses Bild in positiver Weise zu verändern, wenn gehörlose Sportler*innen in internationalen Wettkämpfen besondere sportliche Leistungen zeigten.

Im Anschluss an die Spiele trafen sich gehörlose Sportführer und gründeten *Le Comité International des Sports Silencieux* (*International Committee of Silent Sports*), bekannt als CISS. Rubens-Alcais übernahm als erster Präsident die Leitung dieser Organisation, die damit der erste Zusammenschluss einer Sportorganisation für Menschen mit einer Beeinträchtigung war. Im Jahr 1955 erhielt CISS die offizielle Anerkennung des Internationalen Olympischen Komitees. Im Jahr 2001 bekam CISS die Genehmigung vom IOC, den Namen der Weltspiele *Deaf World Games* durch *Summer and Winter Deaflympics* zu ersetzen. In diese Zeit fällt auch die Änderung des Namens der Organisation von CISS zu *International Committee of Sports for the Deaf* (ICSD). Als Motto für die Gehörlosen-Sportorganisation und die gehörlosen Sportler*innen, die sich als Teil einer kulturellen und linguistischen Minderheit wahrnehmen, wurde „PER LUDOS AEQUALITAS (Equality through Sport)“ gewählt (Deaflympics, 2021). Dieses spiegelt das Bestreben nach Gleichberechtigung bzw. Gleichwertigkeit wider, wie es viele Jahre später auch in der UN-Behindertenrechtskonvention (UN-BRK) 2006 verankert wurde.



International Committee for the Deaf

Der Dachverband für den internationalen Gehörlosensport ist das „International Committee for the Deaf (ICSD)“. Das Motto lautet „Per Ludos Aequalitas (Equality through Sport)“. Der Dachverband in Deutschland ist der Deutsche Gehörlosen-Sportverband (DGSV).

1 In der Vergangenheit wurde häufig irrtümlicherweise auch von „Taubstummen“ gesprochen (Kurrer, 2013).

Seit den 1. Weltspielen 1924 in Paris fanden in einem Vier-Jahresturnus – mit Ausnahme der Jahre 1943 und 1947 wegen des Zweiten Weltkrieges – Sommerspiele statt und seit 1949 auch Winterspiele. Die Anzahl der beteiligten Nationen und Sportler*innen stieg ständig an.

Tabelle 1: Entwicklung der Deaflympics (ausgewählte Beispiele) Sommer

Jahr	Austragungsort	Teilnehmende Nationen	Teilnehmende Sportler*innen
1924	Paris, Frankreich	9	148
1993	Sofia, Bulgarien	52	1679
2009	Taipeh, Republik China	77	2493
2017	Samsun, Türkei	86	2859

(Schliermann, 2015; Ergänzung nach ICSD für 2017)

Tabelle 2: Entwicklung der Deaflympics (ausgewählte Beispiele) Winter

Jahr	Austragungsort	Teilnehmende Nationen	Teilnehmende Sportler*innen
1949	Seefeld, Österreich	5	33
1991	Banff, Kanada	16	181
2003	Sundsvall, Schweden	21	247
2015	Chanty-Mansijsk, Russland	27	344

(Schliermann, 2015)

Auf dem 46. ICSD-Kongress in Samsun wurde die Beziehung zum IOC intensiv diskutiert. Im März 2016 kam es zur Unterzeichnung eines „Memorandum of Understanding“ zwischen dem IOC und dem ICSD, das einen wichtigen Meilenstein in der Kooperation beider Organisationen darstellt, und dem ICSD z. B. die Nutzung des „Olympic Channel“ ermöglicht (IOC, 2021).

Es gilt auch, eine weitere Beziehung des ICSD im internationalen Sportkontext zu beleuchten, nämlich die zum paralympischen Sport bzw. Sportverband, dem *International Paralympic Committee (IPC)*.

Bereits vor Gründung des IPC im Jahr 1989 waren Gespräche zwischen den Vertretern und Vertreterinnen der verschiedenen internationalen

Behindertensportorganisationen geführt worden, die dazu führten, dass das ICSD bei der Gründungsversammlung in Düsseldorf Mitglied des IPC wurde (Schliermann, 2015). In den darauffolgenden Jahren kam es zu vielen bi- und multilateralen Treffen und Gesprächen, bei denen u. a. die Frage erörtert wurde, ob ICSD sich mit seinen Sportlern und Sportlerinnen in die Paralympischen Spiele integrieren könne. Hohe Kosten, z. B. für Gebärdensprachdolmetscher*innen und die große Zahl von gehörlosen Sportler*innen, die zu den paralympischen Athlet*innen hinzukommen würden, führten zu dem Ergebnis, dass 2004 IPC und ICSD ein „Memorandum of Understanding“ (CISS, 2021) unterzeichneten, in dem man sich auf eine klare Trennung beider Organisationen einigte. In Einzelfällen nahmen hörgeschädigte bzw. gehörlose Athlet*innen an Paralympics teil, wie Laurentia Tan aus Singapur, die als gehörlose Dressreiterin mit einer Cerebralparese bei den Paralympics in Peking 2008 zwei Bronzemedailles und bei den Paralympics in London 2012 eine Silber- und eine Bronzemedaille gewann (IPC, 2021a).

Insgesamt sind zurzeit 116 nationale Gehörlosensportverbände Mitglied im ICSD, dazu gehört der Deutsche Gehörlosen-Sportverband (DGSV), der bereits 1910 gegründet wurde und damit einer der ältesten Sportverbände in Deutschland ist. Bemerkenswert ist es, dass in Deutschland bereits 1888 der Taubstummlehrer Albert Gutzmann in Berlin die „Taubstumm Turnvereinigung Berlin“ gegründet hat. In den folgenden Jahren kam es zur Gründung weiterer Vereine, die sich 1910 unter dem Namen „Verband Deutscher Taubstumm-Vereine für Leibesübungen“ zusammenschlossen (Deutscher Gehörlosen-Sportverband, 2010). Anlässlich des 100-jährigen Bestehens des Deutschen Gehörlosen-Sportverbandes wurde in einer Festschrift die historische und aktuelle Entwicklung des Gehörlosensports in Deutschland dargestellt (Deutscher Gehörlosen-Sportverband, 2010). Unter dem Dach des DGSV gibt es 15 Gehörlosen-Landessportverbände und mehr als 150 Gehörlosen-Sportvereine. Für den Jugendbereich fungiert die Deutsche Gehörlosen-Sportjugend (dgsj), die wiederum verbunden ist mit der Deutschen Sportjugend (dsj). Der DGSV ist Mitglied im Deutschen Olympischen Sportbund (DOSB) in der Kategorie der nicht-olympischen Spitzenverbände, ebenso wie der Deutsche Behinderten-Sportverband (DBS) und Special Olympics Deutschland (SOD). Der DGSV beschäftigt sich mit den verschiedenen Bereichen des Leistungssports und der Sportentwicklung und setzt sich

speziell auch mit Fragen der Inklusion² auseinander. Die Inklusionsbeauftragte des DGSV gehört zur AG Inklusion des DOSB, in der alle Verbändegruppen vertreten sind. Aus der Perspektive des DGSV geht es vorrangig um die gleichberechtigte Teilhabe gehörloser Menschen in allen Bereichen des Sports, d. h. als Aktive, als Schiedsrichter*innen, als Trainer*innen, als Manager*innen und als Vorstandsmitglieder. An dieser Stelle ist darauf hinzuweisen, dass Sportler*innen im Training spezielle Hörhilfen bzw. ein Cochlea Implantat (CI) nutzen können. Im Wettkampf dürfen diese Hilfsmittel nicht verwendet werden (DGSV, 2021a).

Zentrale Themenstellungen der Deaflympics-Bewegung

Um eine gleichberechtigte Teilhabe von gehörlosen Menschen in allen Bereichen des Sports zu erreichen, bedarf es einer Vielzahl von Maßnahmen. Dazu gehören wohnortnahe Bewegungs- und Sportangebote unter qualifizierter Anleitung von Übungsleiter*innen sowie Trainer*innen. Gemäß der UN-BRK soll es behinderungsspezifische und auch gemeinsame Sportangebote geben, d. h., angestrebt werden Wahlmöglichkeiten. Gegenwärtig ist sowohl die Teilnahme am Sport als auch an Aus-, Fort- und Weiterbildungsmaßnahmen häufig dadurch eingeschränkt, dass für die Übernahme der Kosten für die Gebärdensprachdolmetscher*innen keine klaren Regelungen bestehen. So gibt es zurzeit noch keine genügende Anzahl von gehörlosen Aktiven, die entsprechende Lizenzen erworben haben. Als besonderes Beispiel ist Petra Klein zu nennen, eine mehrfache Medaillengewinnerin bei den Deaflympics 1985, 1989, 1993 und 2001, die nach ihrer sportlichen Karriere als erste und bisher einzige Gehörlose 2015 die höchste staatliche Ausbildung in Deutschland an der Trainerakademie erfolgreich absolviert hat und nun als Diplomtrainerin tätig ist (DGSV, 2021b). Auch bei ihr war eine der großen Hürden die Finanzierung der Gebärdensprachdolmetscher*innen, die sie dringend für ihre dreijährige Studienteilnahme benötigte. Dieses Beispiel zeigt, dass weitere Maßnahmen – auch mit staatlicher Unterstützung – erforderlich sind, damit mehr gehörlose Menschen sowohl hauptberufliche als auch ehrenamtliche Tätigkeiten übernehmen können. Aktuell werden neue berufliche Tätigkeiten in Kooperation zwischen dem DOSB und dem Bundesministerium für Arbeit und Soziales erschlossen,

2 Zum Verständnis des Begriffs Inklusion bei Gieß-Stüber; Burrmann; Radtke, Rulofs & Tiemann (2014) und Tiemann & Radtke (2017).

sodass Menschen mit verschiedenen Behinderungen, also auch gehörlose Menschen, sich als Sport- bzw. Eventinklusionsmanager*innen qualifizieren können.

Zu den zentralen Themen gehört es, dass die Kooperation zwischen gehörlosen und hörenden Menschen auf institutioneller Ebene verbessert werden muss, d. h. zwischen Schulen und Sportvereinen, zwischen Gehörlosensportverbänden und anderen Sportverbänden sowie zwischen den Verbänden auf nationaler und internationaler Ebene. Eine stärkere Präsenz auf internationaler Ebene, z. B. beim ICSD, kann nur gelingen, wenn Kompetenzen im Bereich der internationalen Gebärdensprache erworben und eingesetzt werden können. Generell ist bei diesen Entwicklungen die Gehörlosenkultur zu beachten, d. h., viele gehörlose Menschen sehen sich als Teil einer Gemeinschaft, die eine eigene Kultur des Miteinanders verbindet (Kurrer, 2013).

Bildungspotenziale der Deaflympics-Bewegung

Für gehörlose und hörgeschädigte Menschen bestehen besondere Anforderungen bezüglich ihrer Kommunikationsweise, die auf visueller Wahrnehmung beruht. Gebärdensprache, die in Deutschland seit 2002 als vollwertige Sprache anerkannt ist (Deutscher Gehörlosen-Bund, 2021), ist für viele dieser Menschen die Basis für Teilnahme und Teilhabe. Es geht einerseits um das Miteinander, z. B. im Sport in all seinen Facetten, im Kreis anderer gehörloser und hörgeschädigter Menschen, um die Werte des Sports in dieser eigenen Gemeinschaft zu leben und zu erleben, andererseits sollen aber auch Brücken zwischen gehörlosen und hörenden Menschen entstehen, also im Sinne der Inklusion im und durch Sport. So lernen Hörende von Gehörlosen die Bedeutung anderer Formen der Kommunikation, nämlich der Gebärdensprache, aber auch der Pantomime. Möglicherweise ist auch die Nutzung von *leichter Sprache*³ bei gehörlosen Menschen hilfreich, falls dies bei einigen Personen dazu beiträgt, komplexe Sachverhalte besser zu verstehen. Als Beispiel kann hier der für gehörlose Sportler*innen so wichtige Anti-Doping-Code angeführt werden (NADA, 2021). Bisher gibt es nur wenige Ansätze, das Thema „Gehörlosigkeit“ und „gehörlose Menschen im Sport“, in Aus-, Fort-

3 „Leichte Sprache ist eine vereinfachte Form des Deutschen und ist ein Instrument für Barrierefreiheit. Sie folgt bestimmten Regeln: Der Text besteht zum Beispiel nur aus kurzen Sätzen und einfachen Wörtern“ (BGW, 2021, Abs. 2).

und Weiterbildungen von Übungsleitern und Übungsleiterinnen sowie Trainern und Trainerinnen zu integrieren. Die Deutsche Olympische Akademie (DOA) hat zusammen mit der Deutschen Sportjugend (dsj) Arbeitsmaterialien zur Vermittlung der Olympischen Idee in internationalen Jugendbegegnungen unter dem Titel „International – Olympisch -Fair“ (Deutsche Sportjugend & Deutsche Olympische Akademie, 2016) herausgegeben, in denen auch auf die Deaflympics hingewiesen wurde. Die Deaflympische Sportbewegung mit der Olympischen Bildung zu verknüpfen, um so weitere – auch gemeinsame – Bildungspotenziale zu erschließen, ist ein lohnenswerter Ansatz für die weitere Arbeit.

Die Paralympische Bewegung – Anfänge und Entwicklungen

Die Wurzeln der *Paralympischen Bewegung* sind in England verortet. 1948 wurden dort erstmalig die *Stoke-Mandeville-Games* für „Gelähmte“ abgehalten. Initiiert wurden die als jährliche Sportfeste organisierten Spiele von dem aus Deutschland emigrierten Mediziner *Ludwig Guttmann*, der vier Jahre zuvor im Stoke Mandeville Hospital in Aylesbury ein Zentrum für Querschnittsgelähmte eröffnet hatte. An diesem Ort, welcher ursprünglich auf die Versorgung von „Kriegsversehrten“, also von verwundeten Soldaten, ausgerichtet war, führte er das „Konzept einer umfassenden klinischen Behandlung und einer totalen psychologischen und sozialen Rehabilitation von Querschnittsgelähmten“ (Guttmann, 1979, S. 23) ein. Da bis zu diesem Zeitpunkt Menschen mit Querschnittslähmung als „hoffnungslose Krüppel mit einer kurzen Lebenserwartung – in der Regel nicht länger als 2 bis 3 Jahre“ – angesehen wurden (Guttmann, 1979, S. 22), ist Guttmanns Konzept als ausgesprochen innovativ in jener Zeit zu verstehen. Eine entscheidende Rolle in der Rehabilitation der Patienten und Patientinnen kam in diesem Ansatz dem Sport zu. Die erste Sportart, die in diesem Rahmen eine besondere Beachtung fand, war das Bogenschießen, eine Sportart, die bis heute im Sportartenkanon der Paralympics zu finden ist (Brittain, 2018). In den folgenden Jahren kamen dann stetig weitere Sportarten dazu, z. B. Tischtennis, Snooker, Schwimmen und Basketball (Guttmann, 1979). Mit der Einführung dieser auch wettkampforientierten Bewegungsformen begann die systematische Entwicklung von Sportwettkämpfen für „Gelähmte“, die als wesentlicher Teil medizinischer und sozialer Rehabilitation von Menschen mit Querschnittslähmung betrachtet wurden (Guttmann, 1979).



International Paralympic Committee

Der Dachverband für den internationalen Paralympischen Sport ist das „International Paralympic Committee (IPC)“. Das Motto lautet „Spirit in Motion“. Der Dachverband in Deutschland ist der Deutsche Behindertensportverband/Nationales Paralympisches Komitee (DBS/NPC).

1948 waren an den Stoke-Mandeville-Games 16 ehemalige Angehörige der britischen Armee (vierzehn Männer und zwei Frauen) beteiligt (Bailey, 2008), im Folgejahr traten bereits 60 Aktive bei den Wettkämpfen an (Guttman, 1979). Begeistert von dem Erfolg der Spiele äußerte Guttman im Jahr 1949 die Hoffnung, dass die Spiele der „gelähmten Männer und Frauen“ als Äquivalent der Olympischen Spiele weltweit Berühmtheit erfahren würden (Bailey, 2008). Einen Schritt in diese Richtung stellte die Teilnahme eines niederländischen Teams bei den Spielen 1952 dar, durch die die Veranstaltung erstmalig internationalen Charakter bekam. Ein weiterer Meilenstein der Entwicklung ist gekennzeichnet durch die ersten Spiele außerhalb ihres Ursprungsortes, 1960 in Rom traten im Anschluss an die Olympischen Spiele 400 Teilnehmer*innen aus 23 Nationen gegeneinander an. Besondere Würdigung erfuhr das Sportereignis durch eine Audienz, zu der der damalige Papst Johannes XXIII. die beteiligten Sportler*innen einlud und in deren Verlauf er Guttman als „den Coubertin der Querschnittsgelähmten“ ehrte (Doll-Tepper, 2002, 256). Die Spiele in Rom, die ab diesem Zeitpunkt im Vierjahresrhythmus stattfinden sollten, werden, obwohl 1960 die Terminologie noch nicht verwendet wurde, aus heutiger Sicht vielfach als die ersten Paralympics bezeichnet (z. B. Doll-Tepper, 1999; DBS, 2000; IPC, 2010). In den offiziellen Sprachgebrauch eingeführt wurden die Begriffe „Paralympic Games“ beziehungsweise „Paralympics“ allerdings erst bei den Spielen in Seoul 1988 (Doll-Tepper, 1999). Das Internationale Paralympische Komitee leitet den Terminus von der griechischen Silbe „para“ (neben) und dem Wort „Olympics“ ab: „Its meaning is that Paralympics are the parallel Games to the Olympics and illustrates how the two movements exist side-by-side“ (IPC, 2021b).

Die Paralympics machten und machen seit 1960 eine beeindruckende Entwicklung durch. Waren in Rom und bei den folgenden Spielen nur Menschen mit Querschnittslähmung am Start, kamen 1976 in Toronto sowohl Sportler*innen mit Sehbehinderung und blinde Teilnahmeberechtigte als auch Aktive mit Amputationen dazu. Vier Jahre später erweiterte sich der Kreis der Athlet*innen noch einmal um Menschen mit cerebralen

Bewegungsstörungen. Im Jahr 1984 in New York nahmen auch Aktive teil, die unter der Kategorie „Les Autres“⁴ zusammengefasst wurden (Brittain, 2018).

Auch Sportler*innen mit geistiger Behinderung haben in der Vergangenheit in unterschiedlicher Weise an den Paralympics teilgenommen. 1992 fanden nach Beendigung der Paralympics in Barcelona in einer separaten Veranstaltung die ersten Paralympics für Menschen mit geistiger Behinderung in Madrid statt. Während in Atlanta 1996 Demonstrationswettbewerbe im Schwimmen und der Leichtathletik möglich waren (Bailey, 2008), wurden bei den Paralympics in Sydney Wettkämpfe von Aktiven mit geistiger Behinderung erstmals im regulären Wettkampfprogramm integriert. Beim spanischen Goldmedaillenteam im Basketball stellte sich jedoch heraus, dass zumindest ein Teil der Spieler nicht der Personengruppe „Athleten mit geistiger Behinderung“ angehörte. Daraufhin wurden bei den folgenden Paralympics in Athen und Peking keine Wettkämpfe für Aktive mit geistiger Behinderung durchgeführt. In dieser Zeit wurde ein Klassifikationsprozedere festgeschrieben, welches einen Betrug wie in Sydney verhindern soll (Tiemann, 2013). Seit den Spielen in London 2012 nehmen nun wieder Aktive mit geistiger Behinderung an den Paralympics teil.

Die stetige Entwicklung der Paralympics lässt sich auch an der Zahl der beteiligten Nationen und teilnehmenden Aktiven festmachen. Exemplarisch kann dies an der folgenden Tabelle gezeigt werden:

Tabelle 3: Entwicklung der Paralympics (ausgewählte Beispiele) Sommer

Jahr	Austragungsort	Teilnehmende Nationen	Teilnehmende Sportler*innen
1960	Rom, Italien	23	400
1988	Seoul, Korea	61	3053
2000	Sydney, Australien	123	3820
2016	Rio, Brasilien	158	4317

(Verändert nach Steadward & Peterson, 1997, S. 37 f.; Angaben Sydney 2000 aus Doll-Tepper, 2002, S. 261; Angaben zu Rio aus Brittain, 2018, S. 146.)

4 Unter der Kategorie „Les Autres“ wurden Aktive mit ganz unterschiedlichen Körperbehinderungen zusammengefasst, z. B. kleinwüchsige Athlet*innen oder solche mit Gliedmaßenfehlbildungen.

Im Jahr 1976 wurden auch Winter-Paralympics in das Paralympische Programm aufgenommen. Die ersten Winterspiele fanden in dem genannten Jahr in Örnköldsvik in Schweden statt. Teilnehmen durften ausschließlich Aktive mit Amputationen, Sehbehinderungen und Blinde. Vier Jahre später kamen dann auch Athlet*innen mit Querschnittslähmungen dazu (Jahnke & Schüle, 2006). Und auch bei den Paralympics im Winter nahm sowohl die Anzahl der startenden Sportler*innen als auch die Zahl der von ihnen repräsentierten Nationen im Laufe der letzten 25 Jahre immer weiter zu, was bereits die folgende Auswahl der Winterspiele beispielhaft zeigt.

Tabelle 4: Entwicklung der Paralympics (ausgewählte Beispiele) Winter

Jahr	Austragungsort	Teilnehmende Nationen	Teilnehmende Sportler*innen
1976	Örnköldsvik, Schweden	14	250
1994	Lillehammer, Norwegen	31	550
2010	Vancouver, Kanada	44	502
2018	PyeongChang, Republik Korea (Südkorea Südkorea)	49	567

(DBS, 2002, S. 6.; Angaben Vancouver: IPC, 2012.; Angaben PyeongChang: IPC, 2021b).

Besonders in Bezug auf die Sommerspiele ist seit Rom 1960 der paralympische Sportartenkanon sehr viel umfassender geworden. Wettkämpfe fanden dort in acht Sportarten statt: im Bogenschießen, in der Leichtathletik, im Snooker, Schwimmen, Tischtennis, Basketball, Fechten und „Dartchery“⁵ (IPC, 2010). Sechsfundfünfzig Jahre später, bei den Paralympics in Rio, standen schon insgesamt 22 Sportarten auf dem Programm. Die Teilnahme an einigen Sportarten ist „behinderungsspezifisch“: Während zum Beispiel im Goalball, Judo und Fußball 5-a-side⁶ nur Aktive mit Sehbehinderungen und Blinde startberechtigt sind, sind dies

-
- 5 Dartchery ist eine Sportart, die Elemente des Bogenschießens und des Dartspiels kombiniert: Mit einem Bogen wird auf eine Dartscheibe geschossen.
 - 6 Beim Fußball 5-a-side spielen in jedem Team vier Feldspieler und ein Torwart. Im Fußball 7-a-side stehen jeweils 6 Feldspieler und ein Torwart pro Team auf dem Spielfeld.

beim Fußball 7-a-side nur Sportler mit cerebralen Bewegungsstörungen. In anderen Sportarten, unter anderem Tennis, Tischtennis, Basketball oder Rugby treten keine sehbehinderten und blinden Menschen an.

Bis auf die Sportarten Goalball und Boccia, die ausschließlich im Programm der Paralympics zu finden sind, werden die anderen paralympischen Sportarten zum Teil mit anderem Equipment und einem etwas anderen Regelwerk auch bei den Olympischen Spielen angeboten.

Bei den ersten Winter-Paralympics 1976 in Schweden standen nur Wettbewerbe im alpinen Skilauf und Skilanglauf auf dem Programm. Inzwischen wurde dieses um Eisschlittenhockey, Biathlon, Rollstuhlcurling und Para-Snowboard erweitert. Vergleichbar mit den Sommerspielen sind auch bei den Winterspielen manche Sportarten „behinderungsspezifisch“: Curling betreiben zum Beispiel ausschließlich Athlet*innen im Rollstuhl.

Aber auch auf nationaler Ebene, in Deutschland, hat sich der Leistungssport von Menschen mit Behinderung stetig entwickelt. Als Zusammenschluss von fünf Vereinen gründete sich 1951 die „Arbeitsgemeinschaft Deutscher Versehrtensport“ (Haep, 1988, 22 ff.), die später als „Deutscher Versehrtensportverband“ immer mehr Zulauf erfuhr und 1975 letztlich in „Deutscher Behindertensportverband“ (DBS) umbenannt wurde (Wedemeyer-Kolwe, 2011). Der Deutsche Behindertensportverband ist der zuständige Fachverband im Deutschen Olympischen Sportbund (DOSB) für den Sport von Menschen mit Behinderungen und gleichzeitig Nationales Paralympisches Komitee für Deutschland.

Zentrale Themenstellungen der Paralympischen Bewegung

Die Klassifikation von Sportler*innen der Paralympics ist ein immer wieder kontrovers diskutiertes Thema: „This is possibly one of the most contentious issues in disability sport and also one of the most difficult to find a solution for that will satisfy the needs and desires of all concerned“ (Brittain, 2018, S. 143). Da bei den Paralympics Menschen mit ganz unterschiedlichen Voraussetzungen in Bezug auf ihre Sehfähigkeit, ihre körperlichen oder geistigen Möglichkeiten antreten, ist es notwendig eine Vergleichbarkeit der sportlichen Leistungen herzustellen. Aus diesem Grund werden die Aktiven klassifiziert und verschiedenen Startklassen zugeteilt, sodass in manchen Sportarten Entscheidungen um ein Vielfaches ausdifferenziert werden. Es gibt dann beispielweise nicht eine Goldmedaille im 100-m-Lauf der Männer wie bei den Olympischen Spielen, sondern wie bei den Paralympics in Rio 16 (Sportschau, 2021). In

diesem Kontext wird oft angesprochen, dass die Wettbewerbe für die Zuschauenden unübersichtlich werden oder auch die Spannung fehlt, da zu wenige Aktive in einem Wettbewerb gegeneinander antreten (Palmen, 2014). Mithilfe unterschiedlicher Klassifizierungsmodalitäten wird deshalb versucht, durch Differenzierung der Vielfältigkeit der Teilnehmenden gerecht zu werden und gleichzeitig eine Übersichtlichkeit der Wettbewerbe zu gewährleisten. In einigen Sportarten werden bereits Systeme praktiziert, die trotz Zusammenlegung von Startklassen faire Wettkämpfe ermöglichen. Zu diesen Sportarten gehört zum Beispiel Ski-Alpin. Hier werden mit dem sogenannten Prozentsystem zu viele Startklassen verhindert: Innerhalb von drei Klassen, in denen gegeneinander angetreten wird, werden die Leistungen der Aktiven nach Prozenten gewichtet und dadurch vergleichbar gemacht.

Mit der Entwicklung der Paralympics zu einem medialen Großereignis, einer stärker werdenden Professionalisierung und mit einer zumindest auf einzelne Sportarten bezogenen zunehmenden Kommerzialisierung gewinnt auch das Thema Doping an Relevanz, was sich an gehäuften Dopingfällen zeigt (Darcy, 2018). Bredahl (2011) spricht von einem Druck, unter dem Aktive hinsichtlich benötigter finanzieller Ressourcen stehen, die nur bei dem entsprechenden sportlichen Erfolg fließen und die dazu führen können, dass sich Betreffende unerlaubter Dopingmittel bedienen. Doping findet im paralympischen Sport jedoch nicht nur durch die Einnahme verbotener Substanzen statt. Eine andere Form des Dopings, die im Kontext der Paralympics immer wieder diskutiert wird, ist die des technischen Dopings, des sogenannten „Techno-Dopings“ (Wolbring, 2018, S. 442). Hierunter werden alle unerlaubten nicht registrierten technischen Vorteile verstanden, zum Beispiel in Bezug auf Prothesen oder veränderte Sportgeräte. Die Notwendigkeit gegen das Doping im paralympischen Sport in vergleichbarer Weise vorzugehen wie es im olympischen Sport geschieht, ist inzwischen Konsens: „The need to apply strong anti-doping measures is, therefore, seemingly just as much of a priority in Paralympic sport as it is in Olympic sport“ (McNamee & Parnell, 2018, S. 464).

Bildungspotenziale der Paralympischen Bewegung

Der Blick auf die Historie der Paralympics zeigt, wie sehr sich deren Entwicklung an der Olympischen Bewegung orientiert hat und wie eng beide Spiele miteinander verbunden sind. Verstanden als „parallel Games to the Olympics“ (IPC, 2021b), adressieren sie zwar eine andere Gruppe

von Spitzensportler*innen, bilden sie jedoch die Leitideen der Olympischen Bewegung ab. Ob das auch auf die Bildungspotenziale, die den Olympischen Spielen zugeschrieben werden, zutrifft, erfordert eine differenzierte Betrachtung. Ein Anknüpfungspunkt für die Beantwortung der Frage ist der Blick auf die olympischen Werte, die als zentrale Größen der Olympischen Erziehung beschrieben werden können, und deren Abgleich mit den für die Paralympische Erziehung entscheidenden paralympischen Werten.

Das Internationale Olympische Komitee hat drei olympische Werte benannt (Näheres dazu in diesem Buch bei Pietsch)

1. *Excellence*
2. *Friendship*
3. *Respect* (The Olympic Museum, 2013, S. 3)

Das Internationale Paralympische Komitee nennt vier paralympische Werte:

1. *Courage*
2. *Determination*
3. *Inspiration*
4. *Equality* (IPC, 2014)

Der Vergleich der olympischen und paralympischen Werte zeigt, dass es große inhaltliche Ähnlichkeiten gibt, jedoch unterschiedliche Bezeichnungen verwendet werden: Der Wert „Entschlossenheit“ („Determination“) zum Beispiel ist ein Paralympics-spezifischer Wert. Hier geht es darum, dass paralympische Athlet*innen ihre Fähigkeiten „bis an die absoluten Grenzen“ ausreizen sollen. Olympische Sportler*innen dagegen sollten bestrebt sein, „ihr Bestes zu geben“ (olympischer Wert von *Excellence*). Basierend auf den Ähnlichkeiten können Bildungspotenziale, die von den olympischen Werten ausgehend benannt werden, auch den paralympischen Werten zugeschrieben werden.

Dass die paralympischen Werte auch anders konnotiert gedeutet werden können, zeigt die Erklärung des paralympischen Wertes „Mut“ (*Courage*). Hier wird der „einzigartige Geist des paralympischen Athleten“ hervorgehoben. Diese Erklärung könnte die Frage aufkommen lassen, ob nicht jeder und jede Paralympics- und Olympia-Aktive einen „einzigartigen Geist“ hat und sich diese ausschließlich paralympischen Aktiven zugeschriebene Eigenschaft nicht mit einer defizitorientierten Perspektive auf Behinderung in dem Sinne begründen lässt, dass diese *trozt* ihrer Behinderung im Spitzensport aktiv sind. Eine solche Begründung würde

der Perspektive auf Behinderung, wie sie in der UN-BRK, die inzwischen über 180 Nationen unterschrieben haben, abgebildet wird, widersprechen. Die Konvention versteht Behinderung als soziale Konstruktion, was bedeutet, dass Werte sich nicht auf Behinderung als einem an einer Person festzumachendem Defizit beziehen. Aus dieser Interpretation heraus, lägen die Bildungspotenziale in der Identifikation und kritischen Diskussion defizitorientierter Perspektiven, die in der Beschreibung der paralympischen Werte reproduziert werden.

Neben der Orientierung an den Werten der Paralympischen Bewegung lassen sich jedoch auch weitere Bildungspotenziale ableiten. Ganz grundlegend ist in diesem Kontext die Erkenntnis, dass der Sport und auch der Spitzensport sehr vielfältig in Bezug auf körperliche und kognitive Gegebenheiten der Athleten und Athletinnen sein können. Mit Blick auf die Klassifikation transportieren die Paralympics des Weiteren, dass es Wege gibt, in Wettkämpfen mit der Verschiedenheit von Athlet*innen umzugehen und damit faire Vergleiche sportlicher Leistungen zu organisieren.

Die Paralympics können jedoch hinsichtlich bestimmter Entwicklungen auch kritisch betrachtet werden und können darüber hinaus ebenso Anstöße für Bildungsprozesse bieten. Zu diesen gehört beispielsweise das mit der wachsenden Kommerzialisierung der Spiele einhergehende Auftreten von Doping ebenso wie die defizitorientierte Perspektive auf Sportler*innen mit Behinderung, die bei genauer Betrachtung zum Beispiel in der Berichterstattung der Medien immer noch zu finden ist.


Die Special Olympics Bewegung – Anfänge und Entwicklungen

Die Special Olympics-Bewegung startete in den 1960er Jahren auf Initiative von Eunice Kennedy Shriver, die in dieser Zeit erlebte, wie Menschen mit einer geistigen Behinderung⁷ vom gesellschaftlichen Leben ausgeschlossen wurden. Ihre Schwester Rosemary konnte aufgrund einer Beeinträchtigung nicht wie die anderen Geschwister verschiedene Sportarten erlernen und praktizieren: Daher eröffnete Shriver 1962 ein Sommercamp in ihrem Garten, das sie „Camp Shriver“ nannte und in dem

7 Sowohl in der englischen als auch in der deutschen Sprache gab und gibt es verschiedene Termini bezogen auf diese Art der Behinderung, so z. B. „mental retardation/geistige Behinderung“; später dann „intellectual disability/intellektuelle Behinderung/Beeinträchtigung“.

Kinder und Jugendliche mit geistigen Behinderungen ihre Fähigkeiten in spielerischen und sportlichen Aktivitäten entwickeln konnten. Die ersten *Special Olympics Games*, an dem Sportler*innen aus den USA und Kanada teilnahmen, fanden 1968 in Chicago statt. Im Jahr 1977 wurden erstmals auch Winterspiele organisiert, die in Steamboat Springs, Colorado, ausgetragen wurden (Pochstein & Albrecht, 2015).

In einem vierjährigen Turnus werden die Sommer- und Winterspiele für Menschen mit einer geistigen Behinderung organisiert. In einem „Protocol Agreement“ erfolgte 1988 die Anerkennung von Special Olympics, Inc. (SOI) als Sportorganisation für Menschen mit einer intellektuellen Beeinträchtigung und als Teil der Olympischen Bewegung. Fanden die Spiele in den Anfangsjahren ausschließlich in den USA statt, so sind es inzwischen auch Austragungsorte in europäischen, arabischen und asiatischen Ländern.



Special Olympics International

Der Dachverband für die internationale Special Olympics-Organisation ist „Special Olympics International, Inc.“. Das Motto/der Eid lautet „Let me win. But if I cannot win, let me be brave in the attempt.“ Der Dachverband in Deutschland ist Special Olympics Deutschland (SOD).

Bemerkenswert ist die zunehmende Beteiligung von nationalen Special Olympics-Organisationen und teilnehmenden Sportler*innen.

Tabelle 5: Entwicklung der Special Olympics (ausgewählte Beispiele) Sommer

Jahr	Austragungsort	Teilnehmende Nationen	Teilnehmende Sportler*innen
1968	Chicago, Illinois	26 US-Staaten	1000
1995	New Haven, Connecticut	143	7000
2003	Dublin, Irland	150	>6500
2019	Abu Dhabi, Vereinigte Arabische Emirate	190	7287

(Special Olympics, 2012, ergänzt durch <https://www.abudhabi2019.org/athlete-directory>)

Tabelle 6: Entwicklung der Special Olympics (ausgewählte Beispiele) Winter

Jahr	Austragungsort	Teilnehmende Nationen	Teilnehmende Sportler*innen
1977	Steamboat Springs, Colorado	nur US-Staaten	500
1993	Salzburg/Schladming, Österreich	>50	1600
2005	Nagano, Japan	84	>1800
2017	Schladming, Österreich	107	2700

(Special Olympics, 2012, ergänzt durch <http://www.austria2017.org/de/games-2017/die-spiele/daten-fakten>)

Seit dem Tod der Gründerin der Special Olympics Eunice Kennedy Shriver im Jahr 2009 liegt die Gesamtheit der Organisation von Special Olympics International bei ihrem Sohn Timothy Shriver.

Seit Beginn der Special Olympics-Bewegung gab es spezielle Regelwerke und Klassifikationen, die sich deutlich von den gebräuchlichen Klassifikationssystemen im Sport unterscheiden, d. h. Athlet*innen bei Special Olympics Wettbewerben treten nur in homogenen Leistungsgruppen an. Die Einordnung erfolgt anhand gemeldeter Bestleistungen, die zu Beginn des Wettbewerbs überprüft werden (Pochstein & Albrecht, 2015). Die „Regel der maximalen Leistung“ ist eine Besonderheit von Special Olympics und steht in Verbindung mit dem Eid der Athlet*innen: „Ich will gewinnen, doch wenn ich nicht gewinnen kann, so will ich mutig mein Bestes geben“ (Special Olympics Deutschland, 2019).

Neben den Special Olympics gibt es eine weitere Sportbewegung für Menschen mit einer geistigen Behinderung, die auf dem in den 1960er Jahren insbesondere von Bengt Nirje ausgearbeiteten „Normalisierungsprinzip“ basiert (Thimm, 1990; Nirje, 1994) und sich am traditionellen Klassifikationssystem orientiert. In seinen acht Leitlinien hebt er hervor, dass Menschen mit einer geistigen Behinderung soweit wie möglich am normalen Leben, also auch im Sport, der Mehrheitsgesellschaft teilnehmen sollten. Vertreter dieses „Normalisierungsprinzips“ im Sport schlossen sich 1986 zur *International Sports Federation for Persons with Mental Handicap (INAS-FMH)* zusammen; diese Organisation wurde 1989 auch Mitglied im *International Paralympic Committee (IPC)*. Seit 2019 firmiert die Organisation unter dem Namen „Virtus“, richtet eigene Weltmeisterschaften aus und ist weiterhin Mitglied im IPC.

Sportler*innen, die an diesen Wettkämpfen teilnehmen, werden vom Deutschen Behinderten-Sportverband, dem *Nationalen Paralympischen Komitee*, entsandt.

Der deutsche Verband – *Special Olympics Deutschland (SOD)* als Sportbewegung „für Menschen mit geistiger und mehrfacher Behinderung“ (SOD, 2021b) – wurde 1991 gegründet und ist Mitglied im Deutschen Olympischen Sportbund in der Kategorie der nicht-olympischen Spitzenverbände, ebenso wie der DBS und der DGSV.

Neben den verschiedenen Winter- und Sommersportarten, die im Training und im Wettkampf praktiziert werden, gibt es das „Special Olympics Unified Sports®“ Programm, an dem Sportler*innen mit und ohne geistige Behinderung teilnehmen, d. h. es gibt in mehreren Sportarten sog. „Unified Teams“, bei denen der Sport im Mittelpunkt steht, bei denen aber auch das soziale Miteinander eine wichtige Rolle spielt. In diesem Bereich sind in den letzten Jahren drei Modelle entwickelt worden, und zwar:

- das Wettbewerbsmodell,
- das Entwicklungsmodell und
- das Freizeitmodell (dsj & DBSJ, 2018).

Es ist ein großes Anliegen und eine zentrale Aufgabe von Special Olympics, die Inklusion im und durch Sport von Menschen mit geistiger Behinderung voranzubringen. Bei Special Olympics nennt man Menschen mit geistiger Behinderung Athlet*innen, Menschen ohne geistige Behinderung werden Partner*innen genannt. Darüber hinaus ist es das Ziel, diesen Menschen auch Leitungsfunktionen zu übertragen. So gibt es beispielsweise in den nationalen Special-Olympics-Organisationen Sprecher*innen der Athlet*innen mit Sitz und Stimme im Präsidium. Ein spezielles Programm wurde hierfür von Special Olympics International unter dem Titel „Unified Leadership: Let them Lead“ entwickelt, das weltweit Verbreitung finden soll (Special Olympics, 2021). Zu den Besonderheiten des Special Olympics-Programmes gehört das Gesundheitsprogramm „Healthy Athletes“. Hierbei handelt es sich um präventive und gesundheitliche Maßnahmen, die sowohl bei den nationalen Spielen als auch bei den internationalen Spielen kostenlos angeboten werden. Das Programm umfasst folgende Elemente: „Fitte Füße“, „Bewegung mit Spaß“, „Besser Hören“, „Gesunde Lebensweise“, „Besser Sehen“, „Gesund im Mund“ und „Innere Stärke“. Fachlich geleitet werden diese Maßnahmen von Fachkräften, die sich ehrenamtlich an diesem Programm beteiligen.

Special Olympics Deutschland hat im Jahr 2008 die *Special Olympics Deutschland Akademie (SODA)* gegründet, die sich mit Fragen von Wissen-

schaft, Bildung und Gesundheitsförderung beschäftigt. Eine weitere Besonderheit der Special Olympics-Bewegung sind die Familienprogramme, die es ebenfalls auf nationaler und internationaler Ebene gibt und die das Miteinander über den Sport fördern sollen.

Zentrale Themenstellungen der Special Olympics-Bewegung

Menschen mit einer geistigen Behinderung haben immer noch weniger Möglichkeiten der Partizipation am Sport in all seinen Facetten als andere Menschen in unserer Gesellschaft. Daher ist zu fragen, welche Maßnahmen zu einer erfolgversprechenden Veränderung dieser Situation führen können, speziell im und durch Sport. Um eine stärkere Beteiligung am Sport zu ermöglichen, ist es von zentraler Bedeutung, dass es wohnortnahe Angebote unter qualifizierter Anleitung gibt. Deshalb ist es erforderlich, die Aus-, Fort- und Weiterbildungsangebote auszubauen, insbesondere mit Blick auf inklusives Sporttreiben. Bei allen Veröffentlichungen, Ankündigungen von Veranstaltungen etc. sollte „leichte Sprache“ stärker als bisher verwendet werden. Hier zeichnen sich zurzeit bereits sehr positive Entwicklungen ab (SOD, 2021a).

Gab es in den vergangenen Jahren bereits Bestrebungen, Kooperationen zwischen Schulen, Werkstätten und Sportvereinen zu initiieren, so ist es von zentraler Bedeutung für die gleichberechtigte Teilhabe von Menschen mit einer geistigen Behinderung, dass die Kooperationen und Netzwerke weiter ausgebaut werden und weitere Partnerschaften – auch über den Sport hinaus, z. B. mit Medien und Wirtschaft – entwickelt werden. Auf nationaler Ebene gibt es großes Potenzial der Zusammenarbeit zwischen der Special Olympics Deutschland Akademie (SODA), der Deutschen Olympischen Akademie (DOA), dem Deutschen Sport & Olympia Museum (DSOM) und weiteren bekannten Institutionen.

Eine Reihe von Beispielen weist auf die Potenziale der Zusammenarbeit hin: Das DSOM veranstaltete 2017 eine inklusive Ausstellung und mehrere Aktionstage unter dem Motto „Sport inklusiv: Gewinner sind wir alle“. Auch die DOA integriert Informationen über Special Olympics in ihren Unterrichtsmaterialien „Olympia ruft: Mach mit“, die jeweils vor den Olympischen Sommer- und Winterspielen erscheinen. Mit Blick auf die Nationalen Special Olympics Sommerspiele 2022 in Berlin und die Special Olympics World Summer Games 2023 ebenfalls in Berlin sind hier innovative Ansätze der Kooperation zu entwickeln und zu realisieren. Sportgroßveranstaltungen auf nationaler und internationaler Ebene eröffnen neue Möglichkeiten der Kooperation, z. B. in Verbindung

mit Hochschulen, Universitäten und anderen akademischen Intentionen. Darüber hinaus gilt es, Menschen mit einer geistigen Behinderung Partizipationsmöglichkeiten über die gesamte Lebensspanne zu ermöglichen. Gerade auch für ältere Menschen mit einer Behinderung sind neben der körperlichen Aktivität die sozialen Kontakte wichtig für das Wohlbefinden und die psychophysische Gesundheit (Lebenshilfe, 2015).

Bildungspotenziale der Special Olympics-Bewegung

Die Special Olympics-Bewegung verfügt bereits international über viele Bildungsangebote, z. B. Curricula für Hochschulen und Universitäten, und auf nationaler Ebene durch die SODA. Diese Maßnahmen müssen einer breiteren Öffentlichkeit bekannt gemacht werden. Hierfür bedarf es stärkerer Zusammenarbeit aller Beteiligten, dazu gehören auf der nationalen Ebene SOD mit dem DOSB und den Mitgliedsorganisationen (DOSB, 2013), die DOA und das DSOM u. a. Ziel aller dieser Maßnahmen muss es sein, mehr Partizipationsmöglichkeiten für Menschen mit einer geistigen Behinderung zu schaffen, d. h. sie am Sporttreiben zu beteiligen – auf dem jeweils gewünschten Level –, Maßnahmen des „Empowerment“ weiterzuentwickeln und sie zu qualifizieren, Trainer*innentätigkeiten und Führungsaufgaben zu übernehmen. Ein besonderes Projekt partizipativer Teilhabe wird im Themenfeld „Inklusive Settings – Lern- und Lehrformen im design for all“ an der TU München durchgeführt (TUM, 2021). Dabei erfolgt ein internationaler Austausch, an dem Akteur*innen mit geistiger Behinderung und Hochschulangehörige beteiligt sind. Zu dem Projekt gehören inklusive Seminare und Wettbewerbe, und Menschen mit einer geistigen Behinderung werden eingeladen zu lernen und zu lehren.

Bei den vielfältigen Bildungsmaßnahmen ist es das Ziel, allen Beteiligten neue Einblicke in das Leben anderer zu ermöglichen und ein Miteinander zu gestalten, das von Respekt und Verständnis geprägt ist.

Fazit

Blickt man auf die Gründungen der drei internationalen Verbände für den Sport von Menschen mit Behinderungen zurück, so ist die Nähe zur Olympischen Bewegung bemerkenswert (Doll-Tepper, 2012). Der Begründer der ersten internationalen Spiele für gehörlose Sportler*innen wählte als Austragungsort Paris im August 1924, nur wenige Wochen nach

Ende der Olympischen Spiele. Auch Sir Ludwig Guttmann betonte die Nähe zur Olympischen Bewegung, indem die ersten Stoke Mandeville-Spiele an demselben Tag wie die Olympischen Spiele in London, am 29. Juli 1948, eröffnet wurden. Bei den Special Olympics wird bereits im Namen der starke Bezug zu den Olympischen Spielen und zum IOC deutlich. Viele Parallelen zu den Olympischen Spielen gibt es bei den Deaflympics, den Paralympics und den Special Olympics bezüglich der Zeremonien, z. B. den Eröffnungs-, Abschluss- und Medaillenzereemonien. Auch der Turnus der Spiele im Sommer und im Winter folgt einem vierjährigen Rhythmus wie bei den Olympischen Spielen. Neben den vielen Ähnlichkeiten haben sich die unterschiedlichen Bewegungen jedoch auch spezifisch entwickelt. Der partizipative leistungsorientierte Gedanke beispielsweise, der vergleichbar mit der Olympischen Bewegung bei allen drei Spielen eine zentrale Rolle spielt, wird bei den Special Olympics in anderer Form umgesetzt. Aufgrund einer Klassifikation, die einer anderen Logik folgt als der der Paralympics, können Athlet*innen ganz unterschiedlicher Leistungsfähigkeit bei den Wettbewerben starten, und es wird daher Menschen mit einem sehr viel größeren Leistungsspektrum eine Teilnahme bei den Special Olympics ermöglicht. Die Wertschätzung der Teilnahme wird bei den Special Olympics auch auf eine andere Weise sichtbar: Bei der Siegerehrung zum Beispiel werden neben der Vergabe einer Gold-, Silber- und Bronzemedaille alle in dem jeweiligen Wettkampf angetretenen Sportler*innen geehrt. Die unterschiedlichen Perspektiven der Umsetzung der Olympischen Idee bieten vielfältige Möglichkeiten Bildungsprozesse anzustoßen. Doch auch der Blick auf die spezifischen Zielgruppen und die den Aktiven entsprechende Organisation der Wettkämpfe birgt Potenzial, der Vielfalt auch des Spitzensports gewahr zu werden, und sich mit dieser auseinanderzusetzen.

Literatur:

- Bailey, S. (2008). *Athlete First. A History of the Paralympic Movement*. Chichester: Wiley.
- BGW Berufsgenossenschaft für Gesundheitsdienst und Wohlfahrtspflege (2021). Was ist leichte Sprache. Abgerufen am 6.4.2021 unter https://www.bgw-online.de/DE/Service/Leichte-Sprache/Was-ist_Leichte_Sprache.html
- Bredahl, A.-M. (2011). Coaching Ethics and Paralympic Sports. In A. R. Hardman, & C. Jones (Eds.), *The Ethics of Sport Coaching* (135–146). New York: Routledge.

- Brittain, I. (2018). Key Points in the History and Development of the Paralympic Games. In I. Brittain, & A. Beacom (Eds.), *The Palgrave Handbook of Paralympic Studies* (S. 125–149). London: Palgrave.
- CISS (2021). *Pact brings together two disabled sport organizations*. Abgerufen am 04.03.2021 unter <http://www.ciss.org/pact-brings-together-two-disabled-sports-organizations>
- Darcy, S. (2018). The Paralympic Movement: A Small Number of Behemoths Overwhelming a Large Number of Also-Rans—A Pyramid Built on Quicksand? In I. Brittain, & A. Beacom (Eds.), *The Palgrave Handbook of Paralympic Studies* (S. 221–246). London: Palgrave.
- DBS (2000). *Paralympics Sydney 2000. DBS-Mannschaftshandbuch*. Duisburg: o. V.
- DBS (2002). 8. *Winter-Paralympics Salt Lake City 2002. DBS-Mannschaftsbroschüre*. Duisburg: o. V.
- Deaflympics (2021). *Mission Statement*. Abgerufen am 04.03.2021 unter <https://www.deaflympics.com/icsd/mission-statement>
- Deutsche Sportjugend & Deutsche Olympische Akademie (Hrsg.). (2016). *International – Olympisch – Fair. Arbeitsmaterialien zur Vermittlung der Olympischen Idee in internationalen Jugendbegegnungen*. Frankfurt/M.: dsj.
- Deutscher Gehörlosen-Bund (2021). *Deutsche Gebärdensprache*. Abgerufen am 24.02.2021 unter [https://www.gehoerlosen-bund.de/faq/deutsche%20geb%C3%A4rdensprache%20\(dgs\)](https://www.gehoerlosen-bund.de/faq/deutsche%20geb%C3%A4rdensprache%20(dgs)).
- Deutscher Gehörlosen-Sportverband (DGSV) (Hrsg.). (2010). *100 Jahre Deutscher Gehörlosen-Sportverband. Mehr als 100 Jahre Gehörlosensport*. Festschrift. Essen: Deutscher Gehörlosen-Sportverband.
- Deutscher Gehörlosen-Sportverband (2021a). *Cochlear Implantate (CI) bei Wettkämpfen*. Abgerufen am 26.02.2021 unter <https://www.dg-sv.de/downloadfiles/richtlinien/cochlearimplantat.pdf>
- Deutscher Gehörlosen-Sportverband (2021b). *Petra Klein ist Diplomtrainerin*. Abgerufen am 24.02.2021 unter <https://www.dg-sv.de/newspage.php?newsid=1635>
- Doll-Tepper, G. (1999). Disability Sport. In J. Riordan, & A. Krüger (Eds.), *The International Politics of Sports in the Twentieth Century* (S. 177–190). London: E & FN Spon.
- Doll-Tepper, G. (2002). Historische und aktuelle Entwicklungen im Leistungssport von Menschen mit Behinderungen. In V. Scheid (Hrsg.), *Facetten des Sports behinderter Menschen* (S. 255–278). Aachen: Meyer und Meyer.
- Doll-Tepper, G. (2012). Inklusiver Sport – Wege zu einer langfristigen Sicherung von Teilhabechancen. In F. Kiuppis, & S. Kurzke-Maasmeier (Hrsg.), *Sport im Spiegel der UN-Behindertenrechtskonvention* (S. 80–90). Stuttgart: Kohlhammer.
- DOSB (2013). *Inklusion leben – Gemeinsam und gleichberechtigt Sport treiben. Positionspapier des Deutschen Olympischen Sportbundes (DOSB) und der Deutschen Sportjugend (dsj) zur Inklusion von Menschen mit Behinderungen*. Frankfurt: Deutscher Olympischer Sportbund.

- DSJ & DBSJ (Hrsg.). (2018). *Teilhabe und Vielfalt – Qualifikationsinitiative*. Frankfurt/M.: Eigenverlag.
- Gieß-Stüber, P., Burrmann, U., Radtke, S., Rulofs, B., & Tiemann, H. (2014). *Diversität, Inklusion, Integration und Interkulturalität – Leitbegriffe der Politik, sportwissenschaftliche Diskurse für den DOB und die dsj*. Frankfurt: DOSB.
- Guttman, L. (1979). *Sport für Körperbehinderte*. München: Urban und Schwarzenberg.
- Haep, H. (1988). Spiegelbild gesellschaftlicher Entwicklung. Geschichte des organisierten Behindertensports in Deutschland. In U. Genzler (Red.), *Comeback. Sport für Behinderte* (S. 21–28). München: Mosaik Verlag.
- IOC (2021). *IOC signs MOU with international committee of sports for the deaf*. Abgerufen am 04.03.2021 unter <https://www.olympic.org/news/ioc-signs-mou-with-international-committee-of-sports-for-the-deaf>
- IPC (2010). 1960: Athletes Catapult onto the Sports Scene. *The Paralympian*, 3, 6–9.
- IPC (2012). *Paralympic Games Vancouver*. Abgerufen am 14.04.2012 unter <http://www.paralympic.org/paralympic-games/vancouver-2010>
- IPC (2014). *IPC – Who we are. About us*. Abgerufen am 10.04.2014 unter <http://www.paralympic.org/the-ipc/about-us>
- IPC (2021a). *Laurentia Tan*. Abgerufen am 24.02.2021 unter <https://www.paralympic.org/laurentia-tan>
- IPC (2021b). *History of the paralympic movement*. Abgerufen am 02.02.2021 unter <https://www.paralympic.org/ipc/history>
- Jahnke, B., & Schüle, K. (2006). *Entstehung und Entwicklung der Paralympischen Winterspiele: Örnköldsvik 1976 bis Turin 2006*. Köln: Sportverlag Strauß.
- Kurrer, R. (2013). *Gehörlose im Wandel der Zeit*. Inaugural-Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades der Philosophie an der Ludwig-Maximilians-Universität München.
- Lebenshilfe (2015). *Mittendrin auch im Alter*. Abgerufen am 26.02.2021 unter https://www.lebenshilfe.de/fileadmin/Redaktion/PDF/Wissen/public/Positionspapier/Positionspapier_2015-08_Mittendrin-auch-im-Alter.pdf
- McNamee, M.J., & Parnell, R.J. (2018). Paralympic Philosophy and Ethics. In I. Brittain & A. Beacom (Eds.), *The Palgrave Handbook of Paralympic Studies* (S. 461–478). London: Palgrave.
- NADA (2021). *NADA veröffentlicht die deutsche Fassung des nationalen Anti-Doping Code 2021*. Abgerufen am 24.02.2021 unter <https://www.nada.de/nada/aktuelles/news/newsdetail/nada-veroeffentlicht-die-deutsche-fassung-des-nationalen-anti-doping-code-2021-nadc21>
- Nirje, B. (1994). Das Normalisierungsprinzip – 25 Jahre danach. *Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete*, 63(1), 12–35.
- Palmen, M. (2014). *Das Klassifizierungssystem der paralympischen Sportarten*. Bonn: o.V.

- Pochstein, F., & Albrecht, S. (2015). Special Olympics. In M. Wegner, V. Scheid, & M. Knoll (Hrsg.), *Handbuch Behinderung und Sport* (S. 267–278). Schorndorf: Hofmann.
- Schliermann, R. (2015). Die Deaflympische Sportbewegung. In M. Wegner, V. Scheid, & M. Knoll (Hrsg.), *Handbuch Behinderung und Sport* (S. 279–290). Schorndorf: Hofmann.
- Special Olympics (2012). *Special Olympics World Games History*. Abgerufen am 04.03.2021 unter https://media.specialolympics.org/soi/files/resources/World_Games/2013-World-Winter-Games/Docs_PressReleaseFactSheet/SOWorldGamesHistory_Updated-March2012.pdf
- Special Olympics (2021). *Unified Leadership*. Abgerufen am 04.03.2021 unter <https://resources.specialolympics.org/leadership-excellence/unified-leadership>
- Special Olympics Deutschland (SOD) (2019). *Special Olympics – Wissen kompakt*. Pressematerial. SOD.
- Special Olympics Deutschland (SOD) (2020). *Jahresbericht 2019*. Berlin: SOD.
- Special Olympics Deutschland (SOD) (2021a). *Deutschland in Leichter Sprache*. Abgerufen am 24.02.2021 unter <https://leichtesprache.specialolympics.de/>
- Special Olympics Deutschland (SOD) (2021b). *Special Olympics Deutschland*. Abgerufen am 26.02.2021 unter <https://specialolympics.de/>
- Special Olympics Deutschland Akademie (Hrsg.). (2018). *Kongress „Lebenswelten inklusiv gestalten“ – Dokumentation*. Berlin: SODA.
- Sportschau (2021). *Ergebnisse der Paralympischen Spiele 2016*. Abgerufen am 05.02.2021 unter <https://rio.sportschau.de/rio2016/paralympics/ergebnisse/index.html#AT>
- Steadward, R.D., & Peterson, C.J. (1997). *Paralympics: Where heroes come*. Edmonton: DW Friesens.
- The Olympic Museum (2013). *The Olympism and the Olympic Movement*. Lausanne.
- Thimm, W. (1990⁴). *Das Normalisierungsprinzip – Eine Einführung*. Bundesvereinigung Lebenshilfe für Geistig Behinderte e.V. Marburg: Verlag der Bundesvereinigung Lebenshilfe für Geistig Behinderte.
- Tiemann, H., & Radtke, S. (2017). Inklusion im schulischen und außerschulischen Sport – im Fokus der Heterogenitätsdiskussion Behinderung. In D. Dumon, A. Hofmann, R. Diketmüller, K. Koenen, R. Bailey, & C. Zinkler (Eds.), *Passionately Inclusive: Towards Participation and Friendship in Sport* (S. 209–221). Münster: Waxmann.
- Tiemann, H. (2013). Vom „Versehrten Sport“ zu den Paralympics: Facetten der Entwicklung. In A. Hofmann & M. Krüger (Hrsg.), *Olympia als Bildungsidee: Beiträge zur Olympischen Geschichte und Pädagogik* (S. 97–112). Wiesbaden: Springer.
- TUM (2021). *Inclusive Teaching Team ELDA*. Abgerufen am 04.03.2021 unter <https://www.sg.tum.de/sportdidaktik/inclusive-teaching-team-elda/>
- Wedemeyer-Kolwe, B. (2011). *Vom „Versehrten Turnen“ zum Deutschen Behindertensportverband (DBS) – eine Geschichte des deutschen Behindertensports*. Hildesheim: Arete.

Wolbring, G. (2018). Protheses and Other Equipment: The Issue of the Cyborg Athlete – Interrogating the Media Coverage of the Cybathlon 2016 Event. In I. Brittain, & A. Beacom (Eds.), *The Palgrave Handbook of Paralympic Studies* (S. 439–459). London: Palgrave.

„Mit weiblichem Applaus als Belohnung...“ Geschlecht und Teilhabe im olympischen Sport

Petra Tzschoppe

Zusammenfassung

Die Olympische Bewegung wirkt als wichtige Kraft für die Gleichstellung der Geschlechter im und durch den Sport. In der Gegenwart ist die Zielstellung von Geschlechtergerechtigkeit in den Grundsatzdokumenten verankert und die Olympischen Spiele werden mit diesem Anspruch organisiert. Bis zur nun erreichten gleichberechtigten Teilnahme von Sportlerinnen waren seit den Anfängen der Olympischen Spiele der Neuzeit erhebliche Widerstände zu überwinden. Schrittweise wurde die Zahl der Sportarten, Disziplinen und Wettbewerbe, die für Frauen ausgeschrieben sind, im Olympischen Programm erhöht. Allmählich gewachsen sind auch die absolute Zahl und der prozentuale Anteil von Athletinnen bis hin zur gleichberechtigten Beteiligung. In anderen Bereichen der Olympischen Bewegung besteht weiterhin Handlungsbedarf, etwa bei der Partizipation als Trainerin oder Funktionärin oder der diskriminierungsfreien Teilhabe von trans- und intersexuellen Athlet*innen. Weiterhin wird in diesem Artikel die Entwicklung von Geschlechtergerechtigkeit im Sport in Deutschland betrachtet, die sich durchaus in vergleichbarer Weise darstellt.

Vom Spielfeldrand auf das Siegerpodest

„Sport ist eine der mächtigsten Plattformen, um die Gleichstellung der Geschlechter zu fördern und Frauen und Mädchen zu stärken“, formulierte Thomas Bach, der Präsident des Internationalen Olympischen Komitees (IOC), im Jahr 2020 und kündigte an: „Bei den Olympischen Spielen in Tokio werden wir ein ausgewogenes Geschlechterverhältnis erreicht haben“ (IOC, 2020a).

Diese aktuelle Aussage steht im kompletten Gegensatz zu der Auffassung, die der Initiator der neuzeitlichen Olympischen Spiele, Pierre de Coubertin, vertrat. Er charakterisierte seine Spiele folgendermaßen: „Die

modernen Spiele repräsentieren die Glorifizierung männlichen Athletismus, mit Internationalismus als Basis, Fairplay als Mittel, Kunst als Rahmen und weiblichem Applaus als Belohnung“ (Coubertin, 1912, S. 109). Mit anderen Worten sah der Schöpfer des modernen Olympismus die Aufgabe des weiblichen Geschlechts im *Bekränzen der Sieger*.

Was ist seither geschehen? Wie haben es Frauen aus der ihnen zugewiesenen Rolle als Statistinnen zur gleichberechtigten Beteiligung geschafft?

Im Folgenden wird zunächst die Entwicklung von den Anfängen mit Coubertins Ansichten bis zum heutigen IOC-Handlungsprinzip der Geschlechtergleichstellung skizziert und anschließend auf aktuelle Herausforderungen geblickt. Wenngleich in diesem Beitrag nicht explizit darauf eingegangen wird, steht er im sozialhistorischen und kulturellen Bezugsrahmen, denn die jeweils vorherrschenden Normen und Wertmuster sowie die realen gesellschaftlichen Gegebenheiten beeinflussen zu jeder Zeit die Teilhabemöglichkeiten am Sport generell wie an den Olympischen Spielen im Besonderen.

Coubertins Auffassungen waren geprägt von traditionellen gesellschaftlichen Geschlechterrollen des 19. Jahrhunderts, mit denen Frauen vorrangig in den häuslichen Bereich verwiesen wurden und ein deutliches Machtgefälle zugunsten der Männer nicht in Frage gestellt wurde. Gegen diese Rollenzuweisungen kämpfte seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts eine Frauenbewegung an, die mit ihren Forderungen für das Recht auf Bildung, das Recht auf Erwerbsarbeit und das Wahlrecht für Frauen sowie nach Sichtbarkeit im öffentlichen Raum zunehmend Einfluss erlangte. Vor dem Hintergrund sich verändernder gesellschaftlicher Partizipationsmöglichkeiten ist es zu erklären, dass die Vorstellung Coubertins vom weiblichen Geschlecht, das lediglich den männlichen Helden bewundernd Beifall spendet, bereits zu seinen Lebzeiten von der Realität überholt wurde und Frauen sich die aktive Beteiligung an den Olympischen Spielen erkämpften. Mit ihrem unbändigen Bestreben, ebenso wie die Männer in verschiedenen Sportarten zu wetteifern, überwand Athletinnen Vorurteile und erlangten nach und nach Zugang zu den olympischen Wettbewerben.

Wenn auf diese Anfangsjahre der Olympischen Spiele der Neuzeit zurückgeblickt wird, gilt das Augenmerk deshalb insbesondere der Beteiligung von Frauen, weil entgegen dem heute in der Charta (IOC, 2020b) verankerten Grundsatz der Olympischen Bewegung auf jede Form der Diskriminierung zu verzichten, Frauen zunächst sehr wohl diskriminiert wurden. Zeit seines Lebens beharrte der Begründer des neuzeitlichen Olympismus, Pierre de Coubertin, auf dieser Auffassung: „Ich persönlich billige die Teilnahme von Frauen an öffentlichen Kämpfen nicht, was

nicht bedeuten soll, dass sie eine Reihe von Sportarten nicht treiben sollen, nur nicht in öffentlicher Schaustellung“ (Coubertin, 1935a, S. 583). Damit befand er sich nicht nur in Übereinstimmung mit den dominierenden Weiblichkeitsvorstellungen seiner Zeit, sondern zugleich ganz in der Tradition der antiken Spiele, auf die er sich ja berief. Auch das Stadion in Olympia war für Frauen tabu. Ihnen blieb jegliche Teilnahme an den Olympischen Spielen des Altertums, selbst das Zuschauen, bei Strafe untersagt. So waren die noch heute oft als beispielgebend gerühmten antiken Wettbewerbe lediglich auf Männer, frei geboren und griechischer Abstammung, beschränkt. Dieses Erbe durchaus pflegend, waren auch die Olympischen Spiele der Neuzeit von Männern für Männer entworfen worden. Folgerichtig durfte auch keine einzige Athletin bei den Wettkämpfen der ersten Olympischen Spiele der Neuzeit in Athen 1896 antreten. Umso bemerkenswerter ist es, dass unmittelbar vor und nach dem eigentlichen Wettkampftermin zwei Frauen dennoch inoffiziell gerade die als aufsehenerregendsten Wettkampf angesehene 40km-Marathonstrecke bewältigten (Lennartz, 1994).

An den zweiten Olympischen Spielen in Paris 1900 nahmen bereits 22 Frauen teil, jedoch ohne offizielle Zustimmung seitens des IOC. Die Entscheidung über das Programm lag weitgehend in den Händen des jeweiligen Organisationskomitees. Zu den von Coubertin kritisierten Verstößen gegen das Ideal des Olympismus in Paris zählte die Zulassung von Frauen zu seinem Fest. Da die Olympischen Spiele 1900 im Rahmen der Weltausstellung stattfanden und sich über mehrere Monate hinzogen, erfolgte die Teilnahme von Sportlerinnen an Wettkämpfen eher beiläufig. Sie beschränkte sich zudem auf Sportarten, die von Frauen aus höheren Gesellschaftsschichten ihrem sozialen Status gemäß betrieben wurden. In den Sportarten Golf und Tennis trugen sie eigene Wettbewerbe aus. Zudem beteiligten sich Frauen in den offenen Konkurrenzen im Reiten, Krocket und Segeln. Die gebürtige US-Amerikanerin Hélène de Pourtalès bildete gemeinsam mit ihrem Ehemann und ihrem Neffen die Crew der unter Schweizer Flagge startenden Yacht *Lérina*, die in der Bootsklasse 1–2 Tonnen über die Konkurrenten triumphierte. Damit ging sie nicht nur als erste Olympiateilnehmerin, sondern auch als erste Olympiasiegerin in die Annalen ein (Daniels & Tedder, 2000). Dass ihr Name dennoch nur Wenigen bekannt sein dürfte, mag auch in der seinerzeit geringen Wertschätzung der sportlichen Leistungen von Frauen begründet liegen.

Unzufrieden war Coubertin auch mit den Spielen 1904 in St. Louis, wengleich die Beteiligung von Frauen auf sechs amerikanische Bogenschützinnen begrenzt blieb (Coubertin, 1931). So wie sie stammten die ersten Olympiateilnehmerinnen vornehmlich aus dem jeweiligen Gastge-

berland. Seit 1908 stieg die Zahl der weiblichen Aktiven allmählich an. Allerdings blieben die Wettbewerbe für Frauen auch bei diesen Spielen auf wenige Sportarten beschränkt, die den gängigen Klischees bezüglich Weiblichkeit nicht widersprachen. Tennis und Eiskunstlauf standen in London für Frauen auf dem Programm. Außerdem beteiligte sich jeweils eine Frau am Segeln und am Motorbootfahren. Zu den vier Nationen, die Sportlerinnen zu den Olympischen Spielen 1908 entsandten, gehörte nun auch Deutschland, das sich mit zwei Eiskunstläuferinnen beteiligte. Beide errangen Medaillen, Anna Hübler gewann mit Heinrich Burger die erstmals ausgetragene Konkurrenz im Paarlauf und wurde damit die erste deutsche Olympiasiegerin.

Einen merklichen Zuwachs erfuhr der olympische Frauensport 1912, denn in Stockholm durften Frauen außer im Tennis auch im Schwimmen wetteifern. Erstmals kämpften sie damit bei den Olympischen Spielen um Zeiten und Rekorde. Die „feministischen Schweden“ – so Coubertin laut Protokoll der Session des Internationalen Olympischen Komitees von 1911 – würden nun Frauen auch zu den Schwimmwettbewerben zulassen (Mitchell, 1977, S. 212). Mit der Aufnahme einer so populären Sportart wie Schwimmen in das Frauenprogramm stieg die Zahl der Länder, die sich mit Sportlerinnen beteiligten, deutlich an: 11 Nationen entsandten Athletinnen zu den Spielen nach Stockholm. Dem deutschen Team gehörten fünf Sportlerinnen an, die alle Medaillen erringen konnten. Zweite deutsche Olympiasiegerin wurde die Tennisspielerin Dora Köring gemeinsam mit ihrem Doppelpartner Heinrich Schomburgk.

Seit Beginn des 20. Jahrhunderts war es Frauen in der Gesellschaft zunehmend gelungen bis dato verbotenes Terrain zu erobern – die Tür zu Hörsälen, wirtschaftlicher Selbstständigkeit und Macht einen Spalt breit aufzustoßen. Im Sport drängten sie verstärkt danach, nicht nur vielfältige Sportarten auszuüben, sondern ebenso wie die Männer ihre Leistungen in Wettkämpfen unter Beweis zu stellen. Als Reaktion darauf hatten physiologische und ästhetische Bedenken erneut Konjunktur. Diese stützten sich auf Hypothesen konservativer Wissenschaftler, allen voran Mediziner. Man beschwor die Gefahr herauf, dass Wettkampfsport unweiblich und unattraktiv mache und die Gebärfähigkeit beeinträchtige. Diese Behauptungen wurden von Sportfunktionären auch in den Folgejahren immer wieder reproduziert. Für Coubertin selbst waren und blieben olympische Wettkämpfe von Frauen „unpraktisch, uninteressant, unästhetisch und, wir scheuen uns nicht, hinzuzufügen, falsch ...“ (Coubertin, 1912, S. 110). In gleicher Weise argumentierte Carl Diem, „dass der olympische Trainingsgrad zu einer Auslese führt, die die männlichen Frauentypen zutage fördert“ und empfahl, „... die Olympischen Spiele auf Männer-

kämpfe zu beschränken [...]“. Er befürwortete „immer gesonderten Frauenkämpfen das Wort [zu] reden, dabei aber alles vermeiden, was ‚zu ernst‘ genommen wird, wie Länderkämpfe in exakt zu messenden Leistungen, Europa- oder gar Weltmeisterschaften“ (Diem, 1938, S. 399).

Um derartiger Bevormundung und Einschränkung in ihren Sportambitionen zu entgehen, bildeten Frauen autonome Organisationen mit eigenständigen Wettkampfsystemen. Bereits im März 1921 hatten sie in Monte Carlo die *Ersten Olympischen Frauenspiele* als Antwort auf die Entscheidung des IOC, keine Frauenwettbewerbe in die Olympischen Spiele 1924 aufzunehmen, organisiert. An den leichtathletischen Wettbewerben beteiligten sich rund 100 Frauen aus England, Frankreich, der Schweiz und Italien. Im Oktober 1921 gründeten sie den Weltverband für Frauensport, die *Fédération Sportive Féminine Internationale* (F.S.F.I.). Da Frauen im Programm der Olympischen Spiele noch immer lediglich als attraktive Einsprengsel in ausgewählten Disziplinen an den Start gehen durften, führte die F.S.F.I. 1922 in Paris, 1926 in Göteborg, 1930 in Prag und 1934 in London eigene Frauenweltspiele durch (Bernett, 1988). Nicht zuletzt der damit erzeugte Druck führte dazu, dass trotz noch immer vorhandenem Widerstand weitere Sportarten für Frauen olympisch wurden. So wurde 1924 in die Charta des IOC zum ersten Mal ein Passus über die Beteiligung von Frauen aufgenommen, unter Punkt 6 der Ausführungen zu den „Allgemeinen technischen Regeln für die Feier der VIII. Olympiade“ heißt es: „Frauen sind zu den Olympischen Spielen zugelassen. Das Programm bestimmt, an welchen Veranstaltungen sie teilnehmen können“ (IOC, 1924, S. 15). Im Jahr 1926 konkretisierte das IOC die Zulassung von Frauen zu einer beschränkten Zahl von Wettkämpfen bei den Olympischen Spielen (Diem, 1967). So entschied das IOC, nachdem 1920 wiederum Tennis und Schwimmen auf dem Programm gestanden hatten und 1924 Fechten hinzugekommen war, 1928 den Teamwettkampf im Turnen sowie fünf leichtathletische Disziplinen für Frauen zu gestatten.

Die Leichtathletik und mit ihr das Vordringen von Frauen in das Herz der Olympischen Bewegung, in das Stadion, hatte besonders rigorose Abwehr zu überwinden. Einen augenfälligen Beleg lieferte 1928 der 800m-Lauf, gewonnen von der Deutschen Lina Radke-Batschauer. Dass sich Läuferinnen nach dem Wettkampf erschöpft auf die Aschenbahn sinken ließen, wurde sogleich als Indiz gewertet, dass der Mittelstreckenlauf die Kräfte der Frauen überstiege und führte im IOC dazu, die gesamten Leichtathletikwettbewerbe der Frauen erneut in Frage zu stellen. So mussten Frauen bis 1960 warten, ehe ihnen wieder zugestanden wurde, unter olympischer Flagge zwei Stadionrunden zu absolvieren. Danach

dauerte es immerhin nur sechs Olympiaden, bis sie 1984 erstmals offiziell einen olympischen Marathonlauf absolvieren durften, der lange Zeit als extrem gesundheitsschädigend für den weiblichen Organismus deklariert und ihnen somit verwehrt wurde.

Nachdem über mehrere Jahrzehnte die Zahl der für Frauen ausgerichteten Sportarten und Wettbewerbe und damit auch die Zahl der Olympiateilnehmerinnen nur sehr zögerlich angestiegen war, beschleunigte sich diese Entwicklung im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts. Ein wegweisender gesellschaftspolitischer Impuls dafür wurde mit der 1979 von der Generalversammlung der Vereinten Nationen verabschiedeten Frauenrechtskonvention gegeben. In diesem Übereinkommen zur Beseitigung jeder Form von Diskriminierung der Frau wird ausdrücklich auch das Recht auf Teilnahme am Sport benannt (BMFSFJ, 2013, S. 13). 1994 fand mit Unterstützung des IOC die erste Weltkonferenz *Frauen und Sport* in Brighton statt. Im Ergebnis wurde eine gemeinsame Erklärung verabschiedet, mit dem Ziel eine Sportkultur zu entwickeln, die eine umfassende Beteiligung von Frauen am Sport in jeglicher Weise ermöglicht und wertschätzt. Anknüpfend daran ergänzte das IOC 1996 seine Charta um einen bedeutenden Passus. Zur Rolle des IOC heißt es nun: „unterstützt mit geeigneten Mitteln nachdrücklich die Förderung von Frauen im Sport auf allen Ebenen und in allen Strukturen, insbesondere in den Führungsgremien nationaler und internationaler Sportorganisationen, im Hinblick auf die strikte Anwendung des Grundsatzes der Gleichstellung von Männern und Frauen“ (IOC, 1996, S. 10).

Auf dem Weg dahin hatte es schon zuvor einige Veränderungen gegeben. Im olympischen Programm wurde bereits eine Wegmarke gesetzt, als 1964 mit Volleyball Frauen erstmals in einer Teamsportart wetteifern durften, Handball und Basketball folgten 1976. Mit der Premiere des olympischen Fußballturniers für Frauentteams in Atlanta 1996 gehörte nun auch die Sportart zum olympischen Programm, die vielen noch als die männliche Bastion gegolten hatte. Einhundert Jahre zuvor von allen Wettbewerben ausgeschlossen, konkurrierten Frauen nun in 21 Sportarten mit 108 Wettbewerben um olympisches Gold. Gut die Hälfte dieses Zuwachses war erst binnen weniger Jahre erreicht worden.

Einen nächsten historischen Meilenstein setzte das Olympische Komitee mit der Entscheidung, olympische Boxwettbewerbe für Frauen auszutragen, denn damit standen bei den Olympischen Spielen in London 2012 zum ersten Mal in der Geschichte alle Sportarten sowohl für Männer als auch für Frauen auf dem Programm. Ein weiterer Schritt zur gleichberechtigten Beteiligung folgte mit dem erstmals für Frauen ausgetragenen Skisprungwettbewerb bei den Olympischen Winterspielen 2014 in Sotschi.

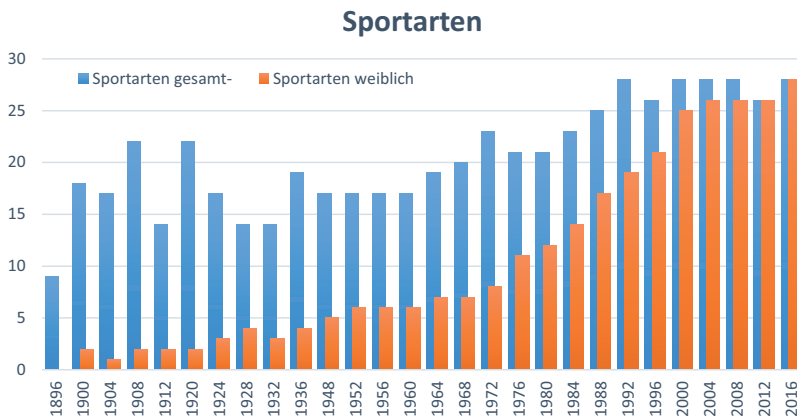
Zuvor hatten noch am Beginn des 21. Jahrhunderts einige Skisportfunktionäre die althergebrachte Pseudo-Argumentation bemüht, Frauen vor gesundheitlichen Schäden bewahren zu wollen, die auf Grund ihrer zarten Konstitution bei der Landung gerade für Gebärmutter und Wirbelsäule bestünden. Letztlich ohne Überzeugungskraft – bei den Olympischen Winterspielen 2022 in Peking wird es zudem den ersten Mixed-Wettbewerb im Skispringen geben, olympische Wettbewerbe für Frauen von der Großschanze und in der Nordischen Kombination sollten alsbald folgen. Mittlerweile haben Frauen also den Zugang zu allen ehemals verschlossenen Sportarten erobert. Sie ermitteln Olympiasiegerinnen im Gewichtheben, Ringen, Hammerwurf oder Eishockey. Unbeeindruckt davon, wie sehr sie mit antiquierten Geschlechterklischees brechen, verwirklichen sie ihre eigenen Vorstellungen im Sport.

Vom Ausschluss zur Gleichberechtigung in Zahlen

Wenn man diese im Verlauf von mehr als hundert Jahren erfolgten Veränderungen betrachtet, lässt sich bilanzieren: Die Zahl der Sportarten, Disziplinen und Wettbewerbe im Olympischen Programm, die für Frauen ausgeschrieben sind, hat deutlich zugenommen. Erheblich gewachsen sind auch die absolute Zahl und der prozentuale Anteil von Athletinnen sowie die Zahl der Nationen, die Frauen zu den Olympischen Spielen entsenden. Mit den folgenden Grafiken werden diese Entwicklungen im Überblick veranschaulicht. Die Darstellungen basieren auf den offiziellen Zahlen, die das Internationale Olympische Komitee zu den jeweiligen Spielen herausgegeben hat. Die Angaben zu Teilnehmer*innen, entsendenden Ländern sowie zu den Sportarten und Wettbewerben in anderen Veröffentlichungen weichen z. T. erheblich davon ab.

Im Programm der Olympischen Spiele ist die *Gesamtzahl der Sportarten* (Abb. 1) deutlich angewachsen. War 1896 keine einzige der neun Sportarten für Frauen vorgesehen, sind seit den Spielen von London 2012 alle ausgetragenen Sportarten ausdrücklich für Frauen wie Männer im olympischen Programm.

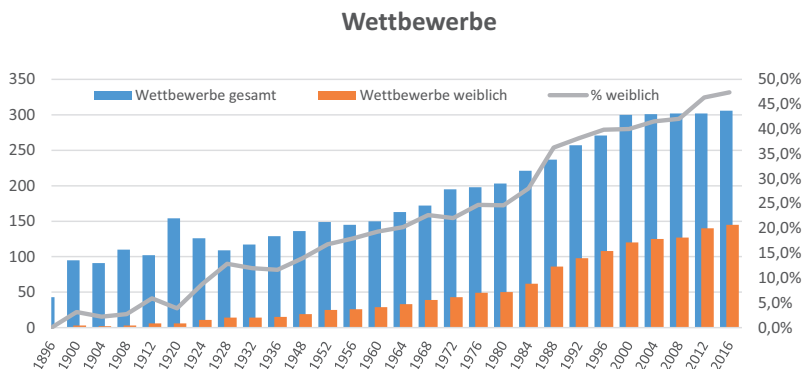
Abbildung 1: Sportarten bei den Olympischen Sommerspielen



(eigene Darstellung, Datenbasis IOC)

Augenfällig wird diese Entwicklung auch bezüglich der *Zahl der Wettbewerbe* (Abb. 2), in denen Olympische Medaillen vergeben werden. Das Anwachsen der Gesamtzahl der Konkurrenzen auf 302 in Rio de Janeiro 2016 resultierte wesentlich aus der Zunahme der Frauen-Wettkämpfe. Wurden noch 1980 lediglich ein Viertel der Medaillen an Athletinnen vergeben, waren es im Jahr 2016 immerhin 47,4 Prozent. Für die Spiele in Tokio 2021 sind von den 339 Wettbewerben 156 für Frauen vorgesehen, ergänzt um 12 Mixed-Disziplinen.

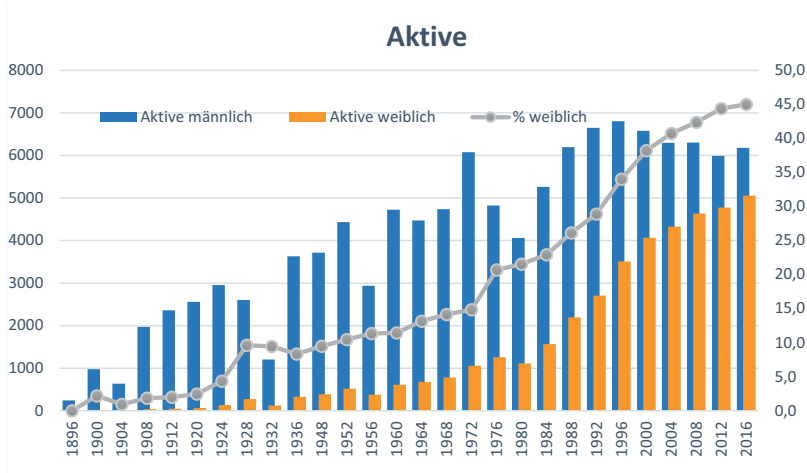
Abbildung 2: Wettbewerbe bei den Olympischen Sommerspielen



(eigene Darstellung, Datenbasis IOC)

Die Übersicht der *Teilnehmerinnen und Teilnehmer* bei den Olympischen Sommerspielen (Abb. 3) dokumentiert neben dem enormen Anstieg der Gesamtteilnahmezahlen auch die deutlichen Zuwächse bei den Athletinnen. Bei den Spielen der I. Olympiade 1896 nicht zugelassen, gingen reichlich ein Jahrhundert später, bei den Spielen der XXXI. Olympiade in Rio de Janeiro mehr als 5.000 Frauen an den Start. Mit 47,4 Prozent weiblicher Aktiver wurde ein neuer Höchstwert erreicht.

Abbildung 3: Aktive bei den Olympischen Sommerspielen



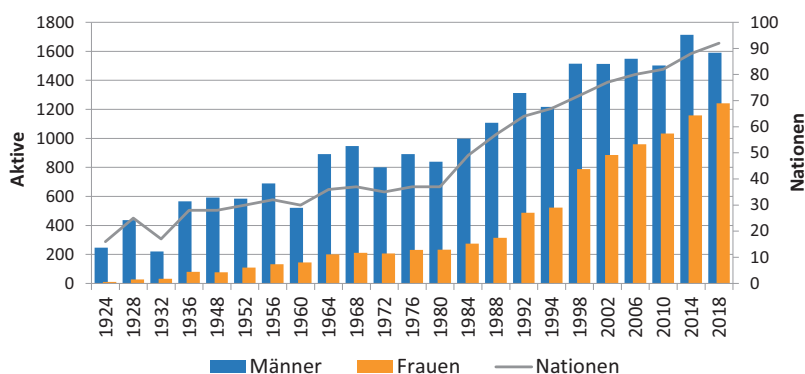
(eigene Darstellung, Datenbasis IOC)

Ein wichtiger Aspekt dieser Entwicklung ist, dass erstmals in der Geschichte der Spiele 2012 in London alle NOCs mindestens eine weibliche Athletin entsenden hatten. Ein wirksamer Impuls dafür war bereits 1996 mit der von französischen Politikerinnen angeregten Initiative Atlanta Plus gegeben worden. Sie hatte dazu aufgefordert, Nationen aus der Olympischen Familie auszuschließen, wenn sie sich weigerten, Frauen zu den Spielen zu entsenden. Bei den folgenden Spielen verringerte sich die Zahl der Mannschaften ohne Frauen bereits deutlich. Nach intensiven Verhandlungen gelang es dem IOC im Jahr 2012 schließlich zu veranlassen, dass auch Brunei, Saudi-Arabien und Katar zum ersten Mal überhaupt Sportlerinnen in ihren Delegationen entsendeten. Mit den 2020 gefassten Beschlüssen der IOC-Exekutive sollen ab Tokio alle Mannschaften bei Sommerspielen mindestens aus einer Frau und einem Mann bestehen. Zudem dürfen bei den Eröffnungsfeiern künftig eine Frau und ein Mann gemeinsam die Fahne ihrer Teams tragen.

In vergleichbarer Weise haben sich diese Veränderungen bei den *Olympischen Winterspielen* (Abb. 4) vollzogen. Die Gesamtzahl der Sportarten hat sich von anfangs sechs über zwischenzeitlich vier auf aktuell sieben erhöht. Frauen durften bei den ersten Winterspielen 1924 lediglich im Eiskunstlauf starten. Seit ihrer Bobpremiere 2002 sind sie in allen Olympischen Wintersportarten teilnahmeberechtigt. Eine analoge Entwicklung weisen die Wettbewerbe auf. Hier gibt es insgesamt in

Anzahl und Vielfalt deutliche Zuwächse, die bei den Frauen jedoch noch ausgeprägter sind. In Pyeongchang 2018 wetteiferten sie in 44 von mittlerweile 102 Wettbewerben sowie weiteren 7 Mixed- oder Team-Konkurrenzen um Medaillen. Verwehrt blieb ihnen noch die Nordische Kombination, zudem Wettbewerbe im Viererbob und dem Rodel-Doppelsitzer. Widergespiegelt wird diese Tendenz ebenso in den Teilnahmezahlen. Waren bei den ersten Spielen 1924 ganze 4,3 Prozent der Aktiven weiblich, betrug ihr Anteil bei den Winterspielen von 2018 bereits 43,8 Prozent.

Abbildung 4: Teilnahmezahlen Olympische Winterspiele



(eigene Darstellung, Datenbasis IOC)

Die Zahl der beteiligten Nationen hat sich von 16 bei den ersten Olympischen Winterspielen auf 92 bei den Spielen in Pyeongchang erhöht. Immer mehr Mannschaften treten mit gemischten Teams an, dennoch waren auch 2018 noch 20 der teilnehmenden Länder, also mehr als ein Fünftel, ohne Frauen am Start. Allerdings bestanden 12 dieser Mannschaften überhaupt nur aus einem Aktiven.

Für die *Paralympics* sind ähnliche Tendenzen, jedoch auch ein größerer Nachholbedarf, zu erkennen. Bei den Paralympischen Wettbewerben 2016 in Rio wurden bei einer Gesamtzahl von 4.328 Aktiven mit 1.671 Athletinnen ein neuer Höchstwert erreicht, das entspricht einem Anteil von 38,6 Prozent. Bei den Paralympischen Winterspielen 2018 in Pyeongchang waren jedoch unter den 564 Aktiven nur 133 Frauen, somit noch nicht einmal ein Viertel der Teilnehmer*innen weiblich. Auch der Anteil der Länder, die keine Frauen entsenden, ist im paralympischen Sport noch

höher. Das Internationale Paralympische Komitee (IPC) hat diesbezüglich Handlungsbedarf erkannt und in seinem *Strategischen Plan 2019 – 2022* (IPC, 2019) unter anderem das Ziel formuliert, einen offenen und barrierefreien Sport mit mehr Geschlechterparität in der gesamten Paralympischen Bewegung zu erreichen.

Bei den Olympischen Jugendspielen 2018 in Buenos Aires waren erstmals bei einem olympischen Sportevent ebenso viele weibliche wie männliche Aktive am Start. Diese Geschlechterparität wurde auch bei den Olympischen Jugend-Winterspielen in Lausanne 2020 erreicht. Der nächste Meilenstein soll mit einem Frauenanteil von fast 49 Prozent bei den Olympischen Spielen von Tokio gesetzt werden.

Die bis hier dargestellte Entwicklung dokumentiert die zunehmende Partizipation von Frauen am olympischen Wettbewerbsgeschehen. Diese Fortschritte können jedoch nicht kaschieren, dass in anderen Bereichen der Olympischen Bewegung noch Defizite für eine geschlechtergerechte Teilhabe bestehen.

Partizipation in weiteren Handlungsfeldern

Im Zentrum der Olympischen Spiele stehen die Athlet*innen. Betrachten wir darüber hinaus die an den Spielen teilnehmenden Funktionär*innen, Trainer*innen und weitere Betreuungspersonen, offenbart sich in der Olympischen Familie eine klare Männerdominanz. Unverzichtbar für die Durchführung Olympischer Spiele sind Kampf- und Schiedsgerichte, die *Technischen Offiziellen* sorgen in allen Sportarten für die Einhaltung der Regelwerke und einen fairen Leistungsvergleich. Unter ihnen sind bis heute Frauen mit knapp 30 Prozent deutlich in der Unterzahl. Ihr Anteil hat sich auch in jüngster Vergangenheit während der vier Olympischen Spiele von Vancouver 2010 bis Rio de Janeiro 2016 nicht erhöht (IOC, 2018). Noch gravierender ist die klare Unterrepräsentanz von Frauen bei dem entsendeten Betreuungspersonal, wobei seit 2010 kein Zuwachs zu erkennen ist. So lag der Anteil von Trainerinnen 2016 bei lediglich 11 Prozent. Eine vergleichbare Geschlechterrelation weisen auch die Zahlen der akkreditierten Medienvertreter*innen auf. Und schließlich hatten bisher auch nur wenige der teilnehmenden NOCs eine Frau als Chef de Mission an der Spitze ihrer Olympiateams.

Gerade die Frage nach der Besetzung von *Führungspositionen im Olympischen Sport* und dem Mitwirken in Entscheidungsgremien berührt einen weiteren wesentlichen Aspekt, nämlich die Frage, wer bestimmt, was gespielt wird?

Dass der Kampf um die gleichberechtigte Beteiligung von Sportlerinnen an den Olympischen Spielen als Erfolgsgeschichte geschrieben wurde, spiegelt sich bislang noch nicht in gleicher Weise in den Führungspositionen wider. Trotz unverkennbarer Fortschritte auch in diesem Bereich, ist hier weiterhin erkennbarer Handlungsbedarf zur Umsetzung von Geschlechtergerechtigkeit gegeben, wie der Blick auf die Geschichte und Gegenwart der Olympischen Bewegung bestätigt.

Zu Beginn war die Olympische Familie ein reiner „Männerorden“. In seiner mehr als 120-jährigen Geschichte wurde das IOC bislang von neun männlichen Präsidenten geführt. Die ersten 13 Mitglieder des Internationalen Olympischen Komitees wurden 1894 durch Coubertin selbst auserkoren und waren selbstverständlich Männer. Die Zahl der Mitglieder hat sich im Laufe der Folgejahrzehnte deutlich erhöht und die Auswahlmechanismen sind ein wenig differenzierter festgeschrieben worden, dennoch dauerte es seit der Gründung des IOC ganze 87 Jahre, bis sich zu den „Herren der Ringe“ erstmals eine Frau gesellen durfte. Im Jahr 1981 wurden mit Flor Isava-Fonseca aus Venezuela und Pirjo Häggmann aus Finnland nach 332 Männern die ersten beiden Frauen in das IOC kooptiert (Chatziefstathiou & Henry, 2012). Noch 2004 waren unter den seinerzeit 126 aktiven IOC-Mitgliedern ganze 11 Frauen, was 8,7 Prozent entsprach. Mittlerweile achtet eine Nominierungskommission für die Auswahl von neuen IOC-Mitgliedern auf ein ausgewogenes Verhältnis von Frauen und Männern. In der Folge gezielter Maßnahmen wurde der Anteil weiblicher Mitglieder im IOC binnen weniger Jahre auf derzeit 37,5 Prozent gesteigert.

Als engeres Entscheidungsgremium, dem die Führung der IOC-Angelegenheiten und die Verantwortung für die Einhaltung der Olympischen Charta obliegt, fungiert das 1921 gegründete Executive Board (EB). Sieben Jahrzehnte später, im Jahr 1990, wurde Flor Isava-Fonseca aus Venezuela als erste Frau überhaupt in dieses Gremium gewählt. Im Jahr 1997 folgte dann mit der US-Amerikanerin Anita DeFrantz die erste weibliche IOC-Vizepräsidentin. Diese Position bekleidet sie auch aktuell neben drei männlichen Vizepräsidenten. Momentan gehören vier Frauen zu den zehn weiteren Mitgliedern des EB, damit stellen sie insgesamt ein Drittel des Executive Boards. Besonders deutlich wurde in den vergangenen Jahren der Frauenanteil in den durch Berufung besetzten IOC-Kommissionen erhöht, er liegt mittlerweile bei fast 48 Prozent. Das ist ein sichtbares Resultat konsequenter Aktivitäten zur paritätischen Vertretung von Frauen und Männern unter der Prämisse von Geschlechtergerechtigkeit.

Dieses Anliegen sendet das IOC auch in die Olympische Bewegung, um die Nationalen Olympischen Komitees (NOCs) ebenso wie die Internatio-

nalen Sportverbände (IFs) anzuregen, gleichfalls die Anzahl von Frauen in Entscheidungspositionen zu erhöhen. Noch sind in den meisten Präsiden dieser Verbände Männer deutlich überrepräsentiert und nur ganz wenige NOCs oder IFs werden von Präsidentinnen geführt.

Geschlechtergerechte Teilhabe am Sport schon weltweit erreicht?

„Die Ausübung von Sport ist ein Menschenrecht. Jeder Einzelne muss die Möglichkeit haben, Sport zu treiben“ betont das IOC in seiner Charta (IOC, 2020b, S. 11). Diese Forderung ist längst noch nicht überall Realität. So haben Frauen im Sport gerade in vielen *Entwicklungsländern* und vor allem in islamisch geprägten Ländern auch in der Gegenwart noch mit zahlreichen Problemen zu kämpfen. Auch wenn 1984 in Los Angeles die Marokkanerin Nawal El Moutawakel mit ihrer Goldmedaille über 400 Meter Hürden Geschichte schrieb, indem sie den ersten Olympiasieg einer afrikanischen und muslimischen Frau errang und damit zum Vorbild für viele Sportlerinnen wurde – zahlreiche Hürden existieren bis heute. Besonders hinderlich wirken die Differenzen, die aufgrund der somatischen Kulturen zu verzeichnen sind. So befinden sich diese Frauen im Hinblick auf die öffentliche Präsentation des weiblichen Körpers im Sport in einem Konflikt, der sich zwischen religiös bedingten „Verhüllungsgeboten“ ihrer Länder und teils medieninduzierten „Enthüllungsforderungen“ der Sportverbände (etwa in den noch bis 2012 geltenden Bekleidungsvorschriften für Beachvolleyballerinnen) spannt. An Sportbekleidung, die sowohl den vorhandenen Konventionen als auch leistungssportlichen Erfordernissen gerecht werden könnte, mangelt es zudem. Auch ist in diesen Ländern Sportunterricht für Mädchen wenig verbreitet, noch häufiger fehlen Sportmöglichkeiten für Frauen. Gemeinsames Training beider Geschlechter oder Wettkämpfe von Frauen vor den Augen einer männlichen Öffentlichkeit werden noch immer in Frage gestellt. Eine leistungssportliche Karriere mit entsprechender Betreuung und Förderung nach europäischem Muster ist für Mädchen und Frauen unter diesen gesellschaftlichen Bedingungen kaum vorstellbar. Hier spielen also trotz der aufgezeigten positiven Entwicklungen noch längst nicht alle Frauen gleichberechtigt mit. Es bedarf weiterhin der Unterstützung und der Solidarität durch die Olympische Familie, um den Anspruch der Olympischen Charta zur Durchsetzung der Gleichberechtigung von Frauen und Männern zu verwirklichen.

Das Programm für Geschlechtergleichstellung und Diversität von Olympic Solidarity leistet hier wichtige Beiträge, die insbesondere von NOCs in afrikanischen und amerikanischen Ländern genutzt werden.

Dabei geht es zum einen um Aktivitäten zur Sensibilisierung für Gleichberechtigung und Vielfalt. Zum anderen werden mit nationalen Stakeholder*innen-Seminaren der Zugang von Frauen zum Sport und in Führungspositionen thematisiert. Zu den Inhalten dieser Seminare gehören die Prävention von geschlechtsspezifischer Diskriminierung sowie von Mobbing, Belästigung und Missbrauch im Sport. Darüber hinaus wurde in Zusammenarbeit mit sechs IFs ein Programm mit dem Ziel initiiert, den Anteil der Trainerinnen bei den Olympischen Spielen zu erhöhen.

Ein weiterer Aspekt von Chancengleichheit und Geschlechtergerechtigkeit berührt die *diskriminierungsfreie Teilhabe am Sport unabhängig von der geschlechtlichen Identität* und der *sexuellen Orientierung*. Diese hat das IOC ausdrücklich in seiner Charta unter den grundlegenden Prinzipien des Olympismus verankert. Mit der schrittweise zunehmenden Teilhabe von Frauen wurde ein wesentlicher Veränderungsprozess innerhalb der Olympischen Bewegung vollzogen, jedoch unter weitgehender Beibehaltung der für den Wettkampfsport bestimmenden binären Geschlechtersegregation. Sport ist bis heute ein gesellschaftlicher Bereich geblieben, in dem die *Zweigeschlechtlichkeit* in besonders prägnanter Weise zum Ausdruck kommt. Der Körper steht im Zentrum jeglichen sportlichen Handelns und genau an diesem Körper werden Unterschiede zwischen den Geschlechtern gemeinhin festgemacht. Die Kategorisierung in *weiblich* und *männlich* ist im Sport allgegenwärtig, sie durchzieht insbesondere das System des Leistungssports, wird aber auch außerhalb des Wettkampfsports, etwa im Schulsport, sichtbar. Als Begründung dafür wird auf das Herstellen von Chancengleichheit verwiesen, basierend auf der Annahme, dass Frauen körperlich nicht die gleichen Leistungen wie Männer erbringen können. Mit dieser Klassifizierung schließt das traditionelle binäre Wettkampfsportsystem aber auch weitgehend solche Sportler*innen aus, die sich außerhalb der herkömmlichen Geschlechterdichotomie bewegen wie z. B. *trans- und intersexuelle Athlet*innen*.

Transidentität/Transsexualität/Transgender

Von *Transidentität* oder *Transsexualität* oder *Transgender* spricht man, wenn Menschen sich nicht (nur) mit dem ihnen bei Geburt zugewiesenen Geschlecht identifizieren. *Intersexuelle Menschen* weisen aus medizinischer Sicht von Geburt an keine eindeutig *männlichen* oder *weiblichen* Geschlechtsmerkmale auf.

Ein sehr bekanntes Beispiel dafür, aber keineswegs ein Einzelfall, ist die Leichtathletin Caster Semenya aus Südafrika. Nach ihrem Sieg im 800m-Lauf bei den Leichtathletikweltmeisterschaften 2009 wurde aufgrund ihres körperlichen Erscheinungsbildes der Verdacht geäußert, sie könnte ein Mann sein. Sie musste sich einem Geschlechtstest unterziehen. Derartige Tests wurden seit den 1960er-Jahren flächendeckend für Sportlerinnen angewendet, um ihre Startberechtigung als Frau zu überprüfen. Anfangs mussten sich die Athletinnen in entwürdigender Weise für eine körperliche Untersuchung entblößen, nachfolgend wurden stattdessen Chromosomentests vorgenommen (Suday, 2017). Bei den Olympischen Spielen wurden derartige Tests von 1968 und bis 1998 verbindlich durchgeführt, danach noch in Einzelfällen. In den letzten Jahren wird eine Einteilung der Geschlechter in zwei Kategorien im Sport über die Herstellung spezifischer hormoneller Obergrenzen aufrechterhalten (Krämer, 2020), etwa in den Regularien des Weltleichtathletikverbandes (World Athletics, bis 2019 International Association of Athletics Federations, IAAF), der eine Testosteronobergrenze von aktuell 5nmol/L festgelegt hat. Diese Regelung hatte die IAAF im Jahr 2011 aufgestellt (IAAF, 2011). Auslöser war die Kontroverse um Caster Semenya. Ein bis heute andauernder Rechtsstreit folgte, da der natürliche Testosteron-Wert der Läuferin über diesem Grenzwert liegt und sie ihn medikamentös senken müsste, um weiterhin an Mittelstrecken-Wettbewerben teilnehmen zu können. Die zweimalige 800m-Olympiasiegerin Semenya lehnt derartige medizinische Eingriffe ab und hat im Kampf gegen diese Regel Klage beim Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) eingereicht. Sie erklärte dazu: „Ich hoffe, der Europäische Gerichtshof wird die langwährenden Menschenrechtsverletzungen gegen Athletinnen durch World Athletics beenden. Alles, was wir möchten, ist die Erlaubnis, frei zu laufen, jetzt und für immer, als die starken und furchtlosen Frauen, die wir sind und immer waren“ (Zeit Online, 2021).

Der Umgang mit Caster Semenya verdeutlicht, dass es im Sport dringend geboten ist, sich umfassender mit Intersexualität, fließenden Grenzen zwischen den Geschlechtern und der Unmöglichkeit eindeutiger Zuordnungen auseinanderzusetzen. Als ein Verweis darauf kann bereits der erstmals 2004 in die IOC-Charta aufgenommene Passus gelesen werden, mit dem ergänzend zu der bisherigen Aufzählung, dass „Jede Form der Diskriminierung gegenüber einem Land oder einer Person aufgrund von Rasse, Religion, Politik unvereinbar mit der Zugehörigkeit zur Olympischen Bewegung“ sei, erstmals explizit das Geschlecht benannt wird (IOC, 2004, S. 9). Das IOC hatte sich bereits 2003 damit befasst, unter welchen Umständen Trans*³Menschen an Wettkämpfen ihres gefühlten

Geschlechts teilnehmen können und erste globale Regeln dafür eingeführt. Im Jahr 2015 wurden diese Richtlinien im Austausch mit Expert*innen aus Medizin, Wissenschaft und Sport überarbeitet und als „Transgender Guidelines des IOC Consensus Meeting on Sex Reassignment and Hyperandrogenism“ (IOC, 2015) veröffentlicht, um damit den Zugang von Transgender Athlet*innen zum Wettkampfsport besser zu ermöglichen. Für internationale Sportverbände und andere Organisationen sollen diese Richtlinien Orientierung geben, um ihre eigenen Regelwerke darauf aufzubauen. Auch wenn es noch aussagefähiger wissenschaftlicher Studien bedarf, um diese Bestimmungen weiterzuentwickeln, steht außer Frage, dass nicht nur neue Regelungen, sondern auch klare Haltungen für einen menschenwürdigen und rechtssicheren Umgang mit Trans* und Inter*Menschen benötigt werden. Ebenso wie das Geschlecht und die geschlechtliche Identität gehört die sexuelle Orientierung zu den Dimensionen, mit denen die Vielfalt von Menschen erfasst wird. Die Erfahrungen aus diesbezüglichen Restriktionen zu den Winterspielen in Sotschi veranlassten das IOC dazu, auf seiner Session 2014 die Olympische Charta zu ergänzen. Zu den *Fundamentalen Prinzipien* wurde unter Punkt 6 festgeschrieben, dass es keine Diskriminierung auf Grund der „sexuellen Orientierung“ geben darf (IOC, 2015, S. 14). Diese Botschaft sendet das IOC nicht nur in potenzielle Ausrichterländer, sondern in alle Länder weltweit. Sowohl die Nationalen Olympischen Komitees als auch die Internationalen Sportverbände sollen dazu veranlasst werden, Geschlechtergerechtigkeit im Sport herzustellen und Sport für alle zu ermöglichen.

Wie ist Geschlechtergerechtigkeit im Sport in Deutschland umgesetzt?

Durchaus vergleichbar mit der Entwicklung der Olympischen Bewegung vollzog sich die Beteiligung von Frauen und Mädchen im organisierten Sport in Deutschland. Auch hier lautet heute das Ziel „Die Gleichstellung von Frauen und Männern tatsächlich durchzusetzen und mit gezielter Frauenförderung auf die Beseitigung bestehender Nachteile hinzuwirken“ – dazu hat sich der DOSB in der Präambel seiner Satzung bekannt. Der Weg bis zu diesem Grundverständnis erwies sich als langwierig, die ersten Streckenabschnitte bis weit in das 20. Jahrhundert mehr als mühevoll.

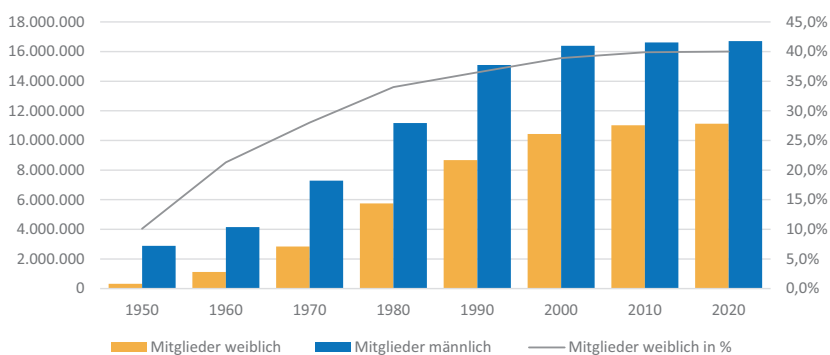
Das Thema *Sport für Mädchen und Frauen* lässt sich als Motiv durch die gesamte Geschichte des Deutschen Sportbundes bzw. Deutschen Olympischen Sportbundes verfolgen, allerdings mit sich deutlich verändernder Akzentuierung. Als Vorläufer des DOSB wurde 1950 der Deutsche Sportbund (DSB) gegründet, ein Zusammenschluss der nach dem 2. Weltkrieg

neu entstandenen Landessportbünde und Fachverbände. Unter seinem Dach gingen zunächst vor allem junge Männer ihrer Sportbegeisterung nach, dies dokumentiert die Zusammensetzung der anfangs 3,2 Mio. Mitglieder, unter denen der Anteil an Mädchen und Frauen lediglich 10 Prozent betrug. Dieser Wert entsprach ziemlich exakt dem Anteil von Athletinnen bei den Olympischen Spielen 1952.

In den Anfangsjahren des DSB wurde den Frauen ein Randgruppenstatus zugewiesen und von vielen Männern, aber auch von Frauen noch die Position bezogen, dass körperliche Konstitution, biologische Bestimmung des weiblichen Körpers und gesellschaftliche Rolle mit der Ausübung der meisten Sportarten nicht vereinbar seien. Einhergehend mit gesellschaftlichen Modernisierungsprozessen veränderte sich Ende der 1960er Jahre auch das Frauenbild im Sport erkennbar. Willi Daume, Präsident von DSB und NOK, verkündete 1962 das Motto „Eine Million mehr“ und war überzeugt, dass der Deutsche Sportbund die angepeilte Schwelle von 10 Millionen Mitgliedern zu den Spielen 1972 in München nur überspringen würde, wenn es gelänge, „die Frau für den Sport zu gewinnen“ (Daume, 1962, S. 8). Ähnlich argumentierte knapp zehn Jahre später DSB-Präsident Willi Weyer: „Immer noch ist die Hälfte unserer Vereine ohne Angebot für Frauen. Sie haben noch immer nicht begriffen, daß ein ausgewogenes Programm für beide Geschlechter eine existenzielle Frage der Turn- und Sportvereine ist“ (Deutscher Sportbund, 2001, S. 23). Er hielt eine Entwicklung für möglich, in der das Verhältnis von Frauen und Männern im Sport sowie in der Bevölkerungsstatistik 1:1 betragen würde und äußerte dafür konkrete Wünsche. Dazu gehörten „Chancengleichheit für alle Frauen im Sport“, keine reinen Männerclubs mehr, die er als Geschlechter-„Apartheid“ des Sports bezeichnete, sowie „nicht nur einige wenige Sportarten“, sondern Öffnen der Fülle des Sports für den breiten Kreis am Sport interessierter Frauen (Deutscher Sportbund, 2001, S. 23). Viele Vereine hielten bis dato ausschließlich Angebote für Männer vor, gerade in ländlichen Regionen dominierte der Einsparten-Fußballverein. Der Deutsche Fußballbund (DFB) hatte seinen Mitgliedsvereinen die Gründung von Frauenfußballabteilungen sowie die Nutzung der Spielplätze für das Frauenfußballspiel seit 1955 sogar verboten (Hoffmann & Nendza, 2007). Erst Ende Oktober 1970 legalisierte der DFB unter dem Druck sportbegeisterter Frauen den Frauenfußball (Faust, 2019). Inzwischen spielen in Deutschland unter dem Dach des Fußballverbandes weit mehr als eine Million Fußballerinnen (DFB, 2020). Mädchen und Frauen haben in dieser wie in nahezu allen anderen Sportarten Leistungsfähigkeit und Freude an Spiel und Bewegung unter Beweis gestellt.

Auch in der Sportorganisation der DDR, dem 1957 gegründeten Deutschen Turn- und Sportbund (DTSB), war seit dem Ende der 1950er Jahre ein kontinuierlicher Zuwachs bei den weiblichen Mitgliedern zu verzeichnen. Dennoch blieben sie bis zum Ende der DDR in der Minderzahl, im Jahr 1988 wurden für den DTSB 3,7 Mio. Mitglieder ausgewiesen, davon waren knapp 1,1 Mio. weiblich. Dies entsprach einem Anteil von 28,9 Prozent (Tzschoppe, 2017). Mittlerweile beträgt der Anteil weiblicher Mitglieder an der Gesamtmitgliedschaft des DOSB 40 Prozent (DOSB, 2020).

Abbildung 5: Mitglieder im DSB/DOSB nach Geschlecht



(eigene Darstellung nach Bestandserhebungen DSB/ DOSB)

Neben dem allgemeinen Zugang zum Sport für alle interessierten Mädchen und Frauen, gibt es ein weiteres durchgängiges Leitmotiv: die *Beteiligung von Frauen an Führungspositionen* im Sport. Der Blick in die Entscheidungsgremien deutscher Sportpolitik zeigt ebenfalls eine hohe Übereinstimmung mit den Gepflogenheiten des IOC: Da die deutsche olympische Geschichte von Beginn an von Diskontinuitäten geprägt war, ist die Zahl der bisherigen NOK-Präsidenten ungleich höher. Insgesamt sind es 23, darunter fünf für Ostdeutschland bzw. die DDR und einer für das NOK des Saarlandes, die Zahl der Präsidentinnen beträgt dennoch *Null*. Selbst die DDR war trotz deklarerter Gleichberechtigung weit davon entfernt, irgendeines ihrer Sport-Führungsgremien der Leitung durch eine Frau anzuvertrauen (Tzschoppe, 2015). Als der DSB 1950 gegründet wurde, setzte sich das Präsidium ausschließlich aus Männern zusammen. In den Folgejahrzehnten hat das Thema Förderung von Frauen für Führungspositionen auch in breiteren gesellschaftlichen Diskursen an

Akzeptanz gewonnen. In diesem Verständnis hat der DOSB mit der Verabschiedung einer neuen Satzung 2014 auch eine Geschlechterquote für alle Gremien des DOSB von jeweils mindestens 30 Prozent verankert. Der Anspruch einer entsprechenden Beteiligung von Frauen in Führungspositionen wird im aktuellen Präsidium des DOSB überzeugend verwirklicht. Es besteht zwischen den direkt gewählten Präsidiumsmitgliedern Parität. Bezogen auf das Gesamtpräsidium beträgt der Frauenanteil 44 Prozent. Allerdings zeigt sich analog zur internationalen Olympischen Bewegung auch in den nationalen Sportverbänden eine unzureichende Beteiligung von Frauen in Führungspositionen. Der durchschnittliche Frauenanteil in den Präsidien der Spitzenverbände lag im Jahr 2020 bei lediglich 18 Prozent (vgl. DOSB, 2020). Die in den letzten Jahren erreichten moderaten Zuwächse reichen noch nicht aus, um Frauen adäquat zu ihrem Anteil an der Gesamtmitgliedschaft zu beteiligen, wenn es darum geht, die Geschicke des Sports zu leiten und weitreichende sportpolitische Entscheidungen zu treffen.

Der DOSB befasst sich zudem seit 2017 gezielt mit der Thematik Transidentität und Intersexualität. Im Umgang mit sexueller und geschlechtlicher Vielfalt im Sport tauscht er sich mit Organisationen wie der Deutschen Gesellschaft für Transidentität und Intersexualität (dgti) oder dem Bundesverband Intersexuelle Menschen aus, um die Belange von Trans*- und Inter*-Personen im Sport besser zu berücksichtigen. Spätestens seit der Anpassung des Personenstandsgesetzes im Dezember 2018 sind Sportorganisationen in Deutschland auch aus rechtlichen Gründen aufgefordert, ihre binären Geschlechterklassifizierungen zu hinterfragen und zu öffnen. Seitdem besteht für Menschen, die weder dem weiblichen noch dem männlichen Geschlecht eindeutig zuzuordnen sind, die Möglichkeit, im Geburtenregister die Bezeichnung *divers* einzutragen. Aber auch aus ethischen Gründen bedarf es neuer Regelungen und Haltungen für einen menschenwürdigen und rechtssicheren Umgang mit Trans*- und Inter*-Menschen. Bereits 2007 hat der DOSB die *Charta der Vielfalt* unterzeichnet und auch 2013 als Mitinitiator und Unterzeichner der „Berliner Erklärung gegen Homophobie im Sport“ ein deutliches Signal ausgesendet. Seit 2018 wirkt er an der jährlichen BundesNetzwerktagung der queeren Sportvereine (BuNT) mit, einem Forum zur Förderung geschlechtlicher und sexueller Vielfalt im Sport. All diese Aktivitäten zielen darauf, unabhängig von der sexuellen Orientierung oder Geschlechtsidentität, eine diskriminierungsfreie Teilhabe auf allen Ebenen des Sports zu ermöglichen.

Geschlechtergerechtigkeit als globales Ziel

Mit den 2016 beschlossenen *Strategischen Eckpunkten zum Themenfeld Gleichstellung im DOSB* wurden vier wichtige Handlungsfelder abgesteckt. Das Thema Gleichstellung in Führungspositionen bleibt weiterhin bedeutsam, verstärktes Augenmerk wird auf die Förderung von Trainee-rinnen und Kampfrichterinnen gelegt.

Im Zusammenhang damit ist die *Geschlechtergerechte Darstellung in den (Sport-)Medien* ein weiteres Handlungsfeld. Noch immer werden Sportlerinnen in den Medien marginalisiert. Im Ergebnis einer internationalen Studie zeigte sich in den 22 beteiligten Ländern, dass in der Sportberichterstattung der Printmedien zu 88 Prozent über männliche Athleten berichtet wurde. Dies entspricht nicht annähernd ihrer mittlerweile erreichten tatsächlichen Partizipation am Sport. Unter den Sportjournalist*innen waren lediglich 8 Prozent weiblich (Horky & Nieland, 2013). Neben dieser deutlichen quantitativen Unterrepräsentanz bestehen nach wie vor qualitative Unterschiede in der Darstellung. Bevorzugt wird über Athletinnen berichtet, die tradierten ästhetischen Weiblichkeitsidealen entsprechen und gesellschaftlich überholte Geschlechterstereotype bedienen. In der Bildberichterstattung werden Sportlerinnen seltener in direkter sportlicher Aktion gezeigt, eher am Rand des Wettkampfgeschehens oder auch im außersportlichen Kontext. Zudem ist verstärkt in der Sportberichterstattung die visuelle Repräsentationsstrategie der Sexualisierung zu beobachten (Schaaf & Nieland, 2011). Sportlerinnen sind darüber hinaus sexuellen Anspielungen in den Kommentaren ausgesetzt oder auch von sexistischen Medieninhalten etwa in Werbebotschaften betroffen.

In unmittelbarem Bezug dazu steht als viertes Handlungsfeld der *Kampf gegen sexualisierte Gewalt*. Dieses Thema hat sowohl in der gesellschaftlichen Wahrnehmung als auch in den Sportorganisationen in den letzten Jahren deutlich an Aufmerksamkeit gewonnen. Das Auftreten von sexualisierter Gewalt wird ebenso thematisiert wie die Frage nach erfolgreichen Präventions- und Interventionsstrategien. Sexualisierte Gewalt im Sport hat unterschiedliche Erscheinungsformen: sexualisierte Belästigungen durch Worte, Gesten, Bilder und Berührungen bis zu körperlichen Übergriffen oder Vergewaltigungen. Als besondere Risikokonstellationen für sexualisierte Gewalt im Sport können die Körperorientierung sportbezogenen Handelns, Kleidungs Vorschriften und deren Kontrolle, aber auch spezifische Situationen und Gelegenheiten wirken (Rulofs et. al., 2019). Dazu zählen Umkleide- und Duschsituationen ebenso wie Trainingslager und Wettkampffahrten. Auch die sozialen Strukturen des Sports selbst können begünstigend wirken. Das betrifft sowohl das enge Verhältnis

der Sportler*innen zu ihren Trainer*innen, aber auch die bestehenden Hierarchien und Abhängigkeiten, insbesondere für eine leistungssportliche Karriere. Hinzu kommen ungleiche Geschlechterverhältnisse mit überwiegend männlichen Trainern und Funktionären, die anscheinend dazu beitragen, dass Mädchen und Frauen ein höheres Risiko haben, von sexualisierter Gewalt im Sport betroffen zu sein. Es ist folglich eine unbedingte Aufgabe der Sportorganisationen, Strukturen und Kulturen so zu verändern, dass sie dem Schutz vor sexualisierter Belästigung und Gewalt dienen.

Diese gleichstellungspolitischen Handlungsfelder des DOSB stimmen inhaltlich mit den vom IOC benannten Schwerpunkten überein.

Auch das IOC hat Geschlechtergleichheit in seiner Agenda 2020, dem Fahrplan für die künftige Entwicklung der Olympischen Bewegung (IOC, 2014), zu einem strategischen Ziel erklärt und setzt dieses konsequent um. Mit dem 2018 gestarteten *Gender Equality Review Project* zielt es darauf ab, Geschlechtergerechtigkeit über die Olympischen Spiele hinaus in der gesamten Olympischen Bewegung herzustellen. Dazu wurden handlungsorientierte Empfehlungen zur unmittelbaren Beteiligung an sportlichen Aktivitäten für Athletinnen, Trainerinnen und Offizielle erarbeitet. Darüber hinaus werden der Zugang zu Führungspositionen, eine vorurteilsfreie mediale Darstellung, die Verteilung wirtschaftlicher Ressourcen sowie der Schutz vor geschlechtsspezifischer Gewalt thematisiert (IOC, 2018). Diese Themen stellen weltweit Herausforderungen dar. Um den globalen Einfluss der Olympischen Bewegung zu nutzen und als Vorbild in die Gesellschaft auszustrahlen, hat das IOC im Jahr 2020 in der *Sports for Generation Equality Initiative* (UN Women, 2020) von UN Women eine führende Rolle übernommen. Diese Initiative ist aus der von UN Women vorangetriebenen Global Generation Equality Bewegung entstanden, sie vereint eine Multi-Stakeholder*innen Initiative mit dem Ziel, die tatsächliche Gleichstellung der Geschlechter in allen Bereichen der Gesellschaft zu erreichen. Respekt und gegenseitige Achtung als wesentliche Elemente der Olympischen Idee zu verwirklichen, heißt heute auch, die Kraft des Sports zu nutzen, um die Gleichstellung der Geschlechter im und durch den Sport zu verwirklichen.

Literatur:

- Bernett, H. (1988). Die ersten olympischen Wettbewerbe im internationalen Frauensport. *Sozial- und Zeitgeschichte des Sports*, 2, 66–86.
- BMFSFJ (Hrsg.) (2013). *Übereinkommen der Vereinten Nationen zur Beseitigung jeder Form von Diskriminierung der Frau (CEDAW)*. Osnabrück: Kiwi. Abgerufen am 28.03.2021 unter <https://www.bmfsfj.de/resource/blob/93726/db851872246d0e43f3f80f7bf9823f6c/fakultativprotokoll-uebereinkommen-data.pdf>
- Chatziefstathiou, D. & Henry, I. (2012). *Discourses of Olympism: From the Sorbonne 1894 to London 2012*. Basingstoke.
- Coubertin, P. de (1912). Les femmes aux Jeux olympiques. *Revue olympique*, July 1912, 109–111.
- Coubertin, P. de (1928). Educational Use of Athletic Activity. In N. Müller (Hrsg.) (2000), *Pierre de Coubertin: Olympism – Selected Writings* (S. 184–194). Lausanne.
- Coubertin, P. de (1931). Olympic memoirs. In N. Müller (Hrsg.) (2000), *Pierre de Coubertin: Olympism – Selected Writings* (S. 580–583). Lausanne.
- Coubertin, P. de (1935a), The Philosophic Foundation of Modern Olympism. In N. Müller (Hrsg.) (2000), *Pierre de Coubertin: Olympism – Selected Writings* (S. 580–583). Lausanne.
- Coubertin, P. de (1935b). Pax Olympica. Rundfunkansprache. In C. Diem (Hrsg.) (1942), *Olympische Flamme. Erster Band* (S. 400). Berlin.
- Coubertin, P. de. (1988). *Die gegenseitige Achtung*. St. Augustin.
- Daniels, S. & Tedder, A. (2000). ‘A Proper Spectacle’: Women Olympians 1900–1936, Bedford.
- Daume, W. (1962). Der Verein als Träger der deutschen Turn- und Sportbewegung. In Deutscher Sportbund (Hrsg.) (1963) *Grundsatzreferate des DSB-Bundestages 1962*. Frankfurt/M.
- Deutscher Fußballbund (DFB) (2020). *Mitglieder-Statistik*. Abgerufen am 12.03.2021 unter https://www.dfb.de/fileadmin/_dfbdam/223584-Mitglieders-tatistik.pdf
- Deutscher Olympischer Sportbund (DOSB) (2020). *Gleichstellungsbericht*. Abgerufen am 15.04.2021 unter <https://gleichstellung.dosb.de/service/beric-hte-publikationen>
- Deutscher Sportbund (2001). *Mitmachen. Mitdenken. Mitlenken! 50 Jahre Frauen im Deutschen Sportbund*. Frankfurt/M.
- Diem, C. (1938). „Olympia nur noch für Männer?“ In C. Diem (Hrsg.) *Olympische Flamme. Das Buch vom Sport* (S. 399–401). Berlin.
- Diem, L. (1967). Neue Leitbilder im Olympischen Frauensport. *Die Leibbeserziehung*, 16(9), 303 – 307.
- Faust, F. (2019). *Fußball und Feminismus: Eine Ethnografie geschlechterpolitischer Interventionen*. Leverkusen.

- Hoffmann, E. & Nendza, J. (2007). *DFB verbietet seinen Vereinen Damenfußball. Bundeszentrale für politische Bildung*. Abgerufen am 15.04.2021 unter [http://www.bpb.de/gesellschaft/sport/ graue-spielzeit/65063/das-dfb-verbot](http://www.bpb.de/gesellschaft/sport/graue-spielzeit/65063/das-dfb-verbot)
- International Association of Athletics Federations (IAAF) (2011). *IAAF to Introduce Eligibility Rules for Females With Hyperandrogenism*. Abgerufen am 15.04.2021 unter <https://www.iaaf.org/news/iaaf-news/iaaf-to-introduce-eligibility-rules-for-femal-1>
- Horky, T. & Nieland, J.-U. (Hrsg.) (2013). *International Sports Press Survey 2011. Quantity and Quality of Sports Reporting*. Norderstedt.
- IOC (1912). *Protokoll der Session des IOC*, 1911. Lausanne.
- IOC (1924). *Statuts du Comité International Olympique*. Lausanne.
- IOC (1996). *Olympic Charter. In force as from 18 July 1996*. Lausanne.
- IOC (2004). *Olympic Charter. In force as from 1 September 2004*. Lausanne.
- IOC (2014). *Olympic Agenda 2020*. Abgerufen am 15.04.2021 unter https://stillmed.olympic.org/Documents/Olympic_Agenda_2020/Olympic_Agenda_2020-20-20_Recommendations-ENG.pdf
- IOC (2015a). *Olympic Charter. In force as from 2 August 2015*. Lausanne.
- IOC (2015b). *IOC Consensus Meeting on Sex Reassignment and Hyperandrogenism*. Abgerufen am 15.04.2021 unter https://stillmed.olympic.org/Documents/Commissions_PDFfiles/Medical_commission/2015-11_ioc_consensus_meeting_on_sex_reassignment_and_hyperandrogenism-en.pdf
- IOC (2018). *IOC gender equality review project. Lausanne*. Abgerufen am 15.04.2021 unter <https://stillmed.olympic.org/media/Document%20Library/OlympicOrg/News/2018/03/IOC-Gender-Equality-Report-March-2018.pdf>
- IOC (2019). *2019-OS-Annual-Report*. Abgerufen am 15.04.2021 unter https://stillmed.olympic.org/media/Document%20Library/OlympicOrg/IOC/Who-We-Are/Commissions/Olympic-Solidarity/2019-OS-Annual-Report.pdf#_ga=2.137452660.555781102.1614682380-426924499.1605623039
- IOC (2020a). *IOC takes leadership role in UN Women Sports for generation equality initiative*. Aufgerufen am 15.04.2021 unter <https://www.olympic.org/news/ioc-takes-leadership-role-in-un-women-sports-for-generation-equality-initiative>
- IOC (2020b). *Olympic Charter in force as from 17 July 2020*. Lausanne.
- International Paralympic Committee (IPC) (2019). *Strategic Plan 2019 to 2022*. Bonn.
- Krämer, D. (2020). *Intersexualität im Sport. Mediale und medizinische Körperpolitiken*. Bielefeld.
- Lennartz, K. (1994). Two Women ran the Marathon in 1896. *Citius, Altius, Fortius. The ISOH Journal* 2(1), 19–20.
- Mevert, F. (2002). *50 Jahre Deutscher Sportbund. Geschichte, Entwicklung, Persönlichkeiten*. (2., erw. u. überarb. Auflage). Niedernhausen.
- Mitchell, S. (1977). Women's Participation in the Olympic Games 1900–1926. *Journal of Sport History*, 4(2), 208–228. Retrieved March 24, 2021. Abgerufen am 15.04.2021 unter <http://www.jstor.org/stable/43609254>

- Rulofs B. et al. (2019). Sexualisierte Gewalt im Sport. In M. Wazlawik, H.J. Voß, A. Retkowski, A. Henningsen, & A. Dekker (Hrsg.), *Sexuelle Gewalt in pädagogischen Kontexten* (S. 71–87). Wiesbaden.
- Schaaf, D., & Nieland, J-U. (2011). Medienpräsenz von Sportlerinnen: Emanzipation oder Sexualisierung? *Aus Politik und Zeitgeschichte*, (16–19), 15–20.
- Sudai M. (2017). The testosterone rule-constructing fairness in professional sport. *Journal of law and the biosciences*, 4(1), 181–193.
- Tzschoppe, P. (2015). Sport und Geschlecht – Sportwissenschaftliche Perspektiven der Geschlechterforschung. In I. Nagelschmidt, & B. Borrego (Hrsg.), *Genderkompetenzen* (S. 119–134). Frankfurt/Main.
- Tzschoppe, P. (2017). Sport für alle – Sport und Sportpolitik von und für Frauen und Mädchen in Deutschland. In D. Jütting, & M. Krüger (Hrsg.) *Sport für alle* (S. 248–265). Münster.
- Tzschoppe, P. (2020). Soziale Aspekte des Sports. In C. Hartmann, H.-J. Minow, & G. Senf (Hrsg.; überarb. u. erw. Auflage), *Sport verstehen – Sport erleben* (S. 15–66). Berlin.
- UN Women (2020). *Sports for generation equality framework*. Abgerufen am 15.04.2021 unter <https://www.unwomen.org/-/media/headquarters/attachments/sections/news%20and%20events/stories/2020/sport-generationequality.pdf?la=en&vs=1815>
- Zeit Online. (2021). *Caster Semenya zieht vor Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte*. Abgerufen am 15.04.2021 unter: <https://www.zeit.de/sport/2021-02/caster-semenya-testosteron-regel-leichtathletik-weltverband-menschenrechte>

Fair Play – ethische Grundlagen und pädagogische Potenziale

Marcel Reinold, Justus Kalthoff

Abstract

Fair Play stellt einen zentralen Wert des Olympismus, der Olympischen Erziehung und des Sports insgesamt dar. Bei einem sportlichen Wettbewerb werden ganz bestimmte Fähigkeiten verglichen und dies ist nur dann möglich, wenn alle Wettbewerbsteilnehmer*innen die gleichen Herausforderungen zu bewältigen und die gleichen Chancen auf den Sieg haben. Fair Play definiert als Chancengleichheit kann daher als die *Conditio sine qua non* für sportliche Leistungsvergleiche angesehen werden.

Im Hinblick auf Fair-Play-Erziehung sind die Olympischen Spiele und der Sport insgesamt ein Feld mit außergewöhnlichem Potential. Durch seine agonale Grundstruktur und seinem Spiel- bzw. Sonderweltcharakter kann er als ein *moralisches Labor* begriffen werden, in dem sich – verhältnismäßig konsequenzlos – experimentieren lässt. Indem moralische Konfliktlagen vom Lehrpersonal situativ aufgegriffen bzw. pädagogisch-didaktisch inszeniert werden, entstehen Lerngelegenheiten, in denen (un-)moralisches Handeln hautnah erprobt, erfahren und reflektiert werden kann.

Einleitung: Olympismus, Olympische Erziehung und Fair Play

Der Olympismus stellt ein Ensemble unterschiedlicher Werte und Ziele dar. Aufbauend auf den Schriften von Pierre de Coubertin, dem Initiator der Olympischen Spiele der Neuzeit, arbeitet der Sportphilosoph Hans Lenk (1972) insgesamt elf Olympische Werte und Ziele heraus: Erstens ließen sich die Spiele als eine kultisch-religiöse Feier charakterisieren, die Coubertin als „*religio athletae*“ bezeichnete. Zweitens sollten die Spiele keine rein körperliche Angelegenheit darstellen, sondern künstlerisch und geistig mitgestaltet werden. Drittens solle der Olympische Sport von der Idee der Elite und Chancengleichheit geprägt sein. Viertens gehe es dabei einerseits um Höchstleistung und Wettkampf. Andererseits solle der Wettkampf, fünftens, vom Geist des Fair Play bzw. – wie Coubertin

sich ausdrückte – von „Ritterlichkeit“ durchdrungen sein. Sechstens fänden die Spiele in einem vierjährigen Rhythmus unter der Idee des „Burgfriedens“ statt. Siebtens handele es sich um internationale Spiele mit dem Ziel der Völkerverständigung. Achstens sollten alle Sportarten zusammen eine Gemeinschaft bilden. Neuntens würde dem Amateurgedanken ein zentraler Stellenwert beigemessen. Zehntens solle die Olympische Bewegung unabhängig sein. Und elftens diene die Antike als Vorbild des modernen Olympischen Sports.

Die Olympische Idee war somit von vornherein auch eine Erziehungs-idee. Der Sportpädagoge Ommo Grupe (2013, S. 13 ff.) unterscheidet dabei fünf Grundprinzipien der Olympischen Erziehung. Erstens das Prinzip der Leib-Seele-Einheit bzw. der ganzheitlichen Erziehung des Menschen; zweitens das Ziel der Selbstgestaltung bzw. Selbstvollendung; drittens das Ideal des Amateurismus; viertens die Bindung des Sports an ethische Regeln und Grundsätze, wobei vor allem an Fair Play zu denken ist; und fünftens die Friedensidee des Olympischen Sports. Der Olympiahistoriker Norbert Müller (1998, S. 393) hat diesen Grundprinzipien mit der „Förderung emanzipatorischer Entwicklungen im und durch Sport“ ein sechstes Prinzip hinzugefügt.

In diesem Beitrag soll nicht dieses gesamte Ensemble an Werten, Zielen und Grundprinzipien des Olympismus bzw. der Olympischen Erziehung diskutiert werden. Vielmehr liegt der Fokus auf Fair Play. Dafür sprechen in erster Linie drei Gründe: Erstens haben einige der genannten Werte, Ziele und Grundprinzipien im Laufe der Zeit an Relevanz verloren oder wurden sogar gänzlich aufgegeben. So wurde etwa im Zuge der überwältigenden Prozesse der Professionalisierung und Kommerzialisierung des Sports ab den 1960er Jahren der Amateurismus zunehmend aufgeweicht und schließlich mit der Liberalisierung der Zulassungsregel auf dem Olympischen Kongress 1981 in Baden-Baden weitgehend abgeschafft (Llewellyn & Gleaves, 2016, S. 142 ff.). Hinzu kommt, zweitens, dass manche von Coubertins Zentralbegriffen wie Ritterlichkeit oder *religio athletae* als moralische Werte antiquiert erscheinen. Drittens sind bestimmte Werte für den Olympischen Sport zentraler als andere. So räumt Lenk (1972, S. 277 f.) dem Konkurrenz-, Wettkampf- und Leistungsprinzip sowie der Idee der Chancengleichheit und des Fair Play eine konstitutive Funktion ein, während etwa dem vierjährigen Rhythmus der Spiele eher eine regulative Funktion zukomme, weil dieser durchaus auch anders sein könne, ohne dass sich der Olympische Sport im Kern verän-

dere.¹ Die Bedeutung von Fair Play zeigt sich auch darin, dass es als eines von fünf Olympischen Erziehungsthemen im Olympic Values Education Programme des IOC (2017, S. 31) berücksichtigt wird. Heutzutage wird Fair Play sogar von vielen Expert*innen als der zentrale Wert des Sports angesehen (Lenk, 2004, S. 119). Nicht zuletzt sind seine Ursprünge genuin im Sport zu verorten (Guttmann, 1987). In modernen Leistungsgesellschaften wird Fair Play jedoch weit über den Sport hinaus überall dort in Anspruch genommen, wo Menschen zueinander in Konkurrenz stehen und Agonalität geregelt werden muss (Sandel, 2020, S. 53 ff.). Aus dem Kanon der Olympischen Grundprinzipien, Ziele und Werte rückt dieser Beitrag daher Fair Play in den Mittelpunkt.

Zuerst erfolgt dabei die Klärung grundlegender, theoretisch-methodischer Fragen zur Sportethik als derjenigen sportwissenschaftlichen Teildisziplin, in deren Kompetenzbereich die Hinterfragung und Begründung moralischer Werte im Sport fällt. Unter Rekurs auf aktuelle Theoriedebatten in der internationalen Sportethik schlagen wir anschließend eine internalistische Konzeptionalisierung des Fair-Play-Begriffs vor. Abschließend wird der pädagogische Anspruch des Olympismus aufgegriffen und das grundsätzliche Potenzial des Sports für die Fair-Play-Erziehung ausgelotet.

Gegenstand und Methoden der Sportethik

Zunächst geht es um die Klärung der Fragen, mit was sich die Sportethik beschäftigt (Gegenstand) und wie sie zu ihren Erkenntnissen kommt (Methode).

Bei vielen zentralen Fragen im Sport geht es weniger um Ist-Zustände als vielmehr um Soll-Zustände. Letztere bezeichnet man als Normen. Zu Fragen wäre etwa: Wie soll gehandelt werden, wenn ein Regelverstoß vorliegt? Die systematische Klärung und Begründung dieser normativen (Wert-)Fragen fällt in den Bereich der Sportethik als Teildisziplin der Sportphilosophie. Inhaltlich betreffen diese Fragen zwar den Sport, die grundlegenden Theorien und Methoden kommen jedoch meist aus der Mutterwissenschaft – der allgemeinen Ethik, die wiederum eine Teildiszi-

1 Die Unterscheidung zwischen regulativ und konstitutiv geht auf den Sprachphilosophen John Searle zurück und wurde in der Sportphilosophie zur Differenzierung von Regeln verschiedentlich aufgegriffen (Gleaves, 2014).

plin der Philosophie darstellt (Meinberg, 1998, S. 499). Insofern macht es Sinn, zunächst einen Blick auf die Mutterwissenschaft zu werfen.

Die Philosophin Annemarie Pieper (2017, S. 10) definiert den Gegenstandsbereich der Ethik folgendermaßen:

„Die Ethik hat es mit menschlichen Handlungen zu tun. [...] Sie fragt nach diesem qualitativen Moment, das eine Handlung zu einer moralisch guten Handlung macht [...]. Die Ethik beschäftigt sich auf methodische Weise mit ihrem Gegenstand – mit moralischen Handlungen –, da sie zu argumentativ begründeten Ergebnissen gelangen will [...]. [Der Ethik geht es demnach um Aussagen], die nicht bloß subjektiv gültig, sondern als intersubjektiv verbindlich ausweisbar sind.“

In der Ethik geht es also um menschliche Handlungen. Das finale Erkenntnisinteresse liegt dabei aber – anders als beispielsweise in der Psychologie – weder in der Beschreibung noch in der Erklärung. Vielmehr geht es der Ethik um die moralische Qualität von Handlungen.

Ethik

Im Unterschied zu einer empirischen Wissenschaft wie der Psychologie fragt die Ethik letztlich nicht nach Ist-Zuständen und deren Erklärung, d.h. nicht danach, wie Menschen tatsächlich handeln und warum sie so handeln wie sie handeln, sondern nach Soll-Zuständen, d.h. da-nach, wie Menschen handeln sollen.

Zu ihren Ergebnissen gelangt die Ethik dabei auf methodische Weise: Es handelt sich nicht um subjektive Meinungen, die sozusagen ‚je nach Interessenlage und Gusto‘ auch ganz anders hätten ausfallen können, sondern vielmehr um *argumentativ begründete* Aussagen, die *intersubjektiv nachvollziehbar* sind. Definiert man nun den Gegenstand der Sportethik in Anlehnung an die Definition der allgemeinen Ethik von Pieper, so geht es hierbei um die argumentativ begründete und intersubjektiv nachvollziehbare Bewertung der moralischen Qualität von Handlungen im Feld des Sports. Ganz ähnlich definieren auch die Philosophen Jürgen Court und Volker Gerhardt (1992, S. 428) die Sportethik als die „Analyse und Bewertung moralischer Einstellungen und Vollzüge im Feld des Sports“.

Um die Nachvollziehbarkeit einzelner Denkschritte zu erhöhen, können komplexe ethische Argumentationen in sogenannte Syllogismen umformuliert werden. Ein Syllogismus ist ein seit Aristoteles (384–322 v. Chr.) bekannter, logischer Schluss, der aus mehreren Prämissen (Voraus-

setzungen) und einer Konklusion (Schlussfolgerung) besteht (Tetens, 2006, S. 22 ff.). Im Folgenden ein einfaches Beispiel. Nehmen wir an, eine Sportpolitikerin² macht sich für den Anti-Doping-Kampf stark und argumentiert in einer Rede folgendermaßen:

Meine Damen und Herren, ich bin gegen Doping, weil Doping im Sport unfair ist. Des Weiteren bin ich der Meinung, dass wir alles verbieten sollen, was unfair ist. Das ist der Grund, warum es ein Dopingverbot gibt und dies auch so bleiben soll.

Folgende sind die tragenden Prämissen der Argumentation der Sportpolitikerin: Erstens wird festgestellt, dass Doping im Sport unfair sei, und zweitens, dass alles, was unfair sei, verboten sein solle. Daraus wird geschlossen, dass auch Doping verboten sein solle. In Form eines Syllogismus dargestellt ergäbe sich folgende Argumentation:

Erste Prämisse:	Doping im Sport ist unfair.
Zweite Prämisse:	Alles, was unfair ist, soll verboten sein.
Konklusion:	Doping soll verboten sein.

Logisch betrachtet handelt sich um einen gültigen Schluss, der notwendigerweise wahr ist, wenn die beiden Prämissen auch wahr sind. Dabei handelt es sich bei der ersten Prämisse um eine *deskriptive* und bei der zweiten um eine *präskriptive* Prämisse. Eine deskriptive Prämisse ist eine Ist-Aussage („ist unfair“), die etwas *beschreibt* (i.e. „deskriptiv“), eine präskriptive Prämisse hingegen eine Soll-Aussage („soll verboten werden“), die etwas *vorschreibt* (i.e. „präskriptiv“). Die Konklusion wiederum ist präskriptiv („soll verboten sein“). Argumentationstheoretisch gesehen wird bei einer ethischen Argumentation stets eine deskriptive Prämisse mit

2 Über die Verwendung des Gendersternchens hinaus wird in beispielhaften Ausführungen bei Personenbezeichnungen aus Gründen der Lesbarkeit an manchen Stellen die weibliche, an anderen Stellen die männliche Form verwendet. Wenn daher beispielsweise von der „Sportpolitikerin“ oder der „Athletin“ etc. gesprochen wird, ist somit auch stets der „Sportpolitiker“ oder der „Athlet“ etc. gemeint. Die gewählte Geschlechtsbezeichnung ist also zufällig bzw. stellvertretend und nicht explizit bzw. inhaltlich begründet. Zwar machen empirische Untersuchungen deutlich, dass der Faktor Geschlecht beim subjektiven Verständnis von Fair Play durchaus eine Rolle spielt (Gaum, 2017, S. 352 & 356; Pilz, 1995, S. 177, 195; Kähler, 1985, S. 145). Im Rahmen dieses Überblicksartikels können solche geschlechtsspezifischen Unterschiede jedoch nicht weiter behandelt werden.

einer präskriptiven verbunden und so ein ethisches Urteil gefällt (die präskriptive Konklusion) (Dietrich, 2009, S. 214 f.): Weil Doping im Sport unfair ist (deskriptive Prämisse) und weil alles, was unfair ist, verboten sein soll (präskriptive Prämisse), soll Doping verboten sein (präskriptive Konklusion).

Auf die Unterscheidung von deskriptiv und präskriptiv wird im Abschnitt „Fair Play aus sportethischer Perspektive“ zurückzukommen sein. Zunächst soll aber die Frage geklärt werden, wie ethische Argumentationen geprüft und potenziell entkräftet werden können. Dazu muss erstens die Gültigkeit des logischen Schlusses überprüft werden. Logisch *ungültig* wäre die Argumentation beispielsweise dann, wenn die zweite Prämisse lauten würde: „*Vieles*, was unfair ist im Sport, soll verboten werden.“ Die Relativierung „*vieles*“ bedeutet eben, dass *nicht alles*, was unfair ist, verboten werden soll. Zu den nicht zu verbietenden unfairen Handlungen könnte dann potenziell auch Doping gehören, weshalb das pauschale Urteil, dass Doping verboten werden soll, nicht mehr logisch aus dieser veränderten Prämissenlage folgt. In der ursprünglich skizzierten Form („alles, was unfair ist im Sport, soll verboten sein“) ist die Argumentation jedoch logisch gültig. Eine zweite Möglichkeit, die Argumentation zu entkräften, besteht darin, die Prämissen anzugreifen. Bezüglich der ersten Prämisse ist dann etwa zu hinterfragen, ob Doping im Sport denn wirklich (immer) unfair ist. Ist Doping beispielsweise auch dann unfair, wenn sich *alle* Sportler innerhalb eines Wettbewerbs dopen? Von einseitiger Vorteilsnahme kann dann jedenfalls nicht mehr die Rede sein.

Fair Play aus sportethischer Perspektive: Definitionen

In seiner Monographie zum Thema Fairness trägt der US-amerikanische Politikwissenschaftler und Philosoph Craig Carr (2000, S. 2) sechs verschiedene Fairnessdefinitionen aus der Literatur zusammen. Nach dem Verständnis von manchen Autor*innen zeichne sich faires Handeln erstens dadurch aus, dass andere nicht benachteiligt würden. Zweitens werde Fairness teilweise als Unparteilichkeit, Objektivität und Neutralität definiert. Drittens verwendeten manche den Fairnessbegriff gleichbedeutend mit dem Begriff der Chancengleichheit. Eine vierte Definition besage, dass Fairness in der Gleichbehandlung von Gleichem bestehe. Fünftens werde Fairness teilweise in der Befolgung der formal festgehaltenen Regeln gesehen. Und sechstens sei Fairness dann gegeben, wenn andere mit Achtung und Respekt behandelt würden. Carrs Differenzierungen sind nicht erschöpfend. Hinzuzufügen sind zumindest die Defini-

tion von Fairness als die Einhaltung eines (explizit oder implizit geschlossenen) Vertrags (Butcher & Schneider, 2001, S. 22; Reinold & Kalthoff, 2019, S. 11 ff.) und die Definition von Fairness als Fairness gegenüber sich selbst. Fairness verstanden als Fairness gegenüber sich selbst zielt wesentlich auf einen fairen Umgang mit dem eigenen Körper, der darauf angelegt ist, dass Athlet*innen nicht nur zum *gegenwärtigen* Zeitpunkt, sondern auch *zukünftig* einen gesunden Körper haben werden (Siep, 1995, S. 98 ff.; Caysa, 2004, S. 149 ff.).

Fairness und Fair Play

Die Begriffe „Fairness“ und „Fair Play“ werden in der Literatur oftmals synonym verwendet. Der Unterschied besteht in erster Linie darin, dass der Begriff des „Fair Play“ den Spielbegriff beinhaltet und damit implizit auf Fairness in spielerischen und sportlichen Zusammenhängen verweist, während der Begriff der „Fairness“ auch stärker in Zusammenhängen außerhalb von Spiel und Sport gebraucht wird.

Im Rahmen dieses Artikels kann nicht mit allen genannten Definitionen weitergearbeitet werden. Im Folgenden wird daher zunächst ein bestimmter Fairnessbegriff, nämlich Fairness definiert als die Befolgung der formal festgehaltenen Regeln, herausgegriffen und auf eine spezifische Thematik, die Dopingthematik, angewandt. Faires Handeln im Sport sei also definiert als Handeln in Übereinstimmung mit den formal festgehaltenen Regeln. Im Umkehrschluss sind alle Handlungen genau dann als unfair zu beurteilen, wenn sie formal verboten sind. Daraus lässt sich als erste (deskriptive) Prämisse folgende Definition formulieren: Unfair sind Handlungen genau dann, wenn sie verboten sind. Prüft man nun auf der Grundlage dieser Definition, ob Doping unfair ist, so muss man auf der Ebene der Fakten prüfen, ob Doping formal verboten ist. Ein Blick in die Regelwerke zeigt, dass ein Dopingverbot besteht. Daher lässt sich als zweite (deskriptive) Prämisse feststellen, dass Doping unfair ist. Man sieht an diesem Beispiel gut, welche wichtige Rolle Fakten beim ethischen Argumentieren spielen: In diesem Fall wird durch einen Blick in die Regelwerke auf rein deskriptiver Ebene etwas festgestellt und so eine deskriptive Prämisse formuliert. Des Weiteren lässt sich im Anschluss an die Überlegungen des Sportphilosophen Bernard Suits (2004) und des Linguisten Hans Jürgen Heringer (1995, S. 58 ff.) argumentieren, dass ein Spiel nicht richtig gespielt werden kann, wenn sich die Teilnehmer nicht an die formalen Regeln halten. Ein Fußballspiel etwa konstituiert sich dadurch, dass der Ball (mit Ausnahme des Torwarts) nicht mit der Hand

gespielt werden darf. Bei Nichteinhaltung dieser Regel spielen die Spieler*innen schlicht nicht (mehr) Fußball. Wiederum lässt sich eine (diesmal präskriptive) Prämisse formulieren, die besagt, dass Sportler*innen regelwidrige und damit gleichzeitig unfaire Handlungen unterlassen sollen, wenn sie ein bestimmtes Spiel wirklich spielen wollen. Aus diesen drei Prämissen lässt sich – logisch gültig – die (präskriptive) Schlussfolgerung ziehen, dass Sportler*innen nicht dopen sollen. In Form eines Syllogismus dargestellt ergibt sich also folgende Argumentation:

Erste Prämisse:	Unfair sind Handlungen genau dann, wenn sie formal verboten sind.
Zweite Prämisse:	Doping ist formal verboten.
Zwischenkonklusion und dritte Prämisse:	Doping ist unfair.
Vierte Prämisse:	Sportler*innen sollen unfaire Handlungen unterlassen.
Konklusion:	Sportler*innen sollen nicht dopen.

Da der Schluss logisch gültig ist, kann die Argumentation nur durch die Infragestellung der Prämissen angegriffen werden. Wenden wir uns diesbezüglich zunächst der zweiten Prämisse zu: Doping ist deswegen unfair, weil es durch Regeln verboten ist. Wenn Doping hingegen nicht verboten wäre, so wäre es auch nicht unfair. Dies ist eine Folgerung aus der ersten Prämisse, die Handlungen genau dann – und das bedeutet nur dann – als unfair klassifiziert, wenn sie formal verboten sind. Eine Legalisierung hätte also unmittelbare Auswirkungen auf die zweite Prämisse und damit auf die gesamte Argumentation. Die dritte Prämisse besagt nämlich, dass Sportler*innen lediglich *unfaire* Handlungen unterlassen sollen. Mit seiner Legalisierung fiel Doping jedoch nicht mehr in die Kategorie der unfairen Handlungen. Insofern könnte nicht mehr geschlossen werden, dass Sportler*innen nicht dopen sollen. Allerdings könnte auch nicht geschlossen werden, dass Sportler*innen dopen sollen, denn darüber wie Handlungen moralisch zu bewerten sind, die nicht in die Kategorie verboten bzw. unfair fallen, sagt die Argumentation nichts.

Man sieht an diesem Beispiel, dass die Definition von „unfair“, wie sie in der ersten Prämisse vorgenommen wird, möglicherweise in zweierlei Hinsicht unzureichend ist: Es könnte nämlich, erstens, auch Handlungen geben, die zwar nicht explizit verboten, aber dennoch als unfair zu

beurteilen sind. Handelt beispielsweise eine Rennradfahrerin bei Olympischen Spielen nicht auch unfair, wenn sie das Pech einer unglücklich gestürzten Konkurrentin ausnutzt, um das Tempo zu forcieren, obwohl formal keine Regel existiert, die dies verbietet? Tatsächlich sieht man bei Radrennen oft, wie das Fahrerinnenfeld bei einem Sturz das Tempo drosselt, um der gestürzten Konkurrentin den Anschluss zu ermöglichen. Es handelt sich um eine informelle Konvention (eine stillschweigende Übereinkunft, ein „ungeschriebenes Gesetz“) innerhalb des Fahrerinnenfeldes, die besagt, dass bestimmte Situationen wie Stürze oder auch technische Defekte nicht zum eigenen Vorteil ausgenutzt werden sollen, und an die sich die Fahrerinnen normalerweise halten. Sollte man solche Handlungen nicht ebenfalls als fair beurteilen, obwohl hierbei gar keine *formal* existierende Regel eingehalten wird? Der Sportphilosoph Hans Lenk (2004, S. 120 ff.) verwendet für diese Art von Fairness den Begriff der „informellen Fairness“ – in Abgrenzung zur „formellen Fairness“, die als die Einhaltung der formalen Regeln definiert wird und dem oben dargestellten Syllogismus zugrunde liegt. Zweitens stellt sich die Frage, ob es nicht auch unfaire Regeln geben kann, deren Einhaltung dann wiederum unfaire Handlungen nach sich ziehen würden. Man denke hierbei etwa an die Amateurregeln früherer Zeiten, die zum Beispiel Sportlern aus der Arbeiterklasse die Teilnahme an bestimmten Wettbewerben verweigerten (Llewellyn & Gleaves, 2016), oder auch geschlechterdiskriminierende Regeln, die Frauen von bestimmten Sportarten ausschlossen (Günter, 2005). Hier stellt sich das grundsätzliche Problem, dass Regeln nicht mehr als fair oder unfair hinterfragt werden können, wenn Fairness a priori über Regelgebundenheit definiert wird.

Definiert man Fairness nun stattdessen über den Begriff der Chancengleichheit, so lassen sich die genannten Probleme vermeiden. Erstens können dann auch Regeln als fair oder unfair hinterfragt werden. Und zweitens können Handlungen, die zwar formell keinen Regelverstoß darstellen, aber einem informellen Fairnessverständnis widersprechen, als unfair beurteilt werden. Jedoch weist auch diese Definition Schwierigkeiten auf: So stellt sich die Frage, ob Doping auch dann noch als unfair verurteilt werden kann, wenn sich *alle* Sportler*innen innerhalb eines Wettbewerbs dopen würden. Von einer einseitigen (und damit die Chancengleichheit beeinträchtigenden) Vorteilsnahme könnte dann jedenfalls nicht mehr die Rede sein (Reinold, 2016, S. 159 ff.). Dennoch wird sich im folgenden Abschnitt zeigen, dass die Definition von Fairness als Chancengleichheit Sinn macht, und zwar vor allem dann, wenn man

den Fairnessbegriff internalistisch, d.h. aus einer bestimmten normativen Theorie von Sport heraus entwickelt.³

Warum fair sein im Sport? Internalistische Theorieansätze und moralische Konsequenzen

Leistungsvergleiche werden erst dann möglich, wenn alle Wettkampfteilnehmer*innen *dieselbe* Distanz zurücklegen und dafür nur *dasselbe* (oder zumindest sehr ähnliches) Material benutzen dürfen (zum Beispiel Skier beim Skifahren, Fahrräder bei Radrennen etc.). Dafür gibt es Regeln, die gleiche Ausgangsbedingungen herstellen (Loland, 2010, S. 119). Gleichzeitig konstituieren diese Regeln die jeweilige Sportart bzw. Disziplin: Ein 400-Meter-Lauf wird zum 400-Meter-Lauf dadurch, dass alle Athlet*innen *400 Meter laufen*. Der „Witz des Spiels“ (Heringer, 1995, S. 58) wäre zerstört, wenn beispielsweise einer der Konkurrenten die Strecke abkürzen oder mit dem Fahrrad fahren würde. Solche Regelbrüche machen das ursprüngliche Ziel, 400 Meter zu laufen, schlicht unerreichbar (Suits, 2004, S. 32). Abstrakt gesehen schaffen Regeln die Herausforderungen, für deren Bewältigung absichtlich nur bestimmte und oftmals vergleichsweise ineffiziente Mittel zugelassen sind (Gleaves, 2014, S. 368): Man *läuft* möglichst schnell, *um die ganze Bahn* anstatt effizienter Weise den Weg quer über das Innenfeld einzuschlagen oder Fahrrad zu fahren (Suits, 2004, S. 30). Dass dies (normalerweise) nicht geschieht, liegt an den Regeln, die für den 400-Meter-Lauf formuliert wurden. Die konstitutive Funktion von Regeln hat manche Sportphilosoph*innen dazu veranlasst, Regeln als den Kern dessen zu begreifen, was Sport grundsätzlich ausmacht. Solche Positionen werden unter dem Begriff ‚Formalismus‘ zusammengefasst. Dieser Begriff verweist darauf, dass Sport sich über seine formale Struktur, d.h. die formalisierten festgehaltenen Regeln, definiert (Triviño, 2014, S. 358).

Entwickelt man den Fairnessbegriff aus dieser streng formalistischen Position heraus, so kommt man zum Begriff der ‚formellen Fairness‘

3 Sportethische Positionen, welche davon ausgehen, dass Werte und Normen aus dem Sport selbst heraus entwickelt werden können, lassen sich unter dem Begriff des „Internalismus“ zusammenfassen. Innerhalb des Internalismus wiederum lassen sich Formalismus, Konventionalismus und breiter Internalismus differenzieren. Der Externalismus hingegen bezeichnet Positionen, bei denen Werte und Normen von außen an den Sport herangetragen werden. Siehe zu dieser Differenzierung ausführlich Simon (2015, S. 22 ff.) sowie López Frías (2017, S. 22 f.).

(Lenk, 2004, S. 120 ff.). Die Probleme eines solchen Fairnessbegriffs wurden bereits erörtert: Erstens kann es durchaus auch unfaire Regeln geben. Regeln sind also nicht schon deswegen fair, weil sie existieren, sondern existierende Regeln können auch moralisch falsch sein. Zweitens weisen Positionen, die in der Sportethik unter dem Begriff des Konventionalismus zusammengefasst werden, darauf hin, dass sich Sport nicht nur über die formalen Regeln definiert, sondern auch wesentlich über informelle Konventionen, d.h. die ungeschriebenen Gepflogenheiten, Werte und Normen, ohne die Handlungen im Sport nicht zu verstehen sind (D'Agostino, 1981, S. 14 ff.; Morgan, 2015).

Hingegen behauptet ein breiter angelegter Internalismus – in der einschlägigen englischsprachigen Literatur ist von „broad internalism“ die Rede⁴ –, dass weder Regeln noch Konventionen den Kern von Sport ausmachen. Vielmehr wird der Fokus auf die Interpretation von Sport bzw. bestimmten Sportarten gelenkt. Was macht eine bestimmte Sportart im Kern aus, was ist das Ziel des Spiels und welche Regeln und Konventionen ergeben diesbezüglich am meisten Sinn (Simon, 2010, S. 52; Russel, 1999, S. 35)? Konkret gefragt: Warum müssen die 400 Meter notwendigerweise *gelaufen* werden, obwohl es schnellere Mittel und Wege gibt, im Ziel anzukommen, und warum warten Radfahrer*innen bei technischen Defekten ihrer Konkurrent*innen aufeinander, obwohl sie dies eigentlich nicht müssten? Anhänger*innen des breiten Internalismus antworten darauf, dass dadurch die für den jeweiligen Sport relevanten Herausforderungen überhaupt erst entstehen und damit sportliche Leistung überhaupt erst zum Vorschein gebracht wird. Wer Läufern hingegen erlaubt, das Auto zu nehmen, misst nicht läuferische Leistung, sondern Motorleistung und vielleicht auch fahrerisches Können. Ähnliches lässt sich bei der Missachtung bestimmter ungeschriebener Konventionen beobachten: Wenn Radfahrer*innen die technischen Defekte ihrer Konkurrent*innen während eines Wettkampfes ausnützen, dann entscheiden weniger sportliche Fähigkeiten, sondern vielmehr technisches Equipment und Zufälle die Radrennen. Der Sinn des Lauf- bzw. Radsports liegt aber darin, ein Ziel auf *ganz bestimmte Weise* zu erreichen und zwar so, dass die *spezifischen*

4 Von einem „breiten Internalismus“ wird deswegen gesprochen, weil diese Position über den engen Fokus des Formalismus auf Regeln bzw. des Konventionalismus auf Konventionen hinausgeht. Zum breiten Internalismus siehe in erster Linie die Arbeiten von Simon (2000, 2015), Torres (2000), Russell (1999) und Morgan (2012). Zur Abgrenzung von Formalismus, Konventionalismus und breitem Internalismus sowie für weitere Differenzierungen innerhalb des breiten Internalismus siehe Simon (2000, 2014) sowie López Frías (2017).

sportlichen Fähigkeiten, d.h. Laufen bzw. Radfahren, getestet werden. Das ist das, worum es im Lauf- bzw. Radsport im Kern geht, und das durch die Einhaltung bestimmter geschriebener Regeln und ungeschriebener Konventionen aufrechterhalten werden soll.

Auf grundlegender Ebene interpretieren Anhänger*innen eines breiten Internalismus Leistungs- und Wettkampfsport als ein Streben nach Leistung durch spezifische Herausforderungen (Boxill, 2003, S. 1 f.; Russel, 2014, S. 228). Das Austesten körperlicher Leistungsfähigkeit wird durch die Anerkennung künstlicher Beschränkungen, die die effektivsten Wege zur Zielerreichung ausschließen, allererst möglich. Egal, ob es sich dabei um formalisierte Regeln oder informelle Konventionen handelt: In einem Sport, in dem ganz bestimmte Fähigkeiten getestet werden sollen, müssen die Regeln und Konventionen so beschaffen sein, dass das getestet wird, was getestet werden soll (Campos, 2014, S. 370; Fraleigh, 2014, S. 342). Das ist von Sportart zu Sportart unterschiedlich: Beim Laufsport sind es die läuferischen Fähigkeiten, beim Basketball Fähigkeiten wie Dribbling, Passspiel und Wurf. Würde man beim Basketball beispielsweise eine Regel einführen, die das Dribbling verbietet, so würde man das Spiel in der Weise verändern, dass Raumgewinne nur noch über Passspiel (und eben nicht mehr über Dribbling) möglich werden. Da Dribblings somit nicht mehr Teil des Basketballspiels wären, würden sie als eine spezifische Fähigkeit von Basketballspieler*innen auch keine Rolle mehr spielen. Ob eine solche Regeländerung Sinn macht, hängt von unserer Idee von Basketball ab.

Die Frage, was die Grundidee des jeweiligen sportlichen Wettkampfes ist und welche Fähigkeiten dabei getestet werden sollen, stellen also die zentralen Ausgangsfragen für die Bewertung von Regeln, Konventionen und Handlungen dar. Hinzu kommt jedoch noch ein weiterer Aspekt, bei dem Fairness eine wesentliche Rolle spielt: Wettkampfsport ist ein auf Leistungsvergleich angelegtes Unternehmen, bei dem die unterschiedlichen sportlichen Fähigkeiten der Wettbewerbsteilnehmer*innen zutage treten und sich in der Platzierung widerspiegeln sollen (Ott, 2004, S. 138). Dies hat zwei moralische Implikationen: Erstens müssen Sportler*innen ihren Konkurrent*innen mit Anerkennung, Achtung und Respekt begegnen. Trotz der notwendigen Rivalität *braucht* nämlich jede*r Sportler*in notwendigerweise wettbewerbsfähige Konkurrent*innen, um im sportlichen Vergleich wirklich siegen zu können (Gerhardt, 1997, S. 198). Diese Einsicht schließt nicht nur aus, dass Konkurrent*innen absichtlich verletzt werden, um zu gewinnen (Simon, 2000, S. 10). Das Beispiel der wartenden Radfahrerinnen zeigt außerdem, dass Sportlerinnen bisweilen sogar so weit gehen und unglücklich gestürzte Konkur-

rentinnen *aktiv* in eine wettbewerbsfähige Lage zurückversetzen, damit wieder ein herausfordernder Wettkampf möglich wird (Butcher & Schneider, 2001, S. 41). Ein gelingender sportlicher Wettbewerb ist daher nicht nur eine *kompetitive*, sondern wesentlich auch eine *kooperative* Angelegenheit (Gaffrey, 2015, S. 290; Simon, 2014, S. 92). Ein Fairnessbegriff, der auf Anerkennung, Achtung und Respekt vor dem Gegner zielt, wurzelt in dieser Einsicht (Heringer, 1995, S. 58). Gleichzeitig lassen sich diese Werte nicht nur aus dem Sport ableiten. Es handelt sich vielmehr um allgemein anerkannte gesellschaftliche Werte, die sich letztlich mit der Maxime der physischen und psychischen Unversehrtheit der Person begründen lassen (Gabler, 1998, S. 152).

Eine zweite moralische Implikation von Sport verstanden als ein auf Leistungsvergleich angelegtes Unternehmen ist, dass alle an demselben Wettbewerb mit denselben Herausforderungen teilnehmen und damit auch dieselben Chancen auf den Sieg haben (Kretchmar, 2010, S. 104). An einem einfachen Beispiel verdeutlicht: Ein Wettbewerb macht keinen Sinn, wenn manche Teilnehmer*innen zur Bewältigung einer bestimmten Distanz das Rad benutzen dürfen und andere laufen müssen. Man erhielte lediglich Aufschluss darüber, welche Fortbewegungsart die schnellere ist, aber keinen Aufschluss darüber, wer der*die bessere Radfahrer*in bzw. der*die bessere Läufer*in ist. Ein Wettbewerb, der auf den Vergleich spezifischer Fähigkeiten zielt, ist also nur dann möglich, wenn alle Wettbewerbsteilnehmer*innen die *gleichen* Herausforderungen zu bewältigen haben und mit den *gleichen* Chancen auf den Sieg an den Start gehen. Wenn nur die sportliche Leistung über Sieg und Niederlage entscheiden soll, dann ist damit das Prinzip derselben Herausforderungen und der Chancengleichheit implizit akzeptiert (Ott, 2004, S. 143). Man sieht an diesem Beispiel, dass Fairness verstanden als Chancengleichheit die Vorbedingung für Leistungsvergleiche im Sport darstellt.

Was bedeutet das Gesagte nun, kurz zusammengefasst, im Hinblick auf Doping? Wenn es beim Sport im Kern um das Austesten spezifischer sportlicher Fähigkeiten gehen soll – und eben nicht um das Austesten der Wirksamkeit von Dopingmitteln – und wenn der Wettbewerb über sportliche Leistung entschieden werden soll – und eben nicht über Biochemie –, dann sollten Dopingmittel verboten werden (Simon, 2001, S. 126).

Potenziale des Sports für die Fair-Play-Erziehung

Nachdem in den vorangegangenen Abschnitten Grundlagen sportethischen Begründens, Argumentierens und Reflektierens im Zusammenhang

mit einer internalistischen Konzeption von Fair Play diskutiert wurden, geht es nun um die Frage, ob sich der Sport – wie in der Olympischen Erziehung vorausgesetzt (IOC, 2017) – überhaupt als ein Feld der Fair-Play-Erziehung eignet und, wenn ja, worin sein diesbezügliches Potenzial begründet liegt.

Zweifel daran, ob der Sport für Fair-Play-Erziehung geeignet ist, wecken nicht nur zahlreiche Skandale im Hochleistungssport (auch bei Olympischen Spielen), bei denen gefault, gedopt oder bestochen wurde, sondern auch systematisch erhobene Daten, die nahelegen, dass leistungssportliches Engagement tendenziell nicht zu fairerem Verhalten, sondern – ganz im Gegenteil – zu unfairem Verhalten führt. So argumentieren etwa Sportler*innen gegenüber Nichtsportler*innen deutlich selbstbezogener und insgesamt betrachtet auf einem niedrigeren Moralniveau (Doty & Lumpkin, 2010). Prägnant ist des Weiteren, dass viele Athlet*innen den Spitzensport primär mit Leistung, jedoch nur marginal mit Fairness assoziieren (Gaum & Haut, 2018, S. 15). Dass die Bereitschaft zu unfairm Verhalten mit zunehmendem Alter, steigender Erfahrung im Leistungssport und höherem Leistungsniveau wächst, spricht dafür, dass hier Sozialisationseffekte am Werk sind, die Moral in spezifischer Weise transformieren (Gaum, 2017, S. 357): Eine strikte Ego-, Leistungs- und Erfolgsorientierung stellt sich im engen Kampf um Medaillen für Wettkampfsportler*innen in der Regel als angemessen – weil sportlich erfolgreich – heraus (Karvussano et al., 2013). Wichtig ist, dass sich solche Handlungsorientierungen gerade *nicht* als Konsequenz individueller Moraldefizite einzelner „schwarzer Schafe“ begreifen lassen: Systemtheoretisch betrachtet sind sie vielmehr das erwartbare Resultat von Struktureffekten eines Leistungssportsystems, in dem die Akteur*innen mit zunehmendem Inklusionsgrad ihr Handeln irgendwann so konsequent am Code von Sieg und Niederlage ausrichten, dass von „Überkonformität“ gesprochen werden kann.⁵ Aus pädagogischer Perspektive kommt es zu einer einseitigen Aneignung von Werten in Richtung Egozentrierung, Leistung und Erfolg, die alle sozialerzieherischen Aspekte und Ansprüche überlagert.

5 Zum Begriff der Überkonformität siehe Coakley & Hughes (1991). Zum Leistungssport aus systemtheoretischer Perspektive siehe Schimank (1988) sowie Stichweh (1990). Zum Doping aus systemtheoretischer Perspektive siehe Bette & Schimank (2006).

Moralische Probleme der Sportpraxis als Ausgangspunkte der Fair-Play-Erziehung

Kann der Sport – vor dem Hintergrund dieser scheinbar gegenteiligen Evidenzen – dennoch ein potenziell fruchtbares Feld der Fair-Play-Erziehung sein? Die genannten Ergebnisse verweisen grundlegend darauf, dass sich Sportler*innen in Wettkampfsituationen stets in einem Spannungsfeld zwischen Leistungsorientierung einerseits und Fairnessverpflichtung andererseits bewegen (Gaum & Haut, 2018, S. 8). Konkret werden Spiele deswegen „nicht klinisch gespielt“ (Heringer, 1995, S. 62), weil alle Spieler*innen – sofern sie ernsthaft spielen – gewinnen möchten und dieses Gewinnstreben potenziell mit Fair-Play-Idealen konfligiert. Gleichzeitig – so lässt sich aufbauend auf den existenzphilosophischen Überlegungen Jean-Paul Sartres und anderer Existentialist*innen folgern – ist moralisches Handeln nur *in Situationen* möglich, in die sich Menschen nicht selten ohne ihr Zutun „hineingeworfen“ finden (Sartre, 2014, S. 156 ff.). Im Unterschied etwa zu Tieren oder Pflanzen zeichnen sich Menschen in ihrer spezifischen Seinsweise dadurch aus, dass sie zu den jeweiligen Situationen Stellung beziehen können: Sie können sie annehmen oder ablehnen, ihnen verhaftet bleiben oder über sie hinausdenken. Die Geschehnisse der Welt kommen, mit anderen Worten, zwar von außen, zugleich aber können sich Menschen auf ganz unterschiedliche Weise auf sie beziehen, sie unterschiedlich deuten und letztlich entscheiden, etwas zu tun oder nicht zu tun. Relevant im Hinblick auf die Frage der pädagogischen Bedeutung von Sport für die Fair-Play-Erziehung ist hierbei, dass eine Auseinandersetzung mit moralischen Werten stets an konkrete Situationen gebunden ist und sich moralisches Handeln nur in konkreten Situationen realisieren lässt. Darüber hinaus sind diese Situationen im Sport sehr häufig von zwischenmenschlichen Interaktionen geprägt bzw. vollziehen sich in intersubjektivitätszusammenhängen, die aus Sicht Sartres potenziell konflikthaft sind (Kalthoff, 2015). Genauer betrachtet zeigt sich die Bedeutung moralischer Werte sogar *gerade* in solchen Situationen, in denen Konflikte und Dilemmata auftauchen und damit Werte zur Disposition stehen.

Begreift man moralische Konfliktlagen und Dilemmasituationen somit als Bedingungen der Möglichkeit von moralischer Reflexion und moralischem Handeln, so stellt sich der Sport als ein hervorragendes Feld für Fair-Play-Erziehung dar: Durch seine agonale Grundstruktur sind Konflikte und Dilemmata im Sport systematisch angelegt – und damit auch zielgerichtet als Reflexionsanlässe mit konkretem Situationsbezug in Moralerziehungsprozesse integrierbar. Die für den Sport typischen

Wertkonflikte, etwa zwischen Fair Play und Leistung, gilt es dementsprechend als moralisches Bildungspotenzial pädagogisch zu nutzen (Gaum & Haut, 2018, S. 25). Wenn solche Spannungen somit keine unerwünschten ‚Störungen‘ mehr darstellen, die es zu vermeiden bzw. schnellstmöglich zu eliminieren gilt, sondern vielmehr als willkommene Lerngelegenheiten zu betrachten sind, dann sollten sie sogar gezielt pädagogisch arrangiert und mit den Lernenden ausführlich reflektiert werden, um so die Sinnhaftigkeit von Werten subjektiv erfahrbar und nachvollziehbar zu machen. Das bedeutet, dass bereits in der Planung einer Trainings- oder Unterrichtseinheit bestimmte Situationen von den Lehrenden angelegt werden müssen, die dann – in voller Absicht – in der Durchführung sportethisch relevante Probleme erzeugen. Denn es reicht nicht aus, sich darauf zu verlassen, dass in der Sportpraxis schon von selbst solche Problemsituationen entstehen, die gehaltvolle Diskussionen über Werte ermöglichen. Stattdessen bedarf es hierzu einer expliziten und absichtsvollen Planung (Harvey, Kirk & O’Donovan, 2013, S. 107).

Sport als „moralisches Labor“

Der Spielcharakter des Sports, konkret die weitgehende Konsequenzlosigkeit von Handlungen in einer Welt des „Als ob“ (Bette, 2019, S. 53), begünstigt dabei in besonderer Weise eine Kommunikations- und Diskussionskultur der Offenheit gegenüber abweichenden bzw. unkonventionellen Positionen. Wenn – mit anderen Worten – für die Diskussionsteilnehmer*innen nichts Existenzielles auf dem Spiel steht, erschöpfen sich moralische Kontroversen potenziell weniger leicht im hartnäckigen Festhalten und Durchsetzen von im Vorfeld zementierten Positionen. Vielmehr stehen die Chancen gut für ergebnisoffene und verständigungsorientierte Kommunikation unter der regulativen Idee des „zwanglosen Zwangs des besseren Arguments“ (Habermas, 1994, S. 370). Des Weiteren gibt die Entlastung von existenziellen Sorgen und Nöten in der Sonderwelt des Sports nicht nur Raum für gedankliches, sondern auch sportpraktisches Experimentieren mit Lösungsansätzen jenseits der eingefahrenen Bahnen. Beispielsweise lassen sich didaktisch begründete Modifikationen von Spielregeln im Sportunterricht verhältnismäßig konsequenzlos erproben – und auch wieder rückgängig machen. In diesem Sinn lässt sich mit den Sportphilosophen Jim Parry (2017) und Graham McFee (2013) dem Sport die Funktion eines „moralischen Labors“ zuschreiben. Parry (2017, S. 144) spricht davon, dass Spiele im Sport „laboratories for value experiments“ seien, während McFee (2000, S. 174) einigen Sportarten

zuschreibt, als „moral laboratories“ fungieren zu können, in denen moralische Konzepte erworben würden, wobei dieser Erwerb jedoch mit weniger Risiko verbunden sei als bei echten moralischen Konfrontationen. Als Raum des Versuchs ohne existenzielle Risiken birgt der Sport die Möglichkeit des unbedenklichen Erprobens moralischer Verhaltensweisen und der absichtsvollen Inszenierung sportethisch relevanter Situationen und Probleme. Nicht zuletzt ist im Sport als einem Feld, das Unbedenklichkeit signalisiert, die Vorläufigkeit, Unsicherheit und Ambiguität von ethischer Erkenntnis potenziell leichter zu akzeptieren als in Feldern, die für Menschen von existenzieller Wichtigkeit sind.

Hingegen führt die relative Konsequenzlosigkeit des Sports *nicht* dazu, dass es den Sporttreibenden an subjektiver Ernsthaftigkeit, Sinnhaftigkeit und Bedeutsamkeit mangelt, ganz im Gegenteil: In kaum einem anderen Bereich werden Menschen so intensiv mit Kopf (Geist), Herz (Emotionen) und Hand (Körper) angesprochen wie im Sport. Sowohl im Hinblick auf Fair-Play-Erziehung als auch hinsichtlich der lebenslangen Bildung im Bereich von Fairness und Fair-Play ist diese Ganzheitlichkeit kaum zu überschätzen: Wenn sich etwa Spieler*innen in bestimmten Situationen unfair behandelt ‚fühlen‘, so verbleibt dieses Problem nicht im Abstrakten bzw. rein Kognitiven, sondern wurzelt unmittelbar in ganz konkreten, sinnlich-emotionalen Erfahrungen. Wie ein Spiel gespielt wird, nach welchen Regeln und Normen, betrifft die Sporttreibenden somit buchstäblich ‚mit Haut und Haaren‘. Nicht nur das normative Unterrichtsprinzip der reflektierten Praxis (MSB NRW, 2019, S. 9) greift diese Ganzheitlichkeit auf, indem es die sportpraktischen Erfahrungen der Schüler*innen als Anlass zur Reflexion und Diskussion nimmt, um die künftige Sportpraxis nachhaltig zu beeinflussen (Segets, 2012, S. 186 f.), das Themenfeld Fairness bietet darüber hinaus auch im außerschulischen lebenslangen Sporttreiben aller Leistungsstufen vielfältige Bildungsmöglichkeiten.

Literatur:

- Bette, K.-H. (2019). *Sporthelden: Spitzensport in postheroischen Zeiten*. Bielefeld: transcript.
- Bette, K.-H. & Schimank, U. (2006[1995]). *Doping im Hochleistungssport. Anpassung durch Abweichung*. 2. Aufl., Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Boxill, J. (2003). Introduction: The Moral Significance of Sport. In J. Boxill (Hrsg.), *Sports Ethics. An Anthology* (S. 1–14). Malden, Oxford & Carlton: Blackwell Publishing.

- Butcher, R. & Schneider, A. (2001). Fair Play as Respect for the Game. In W. J. Morgan, K. V. Meier & A. J. Schneider (Hrsg.), *Ethics in Sport* (S. 21–48). Champaign: Human Kinetics.
- Campos, D. G. (2014). Skills. In C. R. Torres (Hrsg.), *The Bloomsbury Companion to the Philosophy of Sport* (S. 368–370). London, Oxford, New York, New Delhi & Sydney: Bloomsbury.
- Carr, C. L. (2000). *On Fairness*. Aldershot: Engl.-Burlington.
- Caysa, V. (2004). Was ist ein fairer Umgang mit dem Körper? In C. Pawlenka (Hrsg.), *Sportethik. Regeln – Fairness – Doping* (S. 149–163). Paderborn: Mentis.
- Coakley, J. & Hughes, R. (1991). Positive Deviance Among Athletes. The Implications of Overconformity Among Athletes. *Sociology of Sport Journal*, 8, 307–325.
- Court, J. & Gerhardt, V. (1992). Sportethik. In P. Röthig (Hrsg.), *Sportwissenschaftliches Lexikon* (S. 428–429). Schorndorf: Hofmann.
- D'Agostino, F. (1981). The Ethos of Games. *Journal of the Philosophy of Sport*, 8 (1), 7–18.
- Dietrich, J. (2009). Die Kraft der Konkretion oder: Die Rolle deskriptiver Annahmen für die Anwendung und Kontextsensitivität ethischer Theorie. *Ethik in der Medizin*, 21 (3), 213–221.
- Doty, J. & Lumpkin, A. (2010). Do sports build or reveal character? An exploratory study at one service academy. *The Physical Educator*, 67 (1), 18–32.
- Fraleigh, W. P. (2014). Cheating. In C. R. Torres (Hrsg.), *The Bloomsbury Companion to the Philosophy of Sport* (S. 341–343). London, Oxford, New York, New Delhi & Sydney: Bloomsbury.
- Gabler, H. (1998). Fairneß / Fair Play. In O. Grupe & D. Mieth (Hrsg.), *Lexikon der Ethik im Sport* (S. 149–158). Schorndorf: Hofmann.
- Gaffrey, P. (2015). Competition. In M. McNamee & W. J. Morgan (Hrsg.), *Routledge Handbook of the Philosophy of Sport* (S. 287–299). London & New York: Routledge.
- Gaum, C. (2017). Fairnessverständnis im Amateurfußball. *German Journal of Exercise and Sport Research*, 47 (4), 348–359.
- Gaum, C. & Haut, J. (2018). Sportliche Vorbilder? Welche Werte durch Spitzensportler (nicht) vermittelt werden. *Zeitschrift für sportpädagogische Forschung*, 6 (1), 5–28.
- Gerhardt, V. (1997). Die Moral des Sports. In V. Caysa (Hrsg.), *Sportphilosophie* (S. 172–202). Leipzig: Reclam.
- Gleaves, J. (2014). Rules. In C. R. Torres (Hrsg.), *The Bloomsbury Companion to the Philosophy of Sport* (S. 368–370). London, Oxford, New York, New Delhi & Sydney: Bloomsbury.
- Grupe, O. (2013). Die Olympische Idee ist eine „Erziehungsidee“. In M. Krüger & A. Hofmann (Hrsg.), *Olympia als Bildungsidee. Beiträge zur olympischen Geschichte und Pädagogik* (S. 9–22). Wiesbaden: Springer VS.
- Guttman, A. (1987). Ursprünge, soziale Basis und Zukunft des Fair Play. *Sportwissenschaft*, 17 (1), 7–16.

- Günter, S. (2005). *Geschlechterkonstruktion im Sport. Eine historische Untersuchung der nationalen und regionalen Turn- und Sportbewegung des 19. und 20. Jahrhunderts*. Göttingen: Cuvillier.
- Habermas, J. (1994). *Faktizität und Geltung. Beiträge zur Diskurstheorie des Rechts und des demokratischen Rechtsstaats*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Harvey, S., Kirk, D. & O'Donovan, T. M. (2013). Sport Education as pedagogy for promoting sport as ethical practice. In S. Harvey & R. L. Light (Hrsg.), *Ethics in youth sport. Policy and pedagogical applications* (S. 107–121). London & New York: Routledge.
- Heringer, H. J. (1995). Fairness und Moral. In V. Gerhardt & M. Lämmer (Hrsg.), *Fairness und Fairplay* (S. 55–68). Sankt Augustin: Academia.
- International Olympic Committee [IOC] (Hrsg.). (2017). *Delivering OVEP Playbook. A Practical Guide to Olympic Values Education*. Lausanne: IOC. Abgerufen am 2.1.2021 unter <https://library.olympic.org/Default/doc/SYRACUSE/207025/delivering-ovep-playbook-a-practical-guide-to-olympic-values-education-train-the-trainers-internatio>.
- Kalthoff, J. (2015). Knechtschaft im Sportunterricht. Ein existenzialistischer Blick auf die Leistungsbeurteilung. In E. Hübner & K. Reinhart (Hrsg.), *Sport – Geschichte – Pädagogik. Festschrift zum 60. Geburtstag von Michael Krüger* (S. 320–331). Hildesheim: Arete.
- Kavussanu, M., Boardly, I. D., Sagar, S. S. & Rind, C. (2013). Bracketed morality revisited: how do athletes behave in two contexts? *Journal of Sport & Exercise Psychology*, 35, 449–463.
- Kähler, R. (1985). *Moralerziehung im Sportunterricht: Untersuchung zur Regelpraxis und zum Regelbewusstsein*. Thun: Deutsch.
- Kretchmar, R. S. (2010). From test to contest: An analysis of two kinds of counterpoint in sport. In M. McNamee (Hrsg.), *The Ethics of Sports. A Reader* (S. 100–105). New York: Routledge.
- Lenk, H. (1972). *Werte, Ziele, Wirklichkeit der modernen Olympischen Spiele*. Schorn-dorf: Hofmann.
- Lenk, H. (2004). Wettkampf-Fairness, assoziative Moral und strukturelle Dilemma-Situationen. In C. Pawlenka (Hrsg.), *Sportethik. Regeln – Fairness – Doping* (S. 119–132). Paderborn: Mentis.
- Llewellyn, M. P. & Gleaves, J. (2016). *The Rise and Fall of Olympic Amateu-rism*. Urbana, Chicago & Springfield: University of Illinois Press.
- Loland, S. (2010). Fairness in Sport: An Ideal and its Consequences. In M. McNamee (Hrsg.), *The Ethics of Sports. A Reader* (S. 116–124). London & New York: Routledge.
- López Frías, F. J. (2017). Broad Internalism and Interpretation: A Plurality of Interpretivist Approaches. In S. E. Klein (Hrsg.), *Defining Sport. Conceptions and Borderlines* (S. 22–44). Lanham, Boulder, New York & London: Lexington Books.

- McFee, G. (2000). Spoiling: An Indirect Reflection of Sport's Moral Imperative? In T. Tannsjo and C. Tamburrini (Hrsg.), *Values in Sport* (S. 172–182). London: Routledge.
- McFee, G. (2013). Olympism and Sport's Intrinsic Value. In M. McNamee & J. Parry (Hrsg.), *Olympic Ethics and Philosophy* (S. 109–129). London & New York: Routledge.
- Meinberg, E. (1998). Sportethik / Moral des Sports. In O. Grupe & D. Mieth (Hrsg.), *Lexikon der Ethik im Sport* (S. 498–504). Schorndorf: Hofmann.
- Ministerium für Schule und Bildung des Landes Nordrhein-Westfalen [MSB NRW] (Hrsg.). (2019). *Kernlehrplan für die Sekundarstufe I Gymnasium in Nordrhein-Westfalen. Sport*. Düsseldorf: o.V. Abgerufen am 27.1.2021 unter https://www.schulentwicklung.nrw.de/lehrplaene/lehrplan/210/g9_sp_klp_3426_2019_06_23.pdf.
- Morgan, W. J. (2012). Broad Internalism, Deep Conventions, Moral Entrepreneurs, and Sport. *Journal of the Philosophy of Sport*, 39 (1), 65–100.
- Morgan, W. J. (2015). Conventionalism and Sport. In M. McNamee & W. J. Morgan (Hrsg.), *Routledge Handbook of the Philosophy of Sport* (S. 35–52). Routledge: London & New York.
- Müller, N. (1998). Olympische Erziehung. In O. Grupe & D. Mieth (Hrsg.), *Lexikon der Ethik im Sport* (S. 385–395). Schorndorf: Hofmann.
- Ott, K. (2004). Grundelemente der Gerechtigkeit im Sport. In C. Pawlenka (Hrsg.), *Sportethik. Regeln – Fairness – Doping* (S. 133–147). Paderborn: Mentis.
- Parry, J. (2017[1986]). Values in Physical Education. In P. Tomlinson & M. Quinton (Hrsg.), *Values Across the Curriculum* (S. 134–157). 2. Aufl., London: Routledge.
- Pieper, A. (2017[1985]). *Einführung in die Ethik*. 7. Aufl. Tübingen: Francke.
- Pilz, G. (1995). Zum Problem struktureller Bedingungen für Unfairneß. Eine empirische Analyse. In V. Gerhardt & M. Lämmer (Hrsg.), *Fairness und Fair Play* (S. 173–201). Sankt Augustin: Academia.
- Reinold, M. (2016). *Doping als Konstruktion. Eine Kulturgeschichte der Anti-Doping-Politik*. Bielefeld: transcript.
- Reinold, M. & Kalthoff, J. (2019). Werte und Regeln: Fairplay. In A. Güllich & M. Krüger (Hrsg.), *Sport in Kultur und Gesellschaft. Handbuch Sport und Sportwissenschaft* (S. 1–16). Berlin & Heidelberg: Springer. https://doi.org/10.1007/978-3-662-53385-7_27-2.
- Russell, J. S. (1999). Are Rules All An Umpire Has to Work with? *Journal of the Philosophy of Sport*, 26 (1), 27–49.
- Russell, J. S. (2014). Competitive Sport, Moral Development and Peace. In C. R. Torres (Hrsg.), *The Bloomsbury Companion to the Philosophy of Sport* (S. 228–244). London, Oxford, New York, New Delhi & Sydney: Bloomsbury.
- Sandel, M. J. (2020). *Vom Ende des Gemeinwohls. Wie die Leistungsgesellschaft unsere Demokratien zerreißt*. 2. Aufl. Frankfurt a. M.: Fischer.

- Sartre, J.-P. (2014). Der Existentialismus ist ein Humanismus. In J.-P. Sartre, *Der Existentialismus ist ein Humanismus und andere philosophische Essays* (S. 145–192). Reinbek: Rowohlt.
- Schimank, U. (1988). Die Entwicklung des Sports zum gesellschaftlichen Teilsystem. In R. Mayntz, B. Rosewitz, U. Schimank & R. Stichweh (Hrsg.), *Differenzierung und Verselbständigung. Zur Entwicklung gesellschaftlicher Teilsysteme* (S. 181–232). Frankfurt & New York: Campus.
- Segets, M. (2012). *Sportphilosophie in der Schule. Zur didaktischen Transformation sportphilosophischer Themen für den Unterricht der Fächer „Philosophie“/„Praktische Philosophie“ und „Sport“*. Berlin: Lit.
- Siep, L. (1995). Arten und Kriterien der Fairness im Sport. In V. Gerhardt & M. Lämmer (Hrsg.), *Fairness und Fairplay* (S. 87–103). Sankt Augustin: Academia.
- Simon, R. L. (2000). Internalism and Internal Values in Sport. *Journal of the Philosophy of Sport*, 27 (1), 1–16.
- Simon, R. L. (2001). Good Competition and Drugs-Enhanced Performance. In W. J. Morgan, K. V. Meier & A. J. Schneider (Hrsg.), *Ethics in Sport* (S. 119–129). Champaign: Human Kinetics.
- Simon, R. L. (2010). *Fair Play. The Ethics of Sport*. Boulder: Westview Press.
- Simon, R. L. (2014). Theories of Sport. In C. R. Torres (Hrsg.), *The Bloomsbury Companion to the Philosophy of Sport* (S. 83–97). London, Oxford, New York, New Delhi & Sydney: Bloomsbury.
- Simon, R. L. (2015). Internalism and Sport. In M. McNamee & W. J. Morgan (Hrsg.), *Routledge Handbook of the Philosophy of Sport* (S. 22–33). London & New York: Routledge.
- Stichweh, R. (1990). Sport – Ausdifferenzierung, Funktion, Code. *Sportwissenschaft*, 20, 373–389.
- Suits, B. (2004). Was ist ein Regelspiel? In C. Pawlenka (Hrsg.), *Sportethik. Regeln – Fairness – Doping* (S. 29–41). Paderborn: Mentis.
- Tetens, H. (2006). *Philosophisches Argumentieren. Eine Einführung*. München: Beck.
- Torres, C. R. (2000). What Counts as Part of a Game? A look at skills. *Journal of the Philosophy of Sport*, 27 (1), 81–92.
- Triviño, J. (2014). Formalism. In C. R. Torres (Hrsg.), *The Bloomsbury Companion to the Philosophy of Sport* (S. 358–359). London, Oxford, New York, New Delhi & Sydney: Bloomsbury.

OLYMPIA AKTUELL – Aktuelle Olympische Fragestellungen und Entwicklungen

Die Autonomie des Sports im Widerstreit: Sportpolitische Herausforderungen der Olympischen Bewegung und der Olympischen Spiele im 21. Jahrhundert

Jürgen Mittag

Abstract

Die Autonomie des Sports gilt als zentrales Strukturprinzip des organisierten Sports. Die Olympische Bewegung und namentlich das Internationale Olympische Komitee (IOC) haben erhebliche Anstrengungen unternommen, die Autonomie des Sports auch im 21. Jahrhundert nachhaltig zu sichern. Trotz dieser Bemühungen steht die Wahrung der Eigenständigkeit des Sports gegenwärtig vor erheblichen Herausforderungen. Jenseits der Besonderheiten einzelner nationaler Sportsysteme haben in den beiden vergangenen Dekaden vor allem übergeordnete politische Entwicklungen dazu beigetragen, dass die Rolle der Olympischen Bewegung anhaltenden Veränderungen unterliegt und die Autonomie des organisierten Sports dabei sukzessive begrenzt wird. Der vorliegende Beitrag beleuchtet – nach einer knappen einführenden historischen Skizze zum Konzept der Autonomie im Sport – überblicksartig sechs exemplarische Problemfelder, die Herausforderungen für die Autonomie des Sports markieren. Dabei werden sowohl Einflussnahmen von außen als auch Aktivitäten der Sportorganisationen selbst beleuchtet, die Auswirkungen auf die sportliche Autonomie zur Folge haben. Zum ersten Problemkreis zählen staatliche Interventionen bei Nationalen Olympischen Komitees in autoritären Ländern, sportbezogene Reformgesetze in OECD-Staaten und Regelsysteme internationaler bzw. supranationaler Organisationen mit Einfluss auf den Sport. Als Problembereiche, in denen die Aktivitäten der Olympischen Bewegung bzw. des IOC selbst die Autonomie herausfordern, werden im Beitrag die mangelhafte Implementierung von Good-Governance-Prinzipien behandelt, die Vergabepolitik von Sportgroßereignissen und der Rekurs auf das Konzept der Sportdiplomatie.

Einleitung

In den vergangenen Jahrzehnten hat der Sport einen grundlegenden Wandel erfahren. Sportbezogene Aktivitäten und vor allem Sportgroßveranstaltungen wie die Olympischen Spiele sind im 21. Jahrhundert zu gesamtgesellschaftlichen Ereignissen avanciert, die mit großer öffentlicher Resonanz in die unterschiedlichsten Lebenswelten hineinwirken und zugleich den verschiedensten Einflüssen – von Politik über Medien und Kultur bis hin zur Wirtschaft – unterliegen. Die Ursachen für den dynamischen Bedeutungszuwachs des Sports sind dabei ebenso breit gesteckt wie vielfältig: Beigetragen hat hierzu vor allem die Vereinnahmung des Leistungssports durch die Massenmedien seit den 1970er und 80er Jahren bei gleichzeitiger Ausdifferenzierung des Mediensystems mit immer mehr privaten Sendern und einer immer umfassenderen Sportberichterstattung. Erheblichen Einfluss hat auch die Kommerzialisierung des Sports und dessen Inanspruchnahme für Image- und Werbezwecke ausgeübt (Cotterell & Vöpel, 2020). Diese geht einher mit Inszenierungs- und Eventisierungstendenzen, vor allem bei Großveranstaltungen, sowie einer zunehmend wichtigeren Rolle des Sports und seiner Stars in der Populärkultur. Zu den Ursachen für den Wandel im olympischen Sport gehören schließlich auch die veränderten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen einer zunehmend säkularisierten sowie ereignisorientierten Bevölkerung, für die Sport-Megaevents zur „Essenz unserer gesellschaftlichen Kommunikation“ gehören (Schümer, 1996, S. 8). Der Sport hat sich mittlerweile zu einem zentralen gesellschaftlichen Ereignis entwickelt, das für eine immer stärker funktional ausdifferenzierte Gesellschaft mit immer diversifizierteren Kommunikationsräumen einen Identifikationskern bietet und somit gleichermaßen Anlass, Ort und Bezugspunkt für gesellschaftliche Kommunikation darstellt (Bette, 1990). Auf die Olympische Bewegung und die Olympischen Spiele haben die zunehmenden Interaktionsprozesse des Sports mit anderen Handlungsfeldern erhebliche Wirkung ausgeübt; das IOC hat die Veränderungen seinerseits aber auch selbst forciert. Eine in ihrer Bedeutung kaum zu überschätzende Folge dieser Veränderungsprozesse der letzten Dekaden zeigt sich darin, dass die Autonomie der Olympischen und sportlichen Bewegung in verstärktem Maße herausgefordert wird und die etablierten sportpolitischen Strukturen infolgedessen vor einem grundlegenden Wandel stehen. Das Ausmaß und die Reichweite dieser Veränderungen wird auch für die Ideale der Olympischen Idee sowie für die sportliche Bildung nicht ohne Folgen bleiben.

Die Herausforderungen der Autonomie des olympischen Sports bilden den Mittelpunkt des vorliegenden Beitrags, der dessen strukturelle Verän-

derungsprozesse an sechs exemplarischen Problemfeldern beleuchtet und zugleich die absehbaren sportpolitischen Folgen für die Autonomie des Sports hervorhebt. Diese markiert ein grundlegendes Prinzip der Olympischen Bewegung, das traditionell auf dem westlich-liberalen Konzept der Vereinigungsfreiheit beruht (Chappelet, 2010, 2018). Als Leitprinzip grenzt die Autonomie des Sports dessen Selbstorganisation durch Verbände von der politischen, rechtlichen und finanziellen Einflussnahme staatlicher oder kommerzieller Akteure ab. Zugleich impliziert die Autonomie des Sports einen pyramidalen Aufbau der Sportstrukturen und die zentrale Rolle von Spitzenverbänden (Geeraert, Mrkonjic & Chappelet, 2015). Seitens der Olympischen Bewegung wird die Autonomie des Sports als unverzichtbare Notwendigkeit betrachtet, da diese die Aufrechterhaltung der Werte des Sports sichert, die Integrität der Wettkämpfe garantiert und die Grundprinzipien des Olympismus fördert (IOC, 2008). Der Olympischen Charta zufolge „müssen die Sportorganisationen der Olympischen Bewegung die Rechte und Pflichten der Autonomie haben, insbesondere die Regeln des Sports frei aufzustellen und zu überwachen, die Form und Leitung seiner Organisationen zu bestimmen“, um so „den Sport mit Kultur und Erziehung“ verbinden zu können und eine Lebenssicht zu verfolgen, die „in ausgewogener Ganzheit körperliche, willensmäßige und geistige Fähigkeiten miteinander vereint und überhöht.“ (Vedder & Lämmer, 2014, S. 7f).

Obwohl die Olympische Bewegung und namentlich das Internationale Olympische Komitee erhebliche Anstrengungen unternommen haben, die Autonomie des Sports auch im 21. Jahrhundert nachhaltig zu sichern, steht die Wahrung der Eigenständigkeit vor erheblichen Herausforderungen. Jenseits spezifischer Besonderheiten der einzelnen nationalen Sportsysteme (Hallmann & Petry, 2013) haben in den beiden vergangenen Dekaden übergeordnete politische Entwicklungen dazu beigetragen, dass die Autonomie des Sports wiederholt in Frage gestellt wurde und sich die Olympische Bewegung in einem anhaltenden Abwehrkampf befindet. Diese reichen von staatlicher Einflussnahme auf Nationale Olympische Komitees in autoritären Ländern bis hin zu der Infragestellung der Integrität infolge mangelhafter Implementierung von Good-Governance-Prinzipien. Im Lichte des Konzepts dieses Bandes werden die Hintergründe der jeweiligen Problemfelder zunächst kurz vorgestellt, um auf dieser Grundlage dann aktuelle Debatten und Entwicklungen zu veranschaulichen sowie Perspektiven für die Zukunft zu erörtern. Der Beitrag stützt sich dabei vor allem auf Dokumente und Studien aus dem noch jungen Forschungsfeld der Sportpolitik (Mittag, 2010; Kleinfeld, 2018).

Das IOC und die Genese der verbandlichen Autonomie im Sport

Die verbandliche Autonomie des olympischen Sports war bereits in der Gründungsphase mittelbar Bestandteil der Strukturen des IOC, da die IOC-Mitglieder nicht den Nationalstaat, aus dem sie stammten, sondern vielmehr die Olympische Bewegung ihres Landes vertraten (Krieger & Wassong, 2021). Damit agierten die Mitglieder – ohne dass der Begriff Autonomie bereits explizit in den Statuten verankert war – weitgehend unabhängig von nationalen Regierungen und deren Einflussnahme. Selbst der Einfluss der nationalen Verbände blieb zunächst begrenzt. Festgelegt war in den Statuten, dass die Mitglieder über ein freies Mandat verfügten und von ihren Verbänden keine Weisung entgegenzunehmen hatten (International Olympic Committee 1908).

Im Original: „Ils ne peuvent accepter de ces sociétés aucun mandat susceptible de les lier en tant que membres du Comité et d'entraver l'indépendance de leurs votes“.

Begünstigt wurde die Unabhängigkeit schließlich auch durch einen hohen Grad an finanzieller Freiheit der in der Regel begüterten Mitglieder.

Im Jahre 1949 wurde der Begriff Autonomie mit Bezug auf die Nationalen Olympischen Komitees erstmals in die Olympische Charta aufgenommen. Nach Paragraph 25 der Charta von 1949 wurde die Anforderung, unabhängig und autonom zu agieren, zu einer Voraussetzung für die Anerkennung als Nationales Olympisches Komitee (NOK) (International Olympic Committee, 1949, Art. 25). Im Jahr 1955 wurde diese Bestimmung dahingehend weiter präzisiert, dass die NOKs völlig unabhängig und autonom sowie von politischem, religiösem oder kommerziellem Einfluss vollständig frei sein müssen (International Olympic Committee 1955, Art. 24).

Im Original: “National Olympic Committees must be completely independent and autonomous and entirely removed from political, religious or commercial influence.”

Im Jahr 1958 wurde die Charta dann um Bestimmungen zu Sanktionen ergänzt. NOKs, die dem Prinzip der Autonomie nicht folgten, verloren ihre Anerkennung und das Recht, Teilnehmer zu den Olympischen Spielen zu entsenden. Am Ende der 1970er Jahre wurde erstmals keine weitere Verschärfung der Bestimmungen in der Charta vorgenommen, sondern vielmehr konzidiert, dass Nationale Olympische Komitees zur Verfolgung ihrer Ziele mit privaten oder staatlichen Organisationen zusammenarbeiten (International Olympic Committee, 1979).

Im Original: „In pursuing their objectives NOCs may cooperate with private or government organisations“

Mit diesem Passus trug man nicht zuletzt den politischen Realitäten Rechnung. In der Ära des Kalten Krieges standen die NOKs der kommunistischen Staaten weitgehend unter der Kontrolle der Warschauer Pakt Staaten, während die westlichen NOKs sich anhaltendem politischem Druck ausgesetzt sahen, den Handlungsempfehlungen der nationalen Regierungen zu folgen.

Die Olympischen Spiele von 1976, 1980 und 1984 dokumentieren diesen Druck am deutlichsten, da sie den Höhepunkt der staatlich induzierten sportbezogenen Boykotte markieren (Lennartz, 2009). Im Jahr 1976 reisten 22 afrikanische Teams aus Montreal, dem Austragungsort der Spiele der XXI. Olympiade, ab, um auf diese Weise gegen die Teilnahme Neuseelands zu protestieren, da im Vorfeld die neuseeländische Rugby-Mannschaft als Nationalteam im Apartheidstaat Südafrika angetreten war. Acht weitere nationale Teams waren zuvor erst gar nicht angereist. Im Jahr 1980, auf dem Höhepunkt des Kalten Kriegs, erklärten die USA aus Protest gegen den sowjetischen Einmarsch in Afghanistan, nicht an den Spielen in Moskau teilzunehmen. Insgesamt 66 NOKs trafen dieselbe Entscheidung, darunter auch das NOK der Bundesrepublik. Sechzehn der in Moskau anwesenden Teams protestierten gegen den sowjetischen Einmarsch in Afghanistan, in dem sie entweder der Eröffnungsfeier fernblieben oder bei der Eröffnungsfeier keine Nationalflagge zeigten, sondern stattdessen die Olympische Fahne bzw. die Flagge ihres NOKs trugen. Weitere sieben Staaten schickten lediglich einen Fahnenträger, aber keine Athlet*innen zur Eröffnung. Als Reaktion auf den Olympiaboykott von 1980 verzichteten vier Jahre später die Sowjetunion und 13 weitere Staaten auf eine Teilnahme an den Sommerspielen in Los Angeles. Der Boykott der Olympischen Spiele 1988 in Seoul durch Nordkorea, Kuba, Äthiopien und Nicaragua markierte das vorläufige Ende der Boykottaktivitäten von Staaten bzw. NOKs im Zuge des Ost-West-Systemkonflikts.

Zum Ende der 1980er Jahre wurde den NOKs zunächst in den Ausführungsbestimmungen und dann in der Olympischen Charta empfohlen, Finanzierungsquellen zu suchen, die es ihnen ermöglichen, ihre Autonomie zu wahren. Hierbei wurden ausdrücklich auch staatliche Finanzmittel angeführt. Heute heißt es in der Charta, dass die NOKs zur Erfüllung ihrer Aufgaben mit staatlichen Stellen zusammenarbeiten und dabei auf freundschaftliche Beziehungen setzen mögen (International Olympic Committee, 2020, Art. 27).

Im Original: „In order to fulfil their mission, the NOCs may cooperate with governmental bodies, with which they shall achieve harmonious relations. However, they shall not associate themselves with any activity

which would be in contradiction with the Olympic Charter. The NOCs may also cooperate with non-governmental bodies.”

Die jüngeren Anpassungen der Olympischen Charta verdeutlichen, dass eine Finanzierung des Sports durch staatliche Mittel nahezu unverzichtbar ist. Das IOC setzt aber darauf, diese Förderung nicht zum Einfallstor für Interventionen werden zu lassen. Wie wichtig dem IOC seine Autonomie ist, dokumentiert auch die Rede, die IOC-Präsident Thomas Bach vor der UN-Vollversammlung im November 2013 hielt. Er betonte: „Sport [is] truly the only area [...] which has achieved universal law [...]. But to apply this universal law worldwide, sport has to enjoy responsible autonomy. Politics must respect this sporting autonomy“ (Bach, 2013). Ein Jahr später, im November 2014, bestätigte die 69. Vollversammlung der UN diesen Anspruch und erklärte ihren Respekt gegenüber der „independence and autonomy of sport as well as the mission of the IOC in leading the Olympic Movement“ (United Nations, 2014).

Staatliche Interventionen im Nahen Osten und in BRICS-Staaten

Nach dem Ende des Kalten Krieges hatte die Olympische Bewegung daraufgesetzt, die Autonomie des Sports fortan wieder stärker zu behaupten und staatlichen Interventionen deutlichere Grenzen aufzuzeigen. Vor allem die NOKs sollten vor staatlicher Einflussnahme geschützt werden (Meier, 2021). Da es jedoch vor allem in den autokratisch regierten Staaten des Nahen Ostens und in den BRICS-Staaten (Brasilien, Russland, Indien, China, Südafrika) zu neuerlichen Formen politischer Einflussnahme kam, sah sich das IOC in der vergangenen Dekade wiederholt veranlasst, die Mitgliedsrechte von einzelnen NOKs – etwa des Komitees des Irak sowie derjenigen von Kuwait, Indien, Russland und Brasilien – zeitweilig zu suspendieren, um mithilfe dieser Drohkulisse den Status quo ante wiederherzustellen.

Das NOK von Kuwait wurde seit 2007 gleich mehrfach vom IOC suspendiert, da die Regierung des Scheichtums erheblichen Einfluss auf die Arbeit und Entscheidungen des NOK nahm. Bis zu den Olympischen Spielen von Rio de Janeiro 2016 blieben die Athlet*innen davon unberührt, angesichts der neuerlichen Suspendierung im Oktober 2015 sahen sich die qualifizierten kuwaitischen Sportler dann aber gezwungen, bei den Spielen in Brasilien als *Unabhängige Olympische Athleten* unter olympischer Flagge anzutreten, während zugleich die Rechte des Nationalen Olympischen Komitees ausgesetzt wurden.

Als der irakische Sportminister im Mai 2008 die Auflösung des NOKs und aller nationalen Sportverbände bekanntgab und die Funktionsträger durch Regierungsvertreter ersetzte, wurde dies von der Regierung mit Korruption und unzulänglichen Wahlprozessen in den Sportorganisationen begründet. Als Reaktion darauf suspendierte das IOC im Juli 2008 das irakische NOK und kündigte an, die Athlet*innen von der Teilnahme an den Spielen in Peking auszuschließen. Erst als die irakische Regierung akzeptierte, bis spätestens Ende November des Jahres eine Neuwahl des Nationalen Olympischen Komitees zuzulassen, wurde der Suspendierungsentschluss aufgehoben und nationalen Athlet*innen des Landes doch noch eine Beteiligung an den Spielen in Peking ermöglicht.

In Indien hatte die Regierung im Dezember 2012 einen Gesetzesentwurf eingebracht, der darauf zielte, Einfluss auf die Zusammensetzung der Indian Olympic Association (IOA) zu nehmen, die als NOK von Indien fungierte. Vorgesehen war, Oligarchisierungstendenzen des indischen olympischen Verbands zu begrenzen und hierzu sowohl eine Amtszeitbegrenzung als auch ein Höchstalter von 70 Jahren für Mitglieder einzuführen. Das Internationale Olympische Komitee betrachtete dieses Gesetzesvorhaben der indischen Regierung jedoch als Verletzung der sportbezogenen bzw. olympischen Autonomie und suspendierte infolgedessen die IOA. Die drei für die Olympischen Winterspiele in Sotschi 2014 qualifizierten indischen Sportler mussten infolgedessen ebenfalls zunächst als sogenannte *Unabhängige Olympische Athleten* antreten.

Die weltweit am stärksten beachtete Maßregelung eines NOKs erfolgte in der letzten Dekade im Zuge des russischen Dopingskandals. Das Internationale Olympische Komitee suspendierte Ende 2017 das Nationale Olympische Komitee Russlands (ROC) aufgrund des Dopings bzw. der Fälschung von Dopingproben im Zuge der Olympischen Spiele in Sotschi. Die von der Welt-Anti-Doping-Agentur (WADA) beauftragten Untersuchungen, die sogenannten *McLaren-Reports*, hatten zuvor jahrelange systematische Dopingmanipulationen, die von staatlicher Seite aus unterstützt bzw. wesentlich veranlasst worden waren, dokumentiert. Die Manipulationen sollten dazu beitragen, dass Russland nach einem enttäuschenden elften Rang in der Nationenwertung der Winterspiele 2010 in Vancouver bei den Spielen 2014 in Sotschi, im eigenen Land, besser abschnitt. Mit illegalen Mitteln gelang dies auch, letztlich wurde der Betrug aber aufgedeckt. Die Suspendierung des ROC erfolgt nach längeren Debatten im Vorfeld der Spiele von Pyeongchang 2018 und hatte zur Folge, dass dort 168 Sportler*innen auf Einladung des IOC als *Olympische Athleten aus Russland* ohne Flagge und Hymne antraten. Nach den Spielen wurde die Suspendierung wieder aufgehoben. Als im Dezember 2019 die Welt-

Anti-Doping-Agentur Russlands Sport erneut suspendierte, da der bisherige Betrug weiter geübt bzw. Dopingdaten unvermindert manipuliert wurden und zudem die Bereitschaft zu Reformen begrenzt blieb, legte Russland vor dem Internationalen Sportgerichtshof CAS Berufung ein. Das Gericht änderte die zunächst für vier Jahre ausgesprochene Sperre in eine Zweijahressperre. Dieser Zeitraum schloss eine Teilnahme des ROC an den Olympischen Sommerspielen in Tokio und den Winterspielen in Peking aus, führte aber zu erheblicher Kritik, nicht zuletzt auch am IOC, das sich im Umgang mit Russland zu konziliant verhalten habe.

Während die bisher angeführten Suspendierungen maßgeblich als Reaktion des IOC auf staatliche Einflussnahme auf den olympischen Sport zu werten sind, erfolgte die kurzzeitige Suspendierung des NOKs von Brasilien im Jahre 2017 mit Blick auf die Verfehlungen von dessen Präsidenten Carlos Nuzman. Dieser hatte als Organisationschef der Olympischen Spiele 2016 fungiert und war festgenommen worden, da er sich, der Staatsanwaltschaft zufolge, an der Vergabe von Bauaufträgen und Dienstleistungsverträgen im Zuge der Spiele bereichert hatte und zudem rund 1,7 Millionen Euro an Bestechungsgeldern für den Kauf von Stimmen bei der Vergabe der Spiele an Rio organisiert hatte.

Deutlich wird an den angeführten Beispielen, dass die Autonomie des Sports bzw. der NOKs eine beständige Herausforderung für den olympischen Sport markiert. Vor allem wirtschaftlich starke und zugleich autoritär regierte Staaten nutzen den Sport, um damit nationales Prestige zu erzielen. Dabei scheuen sie nicht davor zurück, auch stärkeren Einfluss auf nationale Sportorganisationen und das jeweilige NOK zu nehmen. In einigen Fällen zielen die Interventionen aber auch lediglich darauf, zweifelhaften Praktiken oder Unregelmäßigkeiten im NOK entgegenzuwirken. Für die Olympische Bewegung und namentlich für das IOC bedeutet es einen permanenten Drahtseilakt, die Einflussnahme von Staaten zurückzuweisen, dabei gleichzeitig aber die staatliche finanzielle Förderung nicht grundsätzliche infrage zu stellen.

Nationalstaatliche Gesetze mit Auswirkungen auf den olympischen Sport in OECD-Staaten

Dass die Autonomie des Sports nicht nur in autoritären Ländern oder Staaten mit defizitären demokratischen Strukturen vor Herausforderungen steht, zeigen Beispiele aus Staaten der OECD-Welt.

OECD-Staaten sind Mitglieder in der "Organisation for Economic Co-operation and Development", die vor allem für Demokratie und Markt-

wirtschaft eintritt. Die OECD ist eine internationale Organisation mit gegenwärtig (2021) 37 Mitgliedstaaten, die in der Regel demokratischen Kriterien Rechnung tragen sowie einen überdurchschnittlichen Entwicklungsstand und ein hohes wirtschaftliches Niveau aufweisen. Das durchschnittliche Bruttoinlandsprodukt (BIP) der OECD-Staaten lag im Jahre 2020 bei 44.625 Dollar.

In Südkorea sind in den vergangenen Jahren im organisierten Sport Zentralisierungsprozesse forciert worden. So wurden zunächst das Koreanische Nationale Olympische Komitee (KOC) und der Korea Sports Council (KSC) im Jahr 2009 zusammengelegt. Im März 2016 kam es dann zu einem neuerlichen Zusammenschluss, bei dem der Korea Council of Sport for All mit dem Koreanischen Nationalen Olympischen Komitee zum Korea Sport & Olympic Committee (KSOC) fusionierte. Nach diesem Zusammenschluss ist das KSOC sowohl für den Spitzensport als auch für den Breitensport zuständig. In Korea, das mit Pyeongchang den Austragungsort der Olympischen Winterspiele 2018 stellte, agierte das KSOC zeitweilig wie eine quasi-staatliche Organisation. Das KSOC setzte dabei wesentliche Zielvorgaben der nationalen Sportpolitik bzw. des koreanischen Ministeriums für Kultur, Sport und Tourismus (MCST) um. Seitens des IOC wurde die reibungslose Durchführung der Olympischen Winterspiele zwar begrüßt, die Einflussnahme des Staates aber mit zunehmenden Bedenken verfolgt. Als die südkoreanische Regierung im Jahr 2019 dann im Zuge der Berichterstattung über Missbrauchsskandale im koreanischen Sport empfahl, das KSOC wieder in zwei Einheiten aufzuteilen – eine als NOK und die andere zur Beaufsichtigung des Breitensports – meldete sich das IOC kritisch zu Wort. Da seitens der koreanischen Regierung zudem die Entlassung des KSOC-Generalsekretärs Kim Seung-ho gefordert und die Umsetzung der neuen Statuten des KSOC, die zuvor vom IOC genehmigt worden waren, blockiert wurde, erklärte das IOC seine ernste Besorgnis über die Intervention der südkoreanischen Regierung im Sport. Zu Sanktionen ist es in diesem Fall jedoch bis heute nicht gekommen.

Auch gegenüber europäischen Staaten bzw. NOKs in Europa, wie demjenigen von Italien, wurden in jüngerer Vergangenheit deutliche Warnungen des IOC ausgesprochen. In Italien wurden im Herbst 2019 Pläne des Kabinetts von Ministerpräsident Conte bekannt, mit der Gründung eines neuen Sportdachverbands unter der Bezeichnung *Sport e Salute* (Sport und Gesundheit) die Strukturen des nationalen Sports grundlegend zu ändern. Unter anderem sollte die neue Organisation das Programm *Sport nei Parchi* implementieren und in diesem Zuge die Betreuung allgemein zugänglicher öffentlicher Sportanlagen in Parks

übernehmen. Das IOC reagierte hierauf mit der Ankündigung, dass die Mitgliedschaft des Nationalen Olympischen Komitees (CONI) im IOC ausgesetzt werden könnte. Dies war umso bemerkenswerter, weil Italien kurz zuvor, im Juni 2019, noch zum Austragungsort der XXV. Olympischen Winterspiele im Februar 2026 in Mailand und Cortina d'Ampezzo gekürt wurde. Als *Sport e Salute* dann aus der Taufe gehoben und direkt dem Finanzministerium unterstellt wurde, übernahm die neue Organisation wie vorgesehen auch Personal und Sportstätten von CONI. Damit verlor das bis dahin autonom agierende NOK erhebliche Ressourcen. Abgewendet wurde die Suspendierung von CONI letztlich nur dadurch, dass die italienische Regierung unter Ministerpräsident Conte in der letzten Sitzung vor ihrem Rücktritt im Februar 2021 ein Dekret verabschiedete, mit dem sie zusicherte, die Unabhängigkeit des Nationalen Olympischen Komitees in Italien zu garantieren.

Zu einer deutlichen Verschiebung in der traditionellen Abgrenzung zwischen staatlichem Handeln und verbandlich organisiertem Sport kam es im Jahr 2016 in Deutschland in der Dopingbekämpfung. Bereits seit den 1990er Jahren war in Deutschland immer wieder die Forderung nach einem staatlichen Anti-Doping-Gesetz erhoben worden (Haug, 2006). Mit Verweis auf die Autonomie des Sports fand dieses Ansinnen jedoch politisch keine Unterstützung. Im Jahr 2007 wurde dann jedoch der § 6 des Arzneimittelgesetzes um ein Verbot des Besitzes von „nicht geringen Mengen“ dopingfähiger Substanzen ergänzt. Darüber hinaus wurde im selben Jahr das *Gesetz zur Verbesserung der Bekämpfung des Dopings im Sport* verabschiedet, mit dem Ziel, kriminelle Strukturen im Sport zu bekämpfen, wozu auch eine begrenzte Sanktionierung des Besitzes von Dopingmitteln eingeführt wurde. Mit diesen Schritten setzte ein verstärktes staatliches Engagement in der Dopingbekämpfung ein. Im Jahr 2009 wurde in München die erste Schwerpunktstaatsanwaltschaft für Doping in Deutschland eingerichtet. Eine grundlegende Neupositionierung des Themas der gesetzlichen Regelung in der Anti-Doping-Politik erfolgte dann nach der Bundestagswahl 2013, als der Koalitionsvertrag zwischen CDU/CSU und SPD das Ziel beinhaltete, weitergehende gesetzliche Maßnahmen umzusetzen. Diesem Auftrag folgend wurde 2015 ein Entwurf für ein *Gesetz zur Bekämpfung von Doping im Sport* eingebracht und – gegen den Widerstand des Deutschen Olympischen Sportbundes (DOSB) – im Bundestag verabschiedet (Risse, 2018). Am 1. Januar 2016 ist dieser Rechtsakt in Kraft getreten. Bis zum Inkrafttreten dieses Gesetzes lag die Sanktionsgewalt für Vergehen beim organisierten Sport; das neue Gesetz stellt nun aber den Erwerb, den Besitz und die Anwendung von Dopingmitteln und -methoden, um sich einen Vorteil in einem

Wettkampf zu verschaffen, unter Strafe und schreibt damit dem Staat wesentliche Kompetenzen zu. Der damit verbundene Verlust an Autonomie für den organisierten Sport lässt sich nicht auf einen konkreten Dopingskandal im deutschen Sport zurückführen, sondern ist vielmehr Ausdruck eines allgemeinen Wandels in der deutschen Sportpolitik. Aufgrund der Herausforderungen und Probleme im organisierten Sport ändern staatliche Akteure ihre Position und treten für eine stärkere Rolle des Staates ein.

Zu einer tendenziell ähnlichen Entwicklung ist es in den USA gekommen, wo im November 2020 ein neues Anti-Doping Gesetz, der sogenannte *Rodshenkov Act*, verabschiedet wurde. Der Rechtsakt ist nach Grigori Rodschenkov benannt, dem früheren Direktor des Moskauer Anti-Doping-Labors, der den Doping-Skandal 2016 in Russland aufgedeckt hatte. Das Gesetz eröffnet den US-amerikanischen Strafverfolgungsbehörden erweiterte Kompetenzen im Kampf gegen Doping und zielt auf Hintermänner bzw. kriminelle Netzwerke ab. Die Ermittler können bei begründetem Verdacht, dass US-amerikanische Akteure involviert sind, nunmehr weltweit ermitteln. Das IOC und die Welt-Anti-Doping-Agentur (WADA) haben sich gegen das Gesetz ausgesprochen. Sie befürchten einen Bedeutungsverlust der WADA und Rückschritte bei der Vereinheitlichung des Rechtsrahmens im Kampf gegen Doping. Darüber hinaus wird das neue Gesetz aber auch als ein weiteres Einfallstor zur Begrenzung der Autonomie des olympischen Sports gesehen, dessen Kompetenzen zur Ermittlung und rechtlichen Sanktionierung damit begrenzt werden.

Die hier angeführten vier Beispiele aus OECD-Staaten zeugen davon, welche erhebliche Dynamik im olympischen Sport gegenwärtig auszumachen ist. Die eingangs skizzierten Veränderungsprozesse haben dazu geführt, dass auch staatliche Akteure verstärkt für den Sport Verantwortung übernehmen. Diese Haltung kommt vor allem deswegen zum Tragen, weil die beträchtliche Förderung des olympischen Sports auch zunehmende Begehrlichkeiten der Politik weckt, über die Verwendung der staatlichen Gelder mitzuentcheiden. Infolgedessen kommt es auch hier zu verstärkter Einflussnahme. Diese fällt noch umfassender aus, wenn den Akteuren des olympischen Sports eine nur begrenzte Reformbereitschaft unterstellt wird oder offenkundige Fehlentwicklungen auszumachen sind, auf die von der Olympischen Bewegung bislang nicht reagiert wurde.

Einflussnahme durch internationale und supranationale Akteure auf den Sport

Im Zuge der anhaltenden Entgrenzungs- bzw. Globalisierungsprozesse der vergangenen Jahrzehnte hat auch der Einfluss von internationalen Akteuren im Sport zugenommen. Diese haben in den vergangenen Dekaden wiederholt ihre grundsätzliche Unterstützung für die bestehenden Sportstrukturen zum Ausdruck gebracht. Diese Unterstützung ist jedoch nicht bedingungslos und unterliegt zudem anhaltenden Veränderungen. Dies wird besonders mit Blick auf staatliche Akteure im internationalen bzw. supranationalen Raum deutlich. So hat etwa aus der UN-Familie die UNESCO in ihrer überarbeiteten Internationalen Charta für Leibeserziehung und Sport von 2015 zwar grundlegende Prinzipien und Werte des Sports in Erinnerung gerufen und auch die Olympische und Paralympische Bewegung als wichtige Akteure explizit benannt, jedoch darauf verzichtet, einen Hinweis auf die Autonomie des Sports aufzunehmen. Die Europäische Kommission hat in ihren verschiedenen Grundlagen- und Strategiepapieren der beiden letzten Dekaden wiederholt betont, dass sie – wie im Weißbuch zum Sport (Europäische Kommission, 2007) – „die Autonomie der Sportorganisationen und der repräsentativen Strukturen (wie Ligen)“ anerkenne. Sie hat dieses Bekenntnis aber in der Regel mit Konditionen verbunden, so etwa in dem Dokument zur *Entwicklung der europäischen Dimension des Sports* vom 18. Januar 2011 mit dem Hinweis, dass die Berücksichtigung von Good-Governance-Kriterien „eine Voraussetzung für die Autonomie und die Selbstregulierung von Sportverbänden“ sei (Europäische Kommission, 2011).

Neben entsprechenden politischen Stellungnahmen hat vor allem das supranationale Recht der Europäischen Union Auswirkungen auf die Frage der Autonomie des Sports ausgeübt (Mittag, 2018). Das wohl prägnanteste Beispiel bot dabei in den 1990er Jahren der Europäische Gerichtshof mit dem viel zitierten *Bosman-Urteil* im Fußball. Die hier zugrunde gelegten Bestimmungen der Grundfreiheiten des EU-Binnenmarkts waren nicht originär auf den Sport gemünzt, übten auf diesen aber eine grundlegende Wirkung aus und änderten die Strukturen des europäischen Mannschaftssports nachhaltig. Deutlich wurde bereits mit dem *Bosman-Urteil*, dass die Europäische Union selbst in Bereichen wie der Sportpolitik, in denen sie keinerlei exklusive Kompetenz besaß, durch das supranationale Recht derart umfassend Einfluss nehmen konnte, dass auch die Autonomie des Sports herausgefordert wurde. Weitere aus dem Wirtschaftsrecht abgeleitete sportbezogene Urteile der nachfolgenden Jahre untermauerten diese Sichtweise, die zuletzt bei der ISU-Entscheidung der Europäischen Kommission erneut zum Tragen kam (Mittag,

2019). Dem Olympiasieger im Eisschnelllaufen Mark Tuitert und dem Staffelweltmeister im Shorttrack Niels Kerstholt war es von der Internationalen Eislaufunion (International Skating Union, ISU), dem Dachverband der Eisschnell- und Eiskunstläufer, untersagt worden, an einem lukrativen Show-Wettkampf in Dubai teilzunehmen, da dieser nicht von der ISU autorisiert war. Angesichts drohender Strafen, die bis zu lebenslangen Sperren reichen, wendeten sich beide Athleten im Juni 2014 an die Europäische Kommission und reklamierten, dass entsprechende Sanktionen eine Einschränkung ihrer Berufsfreiheit darstellen würden. Damit war eine Kernfrage des Sports angesprochen, berührt dieses Problemfeld doch im Kern das Verbands- und Veranstaltungsmonopol des organisierten Sports. Nicht zuletzt deswegen hatte sich auch IOC-Präsident Thomas Bach noch am 21. November 2017, unmittelbar im Vorfeld der erwarteten Kommissions-Entscheidung, mit den europäischen Sportministern in Brüssel getroffen, um für das europäische Sportmodell zu werben und auf dessen potenzielle Aushebelung durch das EU-Kartellrecht zu verweisen. Sowohl die Europäische Kommission, die die Internationale Eislauf-Union in einer Stellungnahme im November 2017 aufforderte, ihre Regeln zu ändern, als auch der Europäische Gerichtshof, der im Dezember 2020 urteilte, gaben den Athleten weitgehend Recht. Die ISU hat dem Urteil des Europäischen Gerichtshofs zufolge andere Veranstalter bei der Ausrichtung eines Wettkampfs unzulässig beeinträchtigt und damit gegen das Wettbewerbsrecht der Europäischen Union verstoßen. Damit ist aber ein wesentlicher Bereich der sportverbandlichen Autonomie berührt. Dem Wettbewerbssport liegt ein Pyramidensystem zugrunde, das von der internationalen über die kontinentale bis zur nationalen bzw. regionalen und kommunalen Ebene hinunterreicht und letztlich auf einem Monopol des Fachverbandes auf der jeweiligen Ebene basiert. Lange Zeit galt dieses System als unumstritten, da so unter anderem einheitliche Regeln und Sicherheitsstandards bei Wettbewerben gewahrt werden. Seitdem im Sport aber nicht nur zunehmend höhere Umsätze generiert werden, sondern sich auch immer mehr Akteure mit unterschiedlichen Interessen engagieren, wird verstärkt moniert, dass die Verbände ihre Veranstaltungshoheit einseitig im Sinne eines Wirtschaftsunternehmens nutzen, um eigene Ansprüche zu sichern.

Sollte nun das ISU-Urteil künftig verstärkt als Präzedenzfall herangezogen werden, kann dieses erhebliche Implikationen für die künftige Organisation des Sports zur Folge haben. Auch wenn die EU-Institutionen bislang die besondere Rolle der Sportverbände und damit auch eine gewisse Autonomie des olympischen Sports anerkannt haben, werden die rechtlichen Rahmenbedingungen des Binnenmarktes nicht grundsätz-

lich außer Kraft gesetzt. Damit ist aber zumindest die Tür zu einem pluralistischeren System im Sport geöffnet, das seinerseits wiederum die Autonomie des Sports mittelfristig zur Erosion bringen kann.

Good Governance und Integrität

Als Herausforderung für die Autonomie des Sports haben sich in den vergangenen Dekaden nicht nur Interventionen von außen erwiesen, sondern auch Missstände und Fehlentwicklungen in den Binnenstrukturen der Olympischen Bewegung. Die Kontrastfolie dazu lieferte ein verstärkter Rekurs auf Governance-Konzepte in der Politik, der dazu führte, dass auch im Sport Good Governance zum vielbeachteten Leitbild avancierte (Sobry, 2011; Geeraert, 2013).

Good Governance

Seit der Jahrhundertwende werden von Medien und Öffentlichkeit mit Good Governance zunehmend höhere normative Erwartungen mit der Organisation des Sports verbunden. Verstanden wird unter Good Governance die Verantwortung von Sportverbänden und Funktionsträger*innen für die Organisation und Integrität des Sports durch die Entwicklung, Umsetzung und Kontrolle von Verhaltensnormen und -regeln.

Den Ansprüchen an Good Governance ist der Sport im Zuge anhaltender Kommerzialisierungsprozesse gerade zum Ende der 1990er Jahre nicht immer gerecht geworden (Emrich & Gassmann, 2019). Als Sündenfall des internationalen Sports – und zugleich als entscheidende Wegmarke für die Existenz eines strukturellen Problems im olympischen Sport – gilt der Vergabeprozess der Olympischen Winterspiele an Salt Lake City bei der Session des IOC in Budapest im Jahr 1995. Drei Jahre später, noch vor der Ausrichtung der Spiele, wurden zahlreiche Korruptions- und Bestechungsakte von IOC-Mitgliedern im Zuge des Vergabeverfahrens bekannt. Als dann der Schweizer Marc Hodler, Mitglied des IOC-Exekutivkomitees, im Dezember 1999 mit weiteren Vorwürfen an die Öffentlichkeit ging, wurde das IOC in seinen Grundfesten erschüttert. Die Liste der Anschuldigungen reichte von der Anstellung von Familienangehörigen von IOC-Mitgliedern über die Gewährung von Grateiseinkäufen bei Wal-Mart bis hin zu Einladungen zu Luxusreisen nach Las Vegas, Disneyland, zu den Niagara Fällen und zum Yellowstone Nationalpark. Im Zuge der daraufhin eingeleiteten Untersuchungen wurden 14 IOC-Mitglieder

sanktioniert, sechs sogar auf Lebenszeit ausgeschlossen. Weitere vier waren bereits zuvor zurückgetreten (Mason, Thibault & Misener, 2006). Als wesentliche Ursache für den Skandal von Salt Lake City wurde einerseits die anhaltende Kommerzialisierung des Sports mit immer höheren Umsätzen und Begehrlichkeiten ausgemacht, andererseits mangelndes Unrechtsbewusstsein und fehlende Kontrollinstanzen. Diese Rahmenbedingungen hatten es dem Bewerbungskomitee von Salt Lake City erlaubt, in unzulässiger Art Einfluss auf die IOC-Mitglieder zu nehmen und so den Zuschlag für die Winterspiele zu erhalten. Das mediale Echo, das auf die Veröffentlichung dieser Fehlentwicklungen folgte, war verheerend. Zu den wiederkehrenden Forderungen gehörte dabei auch, das IOC fortan stärker zu reglementieren.

Das IOC versuchte dem entgegenzuwirken. Es reagierte entschlossen, beauftragte unter Leitung von Richard Pound eine Ad-hoc-Kommission zur Aufarbeitung des Olympia-Skandals um Salt Lake City und leitete einen grundlegenden Reformprozess ein. Bereits im Frühjahr 1999 wurde eine Ethik-Kommission etabliert, die einen Verhaltenskodex für IOC-Mitglieder entwickelte und diesen fortan auch überwachte. Eine Reformkommission entwickelte unter der Bezeichnung „IOC 2000“ ein Reformpaket, das vor allem Änderungen im Bewerbungsprozess vorschlug, aber auch zahlreiche Strukturreformen empfahl, die in der Folge dann auch umgesetzt wurden.

Das Bewerbungsprozedere ist seitdem in einen zweistufigen Prozess aufgliedert. In einem ersten Schritt werden von einer vom IOC-Exekutivkomitee bestellten Evaluierungskommission eine Anzahl von Bewerbern anhand von eher technischen Kriterien vorausgewählt. Der eigentliche Vergabebeschluss erfolgt dann in einem zweiten Schritt durch die Session, die Legislative des IOC. In die Statuten des IOC wurde zudem erstmals eine Amtszeitbegrenzung für den IOC-Präsidenten aufgenommen, der nunmehr zunächst für acht Jahre gewählt wird und dann noch einmal für vier Jahre wiedergewählt werden kann. Die IOC-Exekutive wurde von elf auf fünfzehn Mitglieder vergrößert. Eine weitere Änderung betraf die Altersgrenze für neue IOC-Mitglieder, die – nach dem Ende von Übergangsregelungen – auf 70 Jahre festgelegt wurde. Mit der Reform wurde auch die Gesamtzahl der IOC-Mitglieder auf 115 festgelegt und die Repräsentation von einzelnen Akteursgruppen in der Charta verankert. Im IOC sind nun 15 Athletenvertreter*innen, 15 Mitglieder von internationalen Sportfachverbänden und 15 Vertreter*innen von Nationalen Olympischen Komitees vertreten (MacAloon, 2011). Neue Mitglieder werden zwar weiterhin vom IOC selbst gewählt, können aber

nun auch von den internationalen Sportfachverbänden, den NOKs und der IOC-Athletenkommission vorgeschlagen werden.

Mit diesen Reformakten hat sich das IOC erheblich modernisiert, demokratisiert und auch den Ansprüchen von Good Governance deutlich stärker Rechnung getragen als andere internationale Sportverbände im selben Zeitraum. Dennoch lag manches weiterhin im Argen. Besonders kritisch erwies sich der Umstand, dass der Olympia-Skandal um Salt Lake City seitens des IOC als einmalige Ausnahme behandelt wurde und die in der Olympischen Bewegung vorhandenen Korruptionserscheinungen nicht als grundsätzliches Problem angegangen wurden. Diese Handhabung forcierte anhaltende Kritik in Medien und Öffentlichkeit. Dies umso mehr, als in den folgenden Jahren weitere Korruptionsfälle bekannt wurden. So brachten 2008 verdeckt operierende BBC-Journalisten in Erfahrung, dass einzelne IOC-Mitglieder sich bereit erklärt hatten, bei der Wahl des Austragungsortes für die Olympischen Sommerspiele 2012 rund 15 bis 20 Stimmen aufzubringen. Auch Medienberichte über den illegalen Weiterverkauf von Tickets für die Spiele 2012 in London durch Mitglieder einzelner NOKs konterkarierten die Good-Governance-Ambitionen. Den wohl stärksten negativen Effekt übten indes die Präsidenten von anderen Sportfachverbänden aus, die zum Zeitpunkt der Vorwürfe zugleich IOC-Mitglieder waren (Krieger, 2018). Der ehemalige FIFA-Präsident Joao Havelange trat wegen der ISL-Affäre der FIFA im Dezember 2011 aus dem IOC zurück, sein Nachfolger Josef Blatter sah sich wegen der FIFA-Skandale um die WM-Vergabe 2018 und 2022 im Juni 2015 zum gleichen Entschluss veranlasst (Mittag & Nieland, 2016).

Die Vermarktungsagentur International Sport and Leisure (ISL) wurde Mitte der 1980er-Jahre vom damaligen Adidas-Chef Horst Dassler gegründet. Die Schweizer Agentur war eine Tochtergesellschaft der ISMM-Gruppe, die u.a. mit den Rechten für die Fußball-Weltmeisterschaften handelte.

Im Jahr 2015 musste mit Lamine Diack als IOC-Ehrenmitglied sowie als Präsident der International Athletics Foundation (IAF) eine der umstrittensten Figuren des internationalen Sports zurücktreten.

Da die verschiedenen Skandale die Integrität und Legitimität des olympischen Sports diskreditierten, ist der Ruf nach der Durchsetzung von Good-Governance-Prinzipien in den internationalen Sportorganisationen seitdem nicht mehr verstummt. Vielmehr wurden entsprechende Ansprüche auch auf nationale und subnationale Sportverbände ausgeweitet. Mittlerweile gilt die Einhaltung von Good-Governance-Standards im Sport sogar als zentraler Indikator für den Grad der künftigen Autonomie des organisierten Sports (Bonollo & Gilligan, 2009; Europäi-

sche Kommission, 2011; Expert Group Good Governance, 2013). Nur wenn entsprechende Prinzipien eingehalten werden und ein hohes Maß an Integrität der Sportverbände dokumentiert wird, kann der organisierte Sport nach landläufiger Auffassung beanspruchen, bei der Regulierung und Ausgestaltung des Sports auch künftig weitgehend autonom zu agieren.

Die Nationalstaaten verlassen sich jedoch nicht mehr allein auf die Selbstheilungskräfte des organisierten Sports. Vor allem der FIFA-Skandal 2015 hat dazu beigetragen, dass die Schweiz begann, in der neben dem IOC auch ein Großteil der olympischen Sportfachverbände seinen Sitz hat, das Handeln der Sportverbände stärker zu reglementieren. Hatte die Schweiz bis dahin nur wenig Interesse gezeigt, ihre nationale Rechtsordnung anzupassen, in der bis 2016 private Bestechung nicht als Straftatbestand galt, so führte eine Gesetzänderung dazu, dass ab 1. Juli 2016 die aktive und passive Privatbestechung ins Strafgesetzbuch aufgenommen wurde. Damit erhielten die Schweizer Behörden, namentlich die schweizerische Bundesanwaltschaft, eine Handhabe, gegen illegale Praktiken im Sport stärker vorzugehen. Auch andere Staaten befassen sich mittlerweile mit den betrügerischen Aktivitäten von Sportfunktionären und setzen damit auf ein höheres Maß an Interventionen. So hatte Tsunekazu Takeda, der Präsident des japanischen Olympischen Komitees, im März 2019 seinen Rücktritt erklärt, da die französische Finanzstaatsanwaltschaft Parquet National Financier (PNF) Ermittlungen wegen Geldern aufgenommen hatte, die kurz vor und kurz nach der Olympia-Vergabe an Tokio im Herbst 2013 an eine Beraterfirma geflossen waren. Angesichts dieser Entwicklung ist zu erwarten, dass fehlende Good-Governance-Standards und lediglich begrenzte Selbstreinigungsprozesse im Sport auch in Zukunft einen zentralen Hebel zur staatlichen Einflussnahme darstellen, der erhebliche Auswirkungen auf die Autonomie des Sports haben wird.

Die Vergabe von Sportgroßveranstaltungen

Zumindest mittelbaren Einfluss auf die Autonomie des olympischen Sports hat die Vergabepolitik bei Sportgroßereignissen in den letzten Jahren ausgeübt. Diese haben traditionell schon immer starkes Interesse hervorgerufen, aber erst mit den eingangs skizzierten Änderungen im Mediensystem seit etwa Mitte der 1980er hat diese Entwicklung jene umfassende Dimension erreicht, die heute allgegenwärtig ist und sich unter anderem darin widerspiegelt, dass mittlerweile für 30 Sekunden Werbung im Rahmen des Superbowl rund fünf Millionen Euro verlangt

und bezahlt werden, da weltweit rund 800 Millionen Menschen das Event live verfolgen (Mittag, 2020). Auch die Olympischen Spiele zählen zu den sogenannten Megaevents des Sports (Preuß, 1999; Andreff & Weitzmann, 2019). Allein die Eröffnungszeremonien der Olympischen Sommerspiele in Peking, London und Rio wurden weltweit von einem Milliardenpublikum an den Bildschirmen verfolgt.

Bei der Vergabe der Sportgroßveranstaltungen zeichnete sich mit dem Beginn des 21. Jahrhunderts eine deutliche geografische Verlagerung ab. Während im 20. Jahrhundert die Austragung von Sportgroßereignissen zumeist großen OECD-Staaten wie etwa Deutschland und Frankreich oder Japan und den Vereinigten Staaten zugesprochen wurde, erfolgte die Vergabe von Sportgroßveranstaltungen im 21. Jahrhundert vor allem an BRICS-Staaten. Dies gilt namentlich für Olympische Spiele und Fußballweltmeisterschaften wie die Sport-Megaevents in Brasilien (Olympische Sommerspiele 2016, Fußballweltmeisterschaft 2014), in Russland (Olympische Winterspiele 2014, Fußballweltmeisterschaft 2018), in China (Olympische Sommerspiele 2008, Olympische Winterspiele 2022) und in Südafrika (Fußballweltmeisterschaft 2010) verdeutlichen. Zurückgeführt werden kann die veränderte Vergabepolitik darauf, dass die Staaten der OECD-Welt mittlerweile als weitgehend erschlossene bzw. gesättigte Sportmärkte gelten, während den BRICS-Staaten noch erhebliches Wachstumspotenzial zugeschrieben wird. Zugleich sind die Anforderungen an Olympische Spiele derart stark gestiegen, dass die traditionellen Ausrichternationen der westlichen Welt zunehmend weniger bereit sind, die immensen Veranstaltungskosten aufzubringen. Dies gilt umso mehr, da hier die Bevölkerung potenzieller Austragungsorte in den beiden vergangenen Dekaden verstärkt darauf gedrängt hat, in die Entscheidung einbezogen zu werden. In den in diesem Zusammenhang abgehaltenen Referenden sprach sich – wie in Hamburg, München und Garmisch-Partenkirchen – jedoch wiederholt eine Mehrheit gegen Olympische Spiele in der Heimatstadt aus (Nieland, Ihle & Mittag, 2016).

Seitens der Kandidatenstaaten wird als Motiv für die Bewerbung um ein Sportgroßevent im Allgemeinen ein potenzieller wirtschaftlicher Mehrwert hervorgehoben. Erhofft werden von der Ausrichtung des Events neue Arbeitsplätze, ein Ausbau der Infrastruktur und eine Steigerung der Tourismuszahlen. Mit der Ausrichtung durch die BRICS-Staaten sind aber weitere Motive hinzugekommen. Für diese stellen die eigenen globalen Präsentationsmöglichkeiten durch das Event, verbunden mit einer erhofften Zunahme an Bekanntheit im Sinne des „*Nation Branding[s]*“ (Nauright, 2013; Kobierecki & Strožek, 2017) sowie ein potenzieller Imagegewinn (Gripsrud, Nes & Olsson, 2010), ebenfalls

zentrale Motive dar. Hinzu kommt, dass Sportgroßveranstaltungen auch verstärkt als Instrument eingesetzt werden, das im Sinne der Popularitäts- und Legitimationssteigerung von Regierungen oder Verbänden die nationale Öffentlichkeit beeindrucken soll. Darüber hinaus wird Sport-Megaevents auch eine identitätsstiftende Wirkung zugeschrieben. Mit dieser Ausrichtung und mit diesen Zielsetzungen haben sich Sportgroßereignisse zu einer „globale[n] Bühne“ der Politik entwickelt (Mittag & Nieland, 2012). Da das IOC gewissermaßen durch die Wahl der Austrichterstädte das Fundament für diese politische Bühne bereitet hat, kann es auch nicht verwundern, wenn die Olympischen Spiele ihren Charakter als primär sportlicher Wettbewerb verlieren und damit mittelbar auch die Autonomie des IOC berührt wird.

Der Umstand, dass die Olympischen Spiele zunehmend zum Spielball der Interessen geworden sind, hat nicht zuletzt auch zu den zahlreichen sportbezogenen Protestaktivitäten der vergangenen Jahre geführt. Diese reichten von Demonstrationen und Störungen beim Fackellauf im Vorfeld der Olympischen Spiele in Peking bis zum Entschluss hochrangiger Politiker des Westens, darunter Staats- und Regierungschefs von Frankreich, Großbritannien, Deutschland, Kanada und den USA, den Olympischen Winterspielen in Sotschi keinen Besuch abzustatten. Unübersehbar ist, dass mit politischer Kritik am Austragungsort auch Kritik an der Olympischen Bewegung verbunden ist. Dies gilt vor allem mit Blick auf die sozialen, humanitären und ökologischen Rahmenbedingungen von Sportgroßereignissen. Da nicht wenige der wachstumsstarken Staaten (noch) keine stabilen Demokratien sind, besitzen Kriterien wie Menschenrechte oder Umweltstandards in diesen Ländern einen eher geringen Stellenwert. So erfolgten in Brasilien im Zuge der Fußballweltmeisterschaft und der Olympischen Spiele zahlreiche Enteignungen und Zwangsumsiedlungen (Mittag & Ebbinghaus, 2017). Schätzungen zufolge waren allein in Rio de Janeiro 22 Armenviertel von Abrissarbeiten betroffen, so dass rund 65.000 Favela-Bewohner*innen ihr angestammtes Heim aufgeben mussten. Für die Bewohner bedeuteten die Zwangsumsiedlungen nicht nur den Verlust ihres Wohnraums, sondern bisweilen auch eine soziale Entwurzelung. Vor allem von den Medien und von Menschenrechtsorganisation wird infolgedessen im Zuge des Bewerbungsverfahrens verstärkt auf die Menschenrechtsproblematik verwiesen, womit der Entscheidungsautonomie des IOC über den Austragungsort aber auch Grenzen aufgezeigt werden. Dies gilt umso stärker, weil die Gegenargumente der Olympischen Bewegungen nicht überzeugen konnten. Im Zuge des Vergabeprozesses der Sommerspiele 2008 an China hatte man im Umfeld der Olympischen Bewegung noch darauf verwiesen, dass der

sportliche Rahmen auch zu einer Verbesserung der Arbeits- und Lebensverhältnisse sowie der demokratischen Standards beitragen könne. Nach den Spielen fiel das Urteil allerdings ernüchternd aus. Die Erwartung, dass sich die Menschenrechtssituation in China durch die Olympischen Spiele 2008 mittelfristig bessern würde, blieb Wunschenken. Zahlreiche Oppositionelle waren während der Spiele unter Hausarrest gestellt oder in Haft genommen worden, zugleich wurden die Medien streng zensiert. Selbst die Kommunikation via Internet war während der Olympischen Spiele nur eingeschränkt möglich (Kidd, 2010).

Dass die Sportgroßereignisse gerade in den BRICS-Staaten zu einer Bühne des Protests geworden sind, dokumentieren auch die Proteste der Athlet*innen. So hatte ein halbes Jahr vor den Winterspielen in Sotschi die schwedische Weltklasse-Hochspringerin Emma Green bei der Leichtathletikweltmeisterschaft in Moskau im August 2013 in der Qualifikation ihre Fingernägel in den Regenbogenfarben lackiert. Diese eher subtile Demonstration von Protest war als Ausdruck gegen die Diskriminierung von Homosexuellen in Russland zu verstehen, mit dem die Schwedin auf die seinerzeitigen politischen Entwicklungen um das russische Anti-Homosexuellen-Gesetz im Austragungsland der bevorstehenden Olympischen Winterspiele aufmerksam machen wollte (Mittag, 2016). Entsprechender demonstrativer Protest ist zumeist ohne größeren Aufwand und vergleichsweise spontan umzusetzen. Er besitzt hohes symbolisches Potenzial, er ist gut sichtbar und die Medien können ihn gut vermitteln. Dies umso mehr, da im Zeitalter der sozialen Netzwerke keine Geste unbeachtet bleibt und die politischen Rahmenbedingungen nicht mehr einfach mit dem Hinweis auf die vermeintlich unpolitische Dimension des Sports ausgeblendet werden können.

Das IOC hat unter der Präsidentschaft von Thomas Bach auf diese in erheblichem Maße selbst verursachten Protestaktivitäten reagiert. Einen Meilenstein markiert dabei die *Agenda 2020*, die von Thomas Bach im Jahre 2014 als umfassendes Reformwerk der Olympischen Bewegung vorgestellt wurde. Unter der Parole, „das IOC müsse sich wandeln, um nicht zum Spielball der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklung zu werden“ (Die Zeit online, 8.12.2014) hatte Thomas Bach unter anderem angeregt, zukünftig mehr auf Nachhaltigkeit zu setzen und wieder mehr Bewerberstädte für Olympische Spiele zu gewinnen – nicht zuletzt Staaten aus etablierten Demokratien. Damit sollte verhindert werden, dass die Kosten für Olympische Spiele ins Gigantische stiegen und sie zudem weiterhin für Propagandazwecke instrumentalisiert werden. Diese Zielsetzung ging bei den Bewerbungen für 2024 und 2028 zumindest in Teilen auf. Es traten zunächst zwar zahlreiche westliche Metro-

polen an, dann zogen Boston, Hamburg, Rom und Budapest ihre Bewerbungen primär aus Sorge vor zu hohen Kosten jedoch zurück. Am Ende konnten mit Paris und Los Angeles dann aber doch zwei Austragungsstädte aus demokratischen Staaten gekürt werden.

Unter dem Titel *Agenda 2020+5* wurde der Reformprozess von Thomas Bach im Jahr 2021 erneut aufgegriffen. Zu den aktualisierten Zielsetzungen zählte die „Stärkung der Rolle des Sports als Wegbereiter für UN-Ziele bezüglich von Nachhaltigkeit“ oder die „Unterstützung für Flüchtlinge und Bevölkerungsgruppen, die von Vertreibungen betroffen sind“. Mit diesen Zielen dokumentiert das IOC sein Bewusstsein für gesellschaftliche Problemfelder, die auch den Sport berühren. Zugleich nimmt das IOC aber in Kauf, weiterhin zum Gegenstand von politischen Debatten zu werden.

Der Rekurs auf die Sportdiplomatie

Eine ähnliche Tendenz zeigt sich auch im letzten hier behandelten Problemfeld: der Sportdiplomatie. Die Nutzung des Sports als Instrument der internationalen Politik ist keine neue Entwicklung, sondern wurde schon im frühen 20. Jahrhundert als probates Mittel vor allem der auswärtigen Politik von Nationalstaaten genutzt. Unter den analytischen Kategorien *Sportdiplomatie* und *Soft Power* hat diese spezifische Form internationaler Politik in den beiden letzten Dekaden aber mittlerweile verstärkte Beachtung gefunden. Politische Beobachter machen sogar eine systematische Nutzung aus, wenn etwa die Europäische Kommission im Jahr 2016 eine eigene Arbeitsgruppe zum Thema Sportdiplomatie einrichtet, die darauf zielt, das politische Potenzial des Sports auch für internationale Organisationen bzw. supranationale Gemeinschaften wie die Europäische Union zu beleuchten. Eine ähnliche Tendenz ist auch in der Olympischen Bewegung auszumachen. In den beiden letzten Dekaden ist die Sportdiplomatie auch seitens des IOC mit Blick auf die Olympischen Spiele in neue Dimensionen vorgestoßen, wie vor allem das Beispiel Korea dokumentiert.

Nachdem die Entspannungsprozesse zwischen Nord- und Südkorea jahrzehntelang brachlagen, ist es im Vorfeld der Olympischen Winterspiele im südkoreanischen Pyeongchang 2018 zu einer neuerlichen Annäherung beider Staaten gekommen. Der gemeinsame Einzug der Athlet*innen aus Nord- und Südkorea bei der Eröffnungsfeier sowie das gemeinsame Eishockeyteam der Frauen waren Elemente einer symbolischen Politik von Präsident Moon Jae-in und Machthaber Kim Jong-un,

die vom IOC nicht nur begrüßt, sondern offensiv unterstützt wurden. Bei der Abschlussfeier der Winterspiele 2018 von Pyeongchang erklärte IOC-Präsident Thomas Bach: „Ihr habt gezeigt, dass der Sport die Menschen in einer fragilen Welt zusammenbringen kann. Ihr habt gezeigt, wie der Sport Brücken bauen kann“ (Deutsche Welle, 2019). Angesichts des Erfolgs dieser Initiative bei den Olympischen Winterspielen wurden im Jahr darauf sogar Pläne geschmiedet, dass Nord- und Südkorea in mehreren Sportarten mit gemeinsamen Mannschaften bei den Olympischen und Paralympischen Spielen in Tokio antreten. Diese Idee fand erneut die Zustimmung des IOC, das sich bereit erklärte, das Vorhaben begleitend zu unterstützen. Wohlwollend unterstützt wurde auch die Entscheidung der beiden Frauenmannschaften aus Nord- und Südkorea, bei der Tischtennis-WM in schwedischen Halmstad im April 2018 nicht im Viertelfinale gegeneinander anzutreten, sondern vielmehr im Halbfinale ein gemeinsames koreanisches Team zu formieren. Als sich im Februar 2019 Vertreter Nord- und Südkoreas mit Thomas Bach in Lausanne trafen, um nähere Details zu erörtern, nahm der IOC-Präsident erneut auf die *Brückenbau-Metapher* Bezug und betonte die Chancen der Zusammenarbeit. In diesem Zusammenhang begrüßte der IOC-Präsident sogar eine potenzielle gemeinsame Bewerbung beider Länder für die Olympischen Sommerspiele 2032.

Das Beispiel Korea zeigt, dass Sport Versöhnung und Frieden befördern kann. Allerdings sind auch die Grenzen des Ansatzes nicht zu übersehen. Im Sommer 2020 beendete Nordkorea die Phase des Tauwetters und brach die diplomatischen Beziehungen zu Südkorea wieder ab. Wie realitätsnah entsprechende Pläne sind und ob sich der organisierte Sport hier nicht sogar angreifbar macht, bleibt abzuwarten. Die Türöffner-Funktion des Sports kann durchaus auf Erfolge zurückschauen, aber der Grat bei Verhandlung mit autoritären Regimen oder Diktaturen ist schmal. Infolgedessen wird in sportpolitischen Beiträgen auch wiederholt darauf verwiesen, dass die in den letzten Jahren angestoßene Debatte über Werte im Sport, in der auch das Ideal der Autonomie des Sports als Leitbild hochgehalten wird, nicht zugunsten der Sportdiplomatie geopfert werden sollte.

Perspektiven und Grenzen des Leitbilds der Autonomie im olympischen Sport

Die Ausführungen dieses Beitrages haben angedeutet, wie stark sich die Welt des Sports in den vergangenen Jahren verändert hat. Zugleich haben sie Beispiele dafür geliefert, in welchem erheblichen Ausmaß der olympi-

sche Sport und die Olympische Bewegung zum Bestandteil politischer Prozesse geworden sind. In den vergangenen Jahren hat sich zunehmend deutlicher die Herausbildung eines eigenen Politikfelds *Sport* herauskristallisiert, das durch zahlreiche Wechselwirkungen gekennzeichnet ist. Entsprechende Verflechtungen hat es zwar in der Sportgeschichte schon immer gegeben – von *Hitlers Olympioniken* bis zu dem auch im Sport ausgetragenen Systemwettbewerb im Kalten Krieg – aber erst mit der Ökonomisierung und Medialisierung des Sports in den letzten Dekaden und der damit einhergehenden Mobilisierung und Interessendifferenzierung hat die Sportpolitik deutlichere Konturen gewonnen. Sport stellt damit nicht länger mehr nur ein Tätigkeitssystem dar, das primär durch sportbezogene Regeln gestaltet wird. Vielmehr markiert der Sport durch die Verflechtung mit anderen Politikfeldern, Interessen und Akteuren auch zunehmend ein Konfliktfeld, in dem es um die Durchsetzung von Interessen sowie die Herstellung von Entscheidungen geht.

In einer derartigen Konstellation kann es eine Autonomie des olympischen Sports im engeren Sinne aber nicht mehr geben. Die Olympische Bewegung ist sowohl Treiber als auch Getriebener in einem komplexen Zusammenspiel von Akteuren, das eine umfassende Selbstdefinition, Selbstorganisation und Selbstregulierung durch den Sport allein nicht mehr erlaubt. Im Umkehrschluss bedeutet dies aber auch nicht, dass der Sport um jeden Preis zu politisieren ist. Vielmehr bedarf es einer eingehenderen Befassung mit der künftigen Auslegung von Autonomie im Rahmen der Olympischen Idee unter den veränderten Vorzeichen des 21. Jahrhunderts. Ein eingehender Diskurs über die sportpolitische Dimension von Autonomie steht aber noch aus. Infolgedessen spricht einiges dafür, die Sportpolitik zu einem wichtigen Baustein der sportlichen Bildung zu erheben. Ein erster Schritt könnte dabei in einer grundlegenden Bestandsaufnahme bestehen, die systematischer als der hier vorgelegte kursorische Überblick die sportpolitischen Entwicklungen, Akteure und Konflikte der letzten Jahre erfasst. Auf diesem Fundament aufbauend könnten dann in offenen Foren eine eingehendere gesellschaftliche Debatte über Ziele, Leitbilder und Methoden geführt werden, die Denkanstöße und Perspektiven für die Ausgestaltung der Olympischen Idee und der Zukunft des Sports eröffnet.

Literatur:

- Bach, T. (2013). Statement on the occasion of the adoption of the resolution “Building a peaceful and better world through sport and the Olympic ideal”. *Speech delivered to the 68th Session of the United Nations General Assembly* in New York, 6.11.2013.
- Bonollo De Zwart, F. & Gilligan, G. (2009). Sustainable governance in sporting organisations In P. Rodriguez, S. Késenne & H. Dietl (Hrsg.), *Social responsibility and sustainability in sports* (S. 165–227). Oviedo: Universitat de Oviedo.
- Bette, K.-H. (1990). Sport als Thema geselliger Konversation. Zur Choreographie mikrosozialer Situationen. In W. Kleine & W. Fritsch (Hrsg.), *Sport und Geselligkeit*. Beiträge zu einer Theorie von Geselligkeit im Sport (S. 61–80). Aachen: Meyer & Meyer.
- Chappelet, J.-L. & Kübler-Mabbott, B. (2008). *The International Olympic Committee and the Olympic system: The Governance of World Sport*. London: Routledge.
- Chappelet, J.-L. (2010). *The autonomy of sport in Europe*. Strasbourg: Council of Europe.
- Chappelet, J.-L. (2018). The autonomy of sport and the EU. In J. Anderson, R. Parrish, & B. García (Hrsg.), *Research handbook on EU sports law and policy* (S. 157–172). Cheltenham: Edward Elgar.
- Cotterell, M. & Vöpel, H. (2020). Sport und Ökonomie. Ein Ambivalentes Verhältnis. In *Zeitschrift für Politik und Gesellschaft*, 9, 69–76.
- Deutsche Welle online (2019). *Korea: Wie der Sport Brücken baut*, 14.2.2019.
- Die Zeit online (2014). *IOC beschließt historische Reformen*, 8.12.2014.
- Emrich, E. & Gassmann, F. (2019). Korruption und Sport. In P. Graeff & T. Rabl (Hrsg.), *Was ist Korruption? Begriffe, Grundlagen und Perspektiven gesellschaftswissenschaftlicher Korruptionsforschung*, 2. Auf. (S. 143–164). Nomos.
- Europäische Kommission (2007). *White Paper on Sport*. 11 July 2007, (COM 2007) 391 final.
- Europäische Kommission (2011). *Communication from the Commission to the European Parliament, the Council, the European Economic and Social Committee and the Committee of the Regions: Developing the European Dimension in Sport*. 18 January 2011, (COM 2011) 12 final.
- Expert Group Good Governance (2013). *EU work plan for sport 2011–2014. Deliverable 2. Principles of good governance in sport*. Abgerufen am 20. April 2021 unter https://ec.europa.eu/assets/eac/sport/library/policy_documents/xg-gg-201307-dlvrbl2-sept2013.pdf
- Geeraert, A. (2013). The governance agenda and its relevance for sport: introducing the four dimensions of the AGGIS sports governance observer. In J. Alm (Hrsg.), *Action for Good Governance in International Sports Organisations. Final report* (S. 9–21). Kopenhagen: Play the game/Danish Institute for Sport Studies.

- Geeraert, A., Mrkonjic, M., & Chappelet, J.-L. (2015). A rationalist perspective on the autonomy of international sport governing bodies: Towards a pragmatic autonomy in the steering of sports. *International Journal of Sport Policy and Politics*, 7 (4), 473–488.
- Gripsrud, G., Nes, E. B. & Olsson, U. H. (2010). Effects of Hosting a Mega-Sport Event on Country Image. *Event Management* 14, 193–204.
- Hallmann, K. & Petry, K. (Hrsg.) (2013): *Comparative Sport Development. Systems, Participation and Public Policy*, New York: Springer Verlag.
- Haug, T. (2006). *Doping. Dilemma des Leistungssports*. Hamburg: Merus-Verlag.
- International Olympic Committee/Comité International Olympique (1908). *Annuaire* [Lausanne].
- International Olympic Committee/Comité International Olympique (1949). *Olympic Rules/Charter of the Olympic Games*. Lausanne.
- International Olympic Committee/Comité International Olympique (1955). *The Olympic Games: Charter, Rules and Regulations, General information*. Lausanne.
- International Olympic Committee (1979). *Olympic Charter*. Lausanne.
- International Olympic Committee (2008). *Basic universal principles of good governance of the Olympic and sports movement*. Lausanne.
- International Olympic Committee (2020). *Olympic Charter*. Lausanne.
- Kidd, B. (2010). Human rights and the Olympic Movement after Beijing. *Sport in Society. Cultures, Commerce, Media, Politics* 13, 901–910.
- Kleinfeld, R. (2018). Die europäische Sportpolitik und die Frage „Who Governs?“. Politikwissenschaftliche Zugänge. In J. Mittag (Hrsg.). *Europäische Sportpolitik: Zugänge, Akteure, Problemfelder*, (S. 65–88). Baden-Baden: Nomos Verlag.
- Kobierecki, M. M. & Strožek, P. (2017). Sport as a Factor of Nation Branding: A Quantitative Approach. *The International Journal of the History of Sport* 7 (8), 697–712.
- Krieger, J. (2018). Manipulation in athletics: Historical and contemporary ties between on- and off-field corruption in the International Association of Athletics Federations (IAAF). *The International Journal of the History of Sport*, 35 (2–3), 231–246.
- Krieger, J. & Wassong, S. (2021). The Composition of the IOC: Origins and key turning points in the governance of the Olympic movement. In D. Chatziefsthathiou/B. García & B. Séguin (Hrsg.). *Routledge Handbook of the Olympic and Paralympic Games* (S. 203–216). Berlin, New York, London: Routledge.
- Lennartz, K. (2009): Olympische Boykotte. In A. Bruns & W. Buss (Hrsg.), *Sportgeschichte erforschen und vermitteln. Jahrestagung der dvs-Sektion Sportgeschichte vom 19.-21. Juni 2008 in Göttingen* (S. 179–200). Hamburg.
- MacAloon, J. J. (2011). Scandal and governance: inside and outside the IOC 2000 Commission. *Sport in Society*, 14 (3), 292–308.
- Mason, D.S., Thibault, L. & Misener, L. (2006). An agency theory perspective on corruption in sport: The case of the International Olympic Committee. *Journal of Sport Management*, 20 (1), 52–72.

- Meier, E. (2021). Political autonomy and control of national Olympic committees. In D. Chatziefstathiou, B. García & B. Séguin (Hrsg.), *Routledge Handbook of the Olympic and Paralympic Games* (S. 265–274). Berlin, New York, London: Routledge.
- Mittag, J. (2010). Die Entdeckung der Sportpolitik: Von der verbandlichen Autonomie zum Politikfeld Sport. *Der Hammelsprung* 1, 32–35.
- Mittag, J. & Nieland, J.-U. (2012). Die globale Bühne: Sportgroßereignisse im Spannungsfeld von politischer Inszenierung und demokratischen Reformimpulsen. *Zeitschrift für Politikwissenschaft*, 21 (4), 623–632.
- Mittag, J. & Nieland, J.-U. (2016). Lizenz zum Machterhalt: Das System FIFA und die Grenzen von Protest und Opposition in internationalen Sportorganisationen. *Zeitschrift für Politikwissenschaft* 2, 197–216.
- Mittag, J. (2016). Bühne des Protests. In W. Billows & S. Körner (Red.): *Kulturreport: Globales Spiel – Sport, Kultur, Entwicklung und Außenpolitik*, Göttingen: EUNIC Jahrbuch 2016, S. 180–188.
- Mittag, J. & J. Ebbinghaus (2017). „Juntos num só ritmo“? Brasilien und FIFA im Spannungsfeld der Interessen um die Vorbereitung und Vergabe der Weltmeisterschaft 2014. In H. Ihle et al. (Hrsg.): *Globales Mega-Event und nationaler Konfliktberd. Die Fußball-WM 2014 in Medien und Politik* (135–154). Wiesbaden: VS Verlag.
- Mittag, J. (2018). *Europäische Sportpolitik: Zugänge, Akteure, Problemfelder*. Baden-Baden: Nomos Verlag.
- Mittag, J. (2019). Sportpolitik, in: W. Weidenfeld/W. Wessels (Hrsg.): *Jahrbuch der Europäischen Integration 2019* (279–280). Baden-Baden: Nomos Verlag.
- Mittag, J. (2020). Sportgroßveranstaltungen in Schwellen- und Entwicklungsländern: Profilsuche im Spannungsfeld von Erwartungen und Ernüchterungen. In K. Petry (Hrsg.), *Sport im Kontext von internationaler Zusammenarbeit und Entwicklung. Perspektiven und Herausforderungen im Spannungsfeld von Wissenschaft, Politik und Praxis* (91–102). Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich.
- Nauright, J. (2013). Selling Nations to the World through Sports: Mega Events and Nation Branding as Global Diplomacy. *Public Diplomacy Magazine* 9, 22–27.
- Nieland, J.-U., Ihlen, H. & Mittag, J. (2016). Sportorganisationen unter Beobachtung: Die Olympiabewerbung Münchens 2018 in der Berichterstattung. In A. Hebbel-Seeger/T. Horky/H.-J. Schulke (Hrsg.): *Sport als Bühne. Mediatisierung von Sport und Sportgroßveranstaltungen* (232–257). Aachen. Meyer und Meyer.
- Preuß, H. (1999). *Ökonomische Implikationen der Ausrichtung Olympischer Spiele von München 1972 bis Atlanta 1996*. Kassel: Agon-Sportverlag.
- Preuß, H., Andreff, W. & Weitzmann M. (2019). *Cost and Revenue Overruns of the Olympic Games 2000–2018*. Wiesbaden: Gabler Verlag.
- Risse, G. (2018). *Funktionale Institutionen-Bildung in der Anti-Dopingpolitik der Bundesrepublik Deutschland. Akteureinflüsse, Akteurkonstellationen, Akteurinteraktionen*. Köln: DSHS Köln.
- Schümer, D. (1996). *Gott ist rund. Die Kultur des Fußballs*. Berlin: Suhrkamp.

- Sobry, C. (2011). *Sports Governance in the World: A Socio-Historic Approach*. Paris: Éd. Le Manuscrit.
- United Nations (2014). *General Assembly. Sixty-ninth session. 28th plenary meeting*. New York.
- Vedder, C. & Lämmer, M. (2014). *Olympische Charta 2014*. Frankfurt am Main: Bernecker.

Die Olympische Bewegung und das Geld

Holger Preuß

Abstract

Die Olympischen Spiele und das über sie erwirtschaftete Geld sind der treibende Motor für die Olympische Bewegung. Dieser Beitrag soll Aufklärung in die komplizierten Verflechtungen des olympischen Geldes bringen.

Die weltweite Organisation des Sports wird über das IOC mit der Bindung vieler Organisationen an seine Olympische Charta (der Satzung) gesteuert. Die Vermarktung der Olympischen Spiele schreitet ungebrochen voran und führt zu Einnahmen über 8 Mrd. USD pro Olympiade. Die Einnahmen durch die Spiele versorgen nicht nur die Organisationskomitees der Olympischen Spiele, 206 Nationale Olympische Komitees und 40 Internationale Sportfachverbände mit Geld, sondern auch zahlreiche andere Organisationen und den Breitensport. Letzterer wird vor allem über Olympic-Solidarity-Programme finanziell gefördert, in denen allein 590 Mio. USD verteilt werden.

Es zeigt sich, dass die Organisationskomitees der Spiele den größten Anteil des Geldes vom IOC bekommen und darüber hinaus noch eigene Einnahmen erwirtschaften. Damit stellt das IOC bisher sicher, dass die Organisationskosten der Spiele nur wenig von Steuergeldern finanziert werden. Allerdings sind oft infrastrukturelle Änderungen der an der Ausrichtung der Spiele beteiligten Städte notwendig. Diese wiederum sind von der Ausrichterstadt und damit dem Steuerzahler zu tragen, sollten dann aber auch über Jahrzehnte einen Nutzen bringen. Kostenüberschreitungen treten vor allem bei diesen langfristigen Investitionen auf.

Die Finanzierung der Olympischen Bewegung

Das *Internationale Olympische Komitee (IOC)* wurde am 23. Juni 1894 von Baron Pierre de Coubertin in Paris gegründet und hat seinen Sitz seit 1915 in Lausanne (IOC 2020a). Coubertin hat sein gesamtes Vermögen in den Aufbau der Olympischen Bewegung investiert.

Internationales Olympisches Komitee (IOC)

Als Pierre de Coubertin 1892 in Paris die bevorstehende Wiedereinführung der Olympischen Spiele ankündigte, konnte sich niemand damals das Ausmaß des Projekts vorstellen, das die Schaffung einer internationalen Bewegung mit sich bringen würde. Das IOC wurde am 23. Juni 1894 gegründet und ist die oberste Instanz der Olympischen Bewegung und Besitzer der Olympischen Spiele, die zuerst am 6. April 1896 in Athen durchgeführt wurden. Das IOC ist eine gemeinnützige, unabhängige internationale und von den Vereinten Nationen anerkannte Non-Profit-Organisation, die sich dafür einsetzt, eine bessere Welt durch Sport zu schaffen. Als oberstes Organ der Olympischen Bewegung fungiert das IOC als Katalysator für die Zusammenarbeit zwischen den Nationalen Olympischen Komitees, den internationalen Sportfachverbänden, den Athlet*innen und den Organisationskomitees der Spiele bis hin zu den weltweiten olympischen Sponsoren, Medienpartnern. Das IOC sorgt mit einer Vielzahl von Programmen und Projekten neben den Olympischen Spielen für den Erfolg und die Verbreitung der olympischen Werte.

Heute ist das IOC eine internationale Nichtregierungsorganisation in der Rechtsform eines Vereins nach Schweizer Recht mit dem explizit pro-sozialen Bestreben, Bildung und Frieden zu fördern (IOC 2020a). Damit sichert das IOC seine moralische Legitimität. Mit Hilfe der starken Kommerzialisierung fördert es den Olympismus, der in der Olympischen Charta in sieben Prinzipien festgeschrieben ist. Prinzip 3 definiert die Idee und das Eigentum und damit die kognitive Legitimität der Olympischen Bewegung und Olympischen Spiele:

„The Olympic Movement is the concerted, organised, universal and permanent action, carried out under the supreme authority of the IOC, of all individuals and entities who are inspired by the values of Olympism. It covers the five continents. It reaches its peak with the bringing together of the world’s athletes at the great sports festival, the Olympic Games” (IOC 2020a, S. 11).

Von 2013 bis 2016 erwirtschaftete das IOC mit den Olympischen Spielen ca. 5,7 Mrd. USD. Davon bleiben ca. 10 % beim IOC als Organisation und 90 % werden an vom IOC anerkannte Organisationen der Olympischen Bewegung weitergegeben. Die Spiele sind somit eine wesentliche Finanzierungsquelle der Olympischen Bewegung. Dieses Geld sichert dem IOC aber auch seine praktische Legitimität und damit seine Macht in der Führung des Weltsports.

Die *Olympische Bewegung* umfasst den Großteil der Organisationen im Wertsport und besteht im Kern aus drei Bereichen:

1. dem IOC,
2. 40 Internationalen Sportverbänden (IF) und
3. 206 Nationalen Olympischen Komitees (NOC).

Die NOCs und IFs sind Dachverbände und daher sind auch alle ihre Mitglieder, also die nationalen Verbände, Sportvereine und Personen (Athlet*innen, Kampfrichter*innen, etc.) Teil der Olympischen Bewegung. Außerdem zählen die Organisationskomitees für die Spiele dazu:

4. Olympischen Sommer und Winter Spiele (OCOGs) und
5. Youth Olympic Games (YOG) im Sommer und Winter.

Schließlich gehören zur Olympischen Bewegung noch einige vom IOC anerkannte Organisationen und Verbände, z.B.:

6. das Internationale Paralympische Komitee oder
7. IFs, deren Sportarten ggf. bald ins Olympische Programm aufgenommen werden. Dazu müssen diese aber vom IOC anerkannt sein.

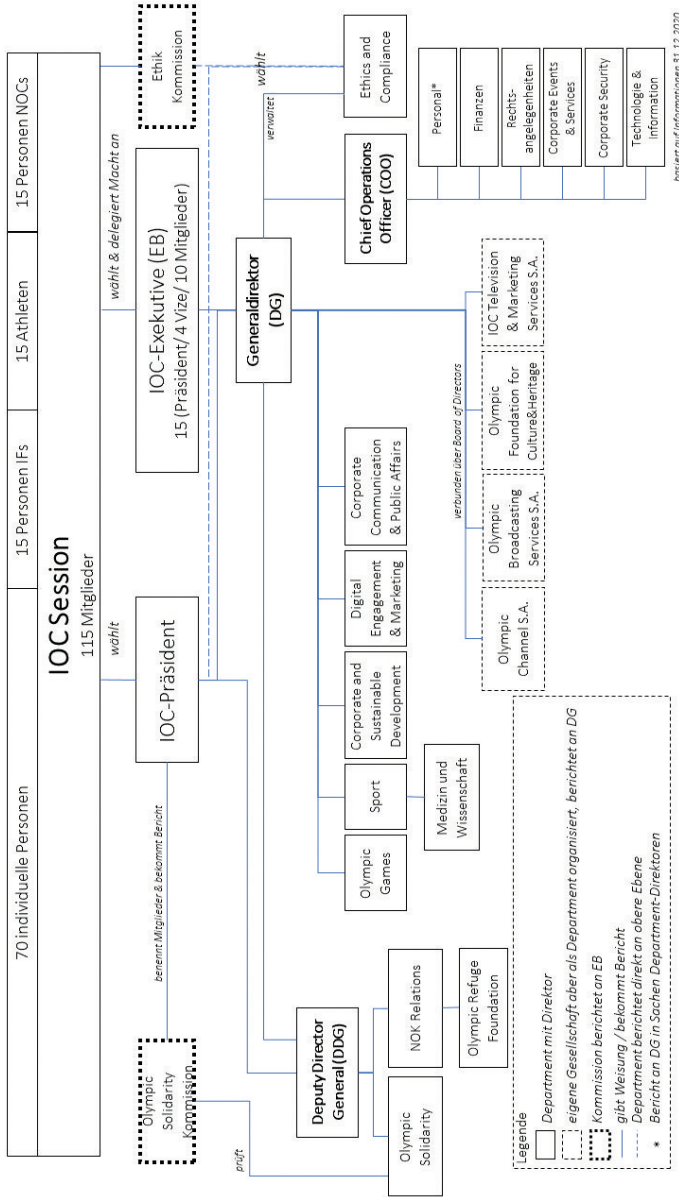
Der Aufbau des IOC und die Zuständigkeiten aus finanzieller Sicht

Das IOC ist ein Verein nach Schweizer Recht (§ 60ff) des Schweizerischen Zivilgesetzbuches. Dies gibt die interne Struktur des IOC und die Rolle seiner Organe (IOC-Session, IOC-Exekutive, Präsident) vor. Der IOC Exekutive kommt eine Schlüsselrolle zu, da sie die allgemeine Gesamtverantwortung für die Verwaltung des IOC und die (finanzielle) Führung seiner Geschäfte übernimmt. Sie genehmigt alle internen Regelungen, die sich auf das IOC beziehen, sie erstellt einen Jahresbericht und die Finanzberichte. Außerdem nimmt sie alle Aufgaben wahr, die nicht durch das Gesetz oder die Olympische Charta, die IOC-Session (jährliche IOC-Vollversammlung) oder den Präsidenten zugewiesen sind. Insgesamt hat die IOC-Exekutive weitreichende Befugnisse, die sie aber auch an seine Mitglieder, die IOC-Kommissionen, an die IOC-Verwaltung oder an Dritte delegieren kann. Die IOC-Verwaltung unter der Leitung des IOC-Generaldirektors erstattet der IOC-Exekutive regelmäßigen Bericht.

Die Verwaltung des IOC untersteht dem Generaldirektor (DG), der das IOC mit Unterstützung der Direktoren leitet. Neben den Büros für den Präsidenten und den DG ist die Verwaltung in Abteilungen unterteilt, die je nach Umfang unterschiedlich groß sind und von Direktoren geleitet

werden. Jede Abteilung ist in Referate unterteilt (die größten mit mehr als 40 Personen), die für die geschäftlichen Aspekte in ihrem jeweiligen Zuständigkeitsbereich verantwortlich sind.

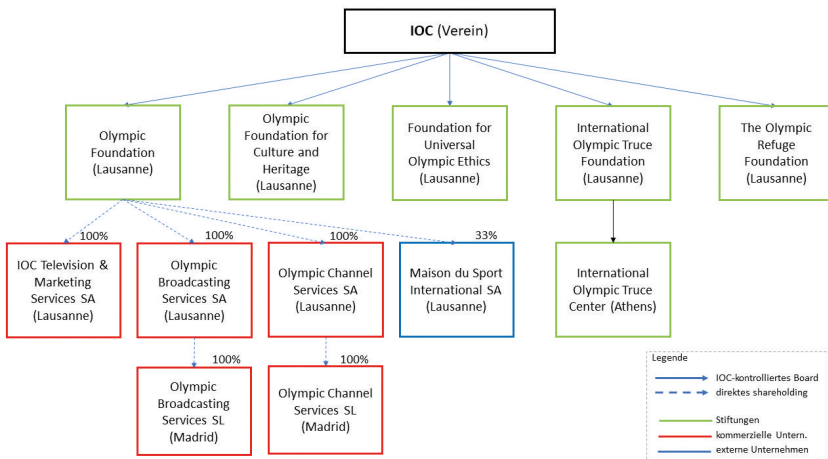
Abbildung 1: Organigramm des IOC



(eigene Darstellung)

Abb. 1 zeigt, dass die Aufgabenteilung des IOC nicht nur durch direkt unterstellte Abteilungen strukturiert ist, sondern auch weitgehend autonome Organisationen betreibt. Insbesondere tut das IOC dies durch private Gesellschaften mit beschränkter Haftung (S.A. ist die französische Abkürzung) in den Bereichen Marketing, Medien und Fernsehen, wobei die *Olympic Foundation* (Stiftung) jeweils alle Anteile dieser Gesellschaften hält. Der IOC-Präsident ist Vorsitzender des Stiftungsrates, der das Leitungsorgan der *Olympic Foundation* ist. Das IOC hat mehrere verschiedene juristische Personen geschaffen, um bestimmte Aufgaben zu erfüllen (Abb. 2). Die Struktur erscheint kompliziert, da rechtlich unabhängige Organisationen (Stiftungen) und Gesellschaften (S.A.) in die IOC-Struktur integriert sind. Sie schließen jedoch rechtlich eigene Verträge ab und können steuerliche Rechnungen ausstellen. In Abb. 1 sind diese gestrichelt dargestellt, da sie dem DG unterstellt sind, der in ihrem Vorstand mitarbeitet.

Abbildung 2: Organisation der IOC-Gruppe im Jahr 2020



(eigene Darstellung)

Einige Organisationen der IOC-Gruppe sind Stiftungen nach Schweizer Recht. Dies ist insbesondere der Fall bei der *Olympische Stiftung für Kultur und Erbe*, die *Olympic Foundation* und *Olympische Stiftung für Flüchtlinge*. Sie sind in unterschiedlichem Maße im Vorstand des IOC vertreten und regeln ihre Aktivitäten mit einer gewissen operativen Autonomie vom IOC. Gemäß Artikel 80ff. des Schweizerischen Zivilgesetzbuches

sind Stiftungen eine Gruppe von Vermögenswerten, die von einem Stifter einem bestimmten ideellen Zweck zugewiesen wurden und die unter die Verwaltung eines Stiftungsrates gestellt werden, der unter der Aufsicht staatlicher Behörden arbeitet und überwacht, dass die Ausgaben in Übereinstimmung mit dem satzungsgemäßen Auftrag der Stiftung und den geltenden Gesetzen erfolgen. Das IOC ist der Stifter der oben genannten Stiftungen und durch die Stiftungssatzung hat das IOC als Stifter bestimmte Vorrechte, die ein gewisses Maß an faktischer Kontrolle ermöglichen (das Maß an Kontrolle ist nicht für alle vom IOC gegründeten Stiftungen gleich), insbesondere im Hinblick auf die Regeln zur Ernennung der Mitglieder der Stiftungsräte. Der IOC-Präsident verwaltet die Stiftungen nicht, aber er ist der Vorsitzende der jeweiligen Stiftungsräte.

Andere Einrichtungen wurden vom IOC als private Gesellschaften mit beschränkter Haftung gegründet, um bestimmte Geschäftsaufgaben zu erfüllen. Dies ist der Fall bei IOC Television Marketing & Services S.A. (Schweiz), Olympic Broadcasting Services S.A. (Schweiz) und ihrer hundertprozentigen Tochtergesellschaft Olympic Broadcasting Services S.L. (Spanien), Olympic Channel Services S.A. (Schweiz) und ihrer hundertprozentigen Tochtergesellschaft Olympic Channel Services S.L. (Spanien). Dabei handelt es sich um private Gesellschaften, die sich im Besitz der Olympischen Stiftung befinden. Sie sind als solche keine IOC-Abteilungen (daher in Abb. 1 mit gestrichelten Linien), da sie eigenständige juristische Personen sind, wohl aber in unterschiedlichem Maße in die Operationen des IOC integriert. Ihre Vorstände bestehen aus IOC-Direktoren, IOC-Mitgliedern und organisationsfremden Personen. Sie alle erbringen ihre Leistungen fast ausschließlich für das IOC, das im Gegenzug ihre operativen Kosten übernimmt. Bei diesen Unternehmen handelt es sich nicht um eigenständige Geschäftsbetriebe oder gewinnorientierte Wirtschaftsunternehmen. Das IOC hat Dienstleistungsunternehmen gegründet, um bestimmte Aufgaben professionell zu bewältigen.

Das IOC schüttet ca. 90 Prozent seiner Einnahmen wieder aus. In ihren Rollen als gemeinnützige Organisation profitiert das IOC sowie die *Olympische Stiftung für Kultur und Erbe*, die *Olympic Foundation* und die *Internationale Stiftung für den Olympischen Frieden* von einer vollständigen Befreiung der direkten Steuer in der Schweiz gemäß der Vereinbarung zwischen dem IOC und dem Schweizer Bundesrat vom 1. November 2000 (IOC 2019, S. 50). Die Gesellschaften (S.A.) zahlen allerdings eine Abgabe auf ihre Betriebskosten sowie das IOC insgesamt spezifische Steuern (z.B. Importsteuern, Grundsteuer etc.) (IOC 2019, S. 50).

Um die Kompetenzbereiche professionell und von den IOC-Mitgliedern geführt zu halten, existieren insgesamt 31 Kommissionen, von denen 27 durch externe Experten erweitert werden. Die Experten sind Personen mit hohem Fachwissen und außerdem meist Vertreter*innen von Organisationen, deren Wissen und Netzwerke das IOC mit einbeziehen will. IOC-Kommissionen erfüllen einen wichtigen Zweck. Sie spiegeln die Bereiche wider, die für das IOC und die Olympischen Spiele wichtig sind. Die Abteilungen helfen bei der Vorbereitung der Arbeit der IOC-Kommissionen, berichten über ihre Aktivitäten an die jeweilige Kommission, die die Abteilungen wiederum anleitet. In diesem Sinne arbeiten Kommission und Abteilung komplementär und profitieren voneinander, mit dem Unterschied, dass die Kommissionen von IOC-Mitgliedern und nicht von Verwaltungsangestellten geleitet werden. Die Kommissionen haben keine Entscheidungsbefugnis (IOC 2020a, § 21), sondern dienen der Beratung der IOC-Exekutive und des Präsidenten und letztlich der IOC-Session (IOC 2019, 45). Die Tatsache, dass den meisten Kommissionen mehrere IOC-Mitglieder angehören, bedeutet, dass die IOC-Session zu jedem Thema von fachlich informierten Personen begleitet wird, die sich in Diskussionen zu Wort melden können.

Für die (finanzielle) Transparenz ist das *Audit Committee* besonders wichtig. Es soll die Integrität der Jahresabschlüsse des IOC überwachen und stellt sicher, dass die Jahresabschlüsse des IOC und seiner Tochtergesellschaften (Abb. 2) in Übereinstimmung mit den International Financial Reporting Standards (IFRS) erstellt werden und dem Schweizer Recht sowie der Olympischen Charta entsprechen (IOC 2019, S. 46). Es soll wichtige Beschlüsse zur Finanzberichterstattung überprüfen und letztlich eine Risikobeurteilung und Bewertung der internen Kontroll- und Risikomanagementsysteme des IOC an die *Exekutive* sicherstellen. Eine Verbindung zur Ethikkommission besteht, indem Bedenken über mögliche Unregelmäßigkeiten in ethischen Fragen oder der Finanzberichterstattung vorgebracht werden sollen. Diese Kommission empfiehlt den Einsatz eines externen Prüfers (IOC 2019, S. 47). Deren Empfehlung wird von der IOC-Exekutive geprüft und schließlich über die IOC-Session gewählt und besetzt. Gegenwärtig (Stand 2021) ist dies ein Team von PricewaterhouseCoopers (PwC). Die externe Revisionsstelle gibt ein Urteil darüber ab, ob die konsolidierte Jahresrechnung den IFRS und den anwendbaren Gesetzen und Standards entspricht.

Der IOC-Präsident gründet Kommissionen, wann immer es notwendig erscheint (IOC 2020a, § 21). Somit kann das IOC direkt und schnell auf Umweltveränderungen reagieren. Eine wichtige Umweltänderung ist die Digitalisierung, die 2019 die Gründung der Abteilung *Digital Engagement*

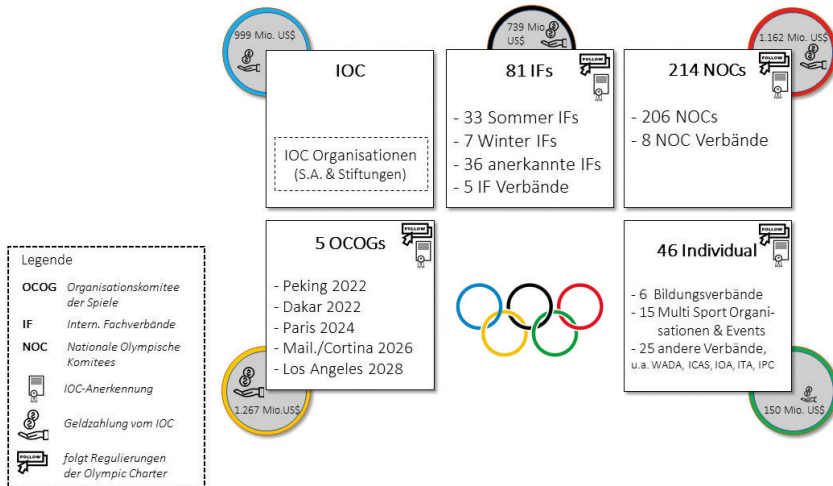
and Marketing nach sich zog und von der *Digital and Technology Commission* seither unterstützt wird. Eine weitere neue Abteilung ist die für *Corporate and Sustainable Development*. Sie wird von der *Sustainability and Legacy Commission* unterstützt. Bei beiden ist das wichtige Thema der *Legacy* (Olympisches Erbe) verankert.

Die Finanzierung der Olympischen Bewegung durch das IOC

Innerhalb des IOC liegt die oberste Macht bei der IOC-Session. Die Befugnisse der Session sind in der Olympischen Charta definiert (IOC 2020a, § 18), die unter anderem die Verantwortung für die Genehmigung des Jahresberichts und des Jahresabschlusses des IOC sowie für die Ernennung des unabhängigen Rechnungsprüfers des IOC beinhalten. Auf administrativer Ebene wird das Budget von einem *Plan- und Budgetkomitee* (bestehend aus bestimmten IOC-Direktoren) geplant und kontrolliert und vom Generaldirektor genehmigt und schließlich von der Exekutive bewilligt. Dieses *Plan- und Budgetkomitee* überwacht und kontrolliert den 4-Jahres-Budgetplan (pro Olympiade) und prüft und genehmigt individuell die Budgets, die den Aktivitäten und Projekten der Abteilungen zugewiesen werden, die die Mittel entsprechend ihrer ständigen Aufgaben und Projekte ausgeben. Das *Plan- und Budgetkomitee* prüft die Projektanträge im Hinblick auf ihre Abteilungszugehörigkeit, um sicherzustellen, dass Synergien genutzt, Ausgaben minimiert und Beschaffungs- und Rechtsverfahren eingehalten werden.

Alle vom IOC anerkannten Organisationen (Abb. 3) verpflichten sich im Gegenzug für das Geld und die anderen Vorteile, die sie erhalten, den in der Satzung des IOCs (Olympische Charta) für ihre Organisation festgeschriebenen Auflagen zu folgen. Das heißt, dass alle diese Organisationen ihre Statuten und Aktivitäten in Einklang mit der Olympischen Charta bringen müssen, um anerkannt zu bleiben. Allerdings behält jeder internationale Weltverband seine Autonomie in der Führung ihres Sports (IOC 2020a, § 25).

Abbildung 3: Organisationen der Olympischen Bewegung finanziert durch Olympische Spiele



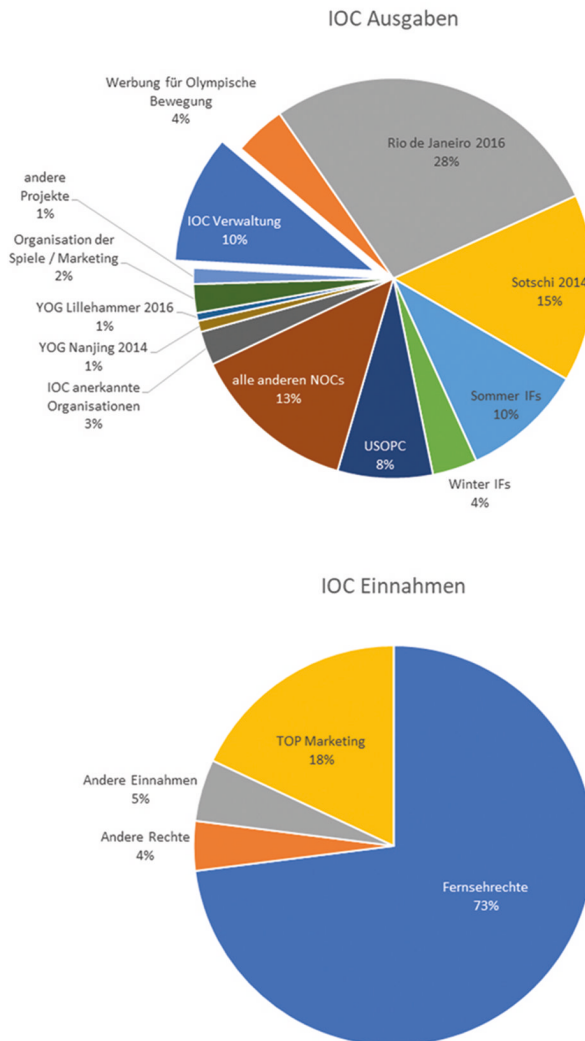
(IOC, 2019, 120f.; IOC, 2020b; IOC, 2020a, § 45.1.3)

Bei den NOCs ist die Regelung strikter, denn sie werden vom IOC nur dann anerkannt, wenn sie die Einhaltung der Olympischen Charta in ihrem Land gewährleisten. Nur dann können sie Mannschaften zu den Olympischen Spielen und den YOG senden, sich um die Ausrichtung der Spiele bewerben oder finanzielle Unterstützung bekommen. So ist das IOC über die NOCs territorial auf der ganzen Welt vertreten und verbreitet seine Grundideen, die sogenannten „Fundamental Principles“ (IOC 2020a, § 27.2.2). Eine wichtige regulative IOC-Vorgabe ist, dass die Mehrheit der NOC-Mitgliederstimmen von den Nationalen Olympischen Sportverbänden kommen muss (IOC 2020a, § 28.3). Außerdem dürfen Regierungen keine Funktionäre eines NOC bestimmen, wobei die Mitglieder eines NOC durchaus Regierungsvertreter ins Amt wählen dürfen (IOC 2020a, § 28.4), wie dies z.B. in China und Belarus gegenwärtig der Fall ist.

Alle IOC-angelernten Organisationen erhalten eine finanzielle Unterstützung vom IOC (Abb. 4). Alle NOCs können von weiteren *Olympic-Solidarity*-Förderungen profitieren, die im Zeitraum von 2021 bis 2024 ca. 590 Mio. USD betragen (IOC 2020d). Diese Summe ist im Schaubild unter NOC enthalten. Es fällt auf, dass IFs und NOCs unterschiedlich viel Geld

bekommen und die Organisationskomitees der Spiele (OCOGs) mit über 40 % den größten Anteil.

Abbildung 4: Einnahmen und Ausgaben des IOC über 4 Jahre in Prozent



(IOC, 2019)

Die folgende Abbildung gibt einen groben Überblick über die Einnahmen und Ausgaben des IOC über eine Olympiade, den Zeitraum von vier Jahren zwischen den Olympischen Sommerspielen. Belastbare Daten lagen nur für die Olympiade 2013–2016 vor. Die Aussage in Prozenten bringt aber gut zum Ausdruck, wie die Einnahmen des IOC in etwa verteilt werden.

Die hier aufgeführten Einnahmen sind nur der Teil der gesamten Einnahmen durch die Olympischen Spiele, die das IOC eingenommen hat. Die Organisationskomitees der Spiele erhalten weitere Einnahmen z.B. durch den Verkauf von Eintrittskarten, Merchandising, nationalen Sponsoring-Rechten, die überwiegend im OCOG verbleiben und nur wenige Prozent davon werden an das IOC abgegeben. Die Einnahmen des IOC ergeben sich größtenteils durch die Vermarktung der TV-Rechte sowie durch das seit 1985 aufgesetzte internationale Marketingprogramm (TOP). *Andere Rechte* beinhalten Einnahmen aus der kommerziellen Verwertung des olympischen Symbols (Ringe) und der olympischen Embleme (z.B. Logos der Spiele). Die *anderen Einnahmen* setzen sich aus weiteren Medienrechten (unilaterale und paralympische Übertragungen) zusammen.

Von der Olympiade Athen (2001–2004) bis Rio de Janeiro (2013–2016) konnte das IOC seine Einnahmen von 3 auf 5,7 Mrd. USD nahezu verdoppeln und für die Olympiade 2017–2020 ist eine weitere Steigerung absehbar.

Auffallend ist, dass das amerikanischen NOC (USOPC) gut 36 % der Mittel bekommt, die alle anderen 205 NOCs erhalten. Dies liegt an einem Vertrag, der dem USOPC 20 % der Einnahmen aus dem TOP-Programm zusagt. Da diese gegenwärtig (2017–2020) extrem gestiegen sind, dürfte das USOPC für die kommenden Jahre finanziell noch sehr viel besser ausgestattet sein, als in der Abbildung dargestellt ist (Owen, 2019).

Es macht finanziell einen großen Unterschied, ob eine Organisation lediglich vom IOC anerkannt ist oder ob ihre Sportart Teil des Olympischen Programms ist. Um den Einfluss ihrer jeweiligen Gruppe (IFs, NOCs etc.) bei Verhandlungen gegenüber dem IOC zu stärken, haben sich Dachverbände gebildet, z.B. Association für NOCs (ANOC) für alle NOCs der Welt, Association für Olympische Sommer IFs (ASOIF), Association für Olympische Winter IFs (AIOWF), Association für IOC-anerkannte IFs (ARISF). Über 40 % der finanziellen Unterstützung des IOC geht allerdings an die OCOGs. Der Anteil an die IFs berechnet sich über viele Kriterien, letztlich aber über die Attraktivität der Sportart für die Medien und damit für die Olympischen Spiele. So haben z.B. Segeln, Kanu, Fechten, Handball und Ringen (4. Gruppe) ca. 12 Mio. USD für Rio 2016 erhalten

und Basketball, Fußball, Radsport, Volleyball und Tennis (2. Gruppe) ca. 26 Mio. USD. In der obersten Gruppe ist die Leichtathletik mit ca. 45 Mio. USD vertreten. Für Tokio 2020 sind ca. dieselben Summen vorgesehen. Dies zeigt eingehend, wie wichtig die Olympischen Spiele aus monetärer Sicht für die Internationalen Verbände sind.

Die Beteiligung der NOCs an den Einnahmen setzt sich erstens aus einem Grundbeitrag zur Sicherung der Unabhängigkeit des NOCs zusammen, zweitens aus Zuwendungen über Olympic-Solidarity-Programme sowie drittens aus der Wirtschaftskraft des Landes für die Sponsoren. Letzterer Punkt begründet sich damit, dass die Nationen ihr Gebiet für die internationalen Sponsoren exklusiv freihalten und dafür am TOP-Programm beteiligt werden.

Im Gegenzug für die finanziellen Zuwendungen verpflichten sich alle IOC-anerkannten Verbände die für sie festgeschriebenen Vorgaben der Olympischen Charta umzusetzen, d.h. sie folgen z.B. dem Welt-Anti-Doping-Code, schaffen grundlegende Good-Governance-Strukturen, bekämpfen die Manipulation des Spielbetriebs und halten sich politisch unabhängig von der nationalen Regierung. Wird gegen die Olympische Charta verstoßen, so kann das IOC Sanktionen aussprechen. Diese reichen vom Entzug der Geldzuweisungen, über die Limitierung von zu entsendenden Athlet*innen zu den Olympischen Spielen (Beispiel Gewichtheben 2016), bis zum Ausschluss von den Spielen (Beispiel Boxverband AIBA 2020) oder gar dem Ausschluss der gesamten Sportart (Beispiel Ringen 2013). Auch NOCs (oder ihre Funktionäre) können von den Spielen bzw. in einzelnen Jahren ausgeschlossen werden (Beispiel Indien 2013; Kuwait 2016; Russland 2018; Weißrussland 2021). Das IOC unterstützt seine IOC-anerkannten Organisationen auch inhaltlich, indem es bei der Verbreitung der Olympischen Ideale, dem Kampf gegen Manipulation, Doping, Rassismus etc. hilft sowie Projekte zu Umweltschutz, Breitensport und der Gesundheit von Athlet*innen unterstützt. Außerdem ermöglicht eine IOC-Anerkennung auch die Teilnahme an den Olympischen Spielen, Olympischen Jugendspielen und allen damit verbundenen Veranstaltungen (IOC-Session, Olympic Forum, Olympische Kongresse). Die Olympischen Spiele sorgen für mediale Sichtbarkeit, verleihen Staaten *Soft Power*, schaffen nationalen Stolz und sportliche Vorbilder.

Die Kommission für Olympic Solidarity hat gemäß Regel 5 der Olympischen Charta einen besonderen Auftrag und die Verantwortung über die folgenden Programme zur Unterstützung des Weltsports. Das Budget, das von 509 Mio. USD (2017–2020) auf 590 Mio. USD (2021–2024) gesteigert wurde, verteilt sich bisher zu 41 % auf Weltprogramme (für NOCs zur Entwicklung von Sport), zu 44 % auf Kontinentalprogramme (Projekte

von NOCs nach Kontinent) und zu 10 % auf NOCs zur Sicherung der Teilnahme an den Olympischen Spielen. Die fehlenden 5 % werden für Verwaltung und technische Unterstützung verwendet. Diese Unterstützung soll den NOCs helfen, sich zu professionalisieren, effiziente Strukturen zu schaffen und Training auf verschiedenen Leistungsebenen zu organisieren (IOC 2019, S. 22 & 80–81).

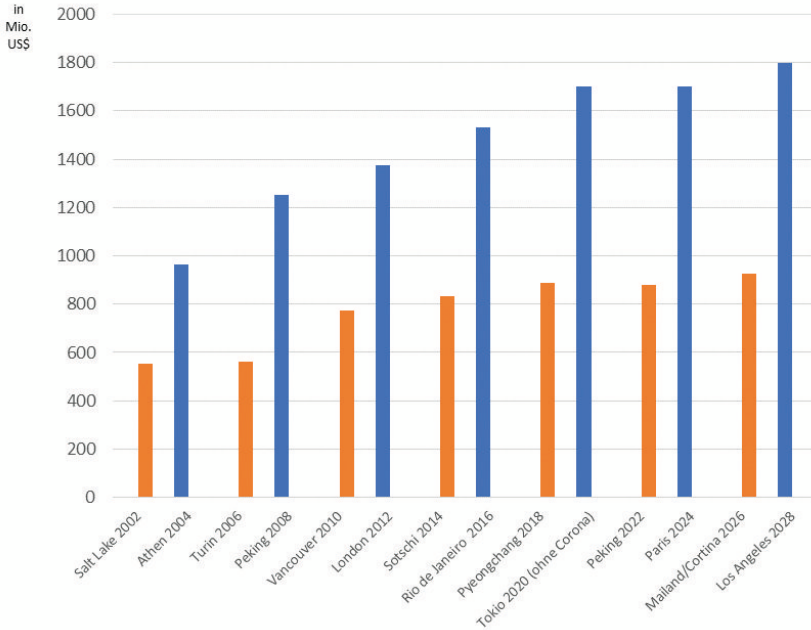
Die Verteilung der 2013–2016 erwirtschafteten 5,7 Milliarden USD ist sehr komplex. Die Ressourcenverteilung des IOC an seine anerkannten Organisationen ist in seinen Grundzügen in Abb. 3 dargestellt. Die Verteilung von Ressourcen an die IOC-erkannten Organisationen des Sports läuft nach einem Verteilungsschlüssel. Vorrangiges Ziel der Ressourcenverteilung ist, dass die Organisationen politisch unabhängig bleiben können.

Zwei im Sportsport sehr wichtige Organisationen sind über Ressourcen bzw. Personen ebenfalls eng an das IOC gebunden. Die WADA (World Anti-Doping Agency) und das ICAS (International Council Of Arbitration for Sport). Um den Sportgerichtshof CAS (Court of Arbitration) autonomer zu machen, wurde der ICAS, eine Stiftung, als oberste Institution des CAS gegründet. ICAS führt und finanziert den CAS. Das ICAS erhält vom IOC 2019 eine finanzielle Unterstützung von ca. 7.5 Mio. USD (IOC 2019, S. 163), weit mehr bekommt allerdings die WADA, die bis heute zu 50 % durch das IOC finanziert wird, ohne eine direkte Gegenleistung zu erbringen. Für 2021 sind dies 20,2 Mio. USD (WADA 2021). Obendrein ist das IOC informell in beiden Institutionen involviert, da es eine gewisse Anzahl von Mitgliedern im Vorstand stellt. Im Detail erfolgt dies durch Personalunion als IOC-Mitglied und Board Member im ICAS (4 von 20) oder der WADA (11 von 36). Dadurch erhält das IOC zum einen Informationen und kann zum anderen auch Informationen und Stimmgewicht zu Entscheidungen einbringen.

Die Finanzierung der Olympischen Spiele

Die IOC-Ausgaben (Abb. 4) gehen zu ca. 40 % an die Ausrichterstädte und bilden für diese die sogenannte *IOC-Contribution*. Diese steigen von Spielen zu Spielen und sind in Abb. 5 dargestellt.

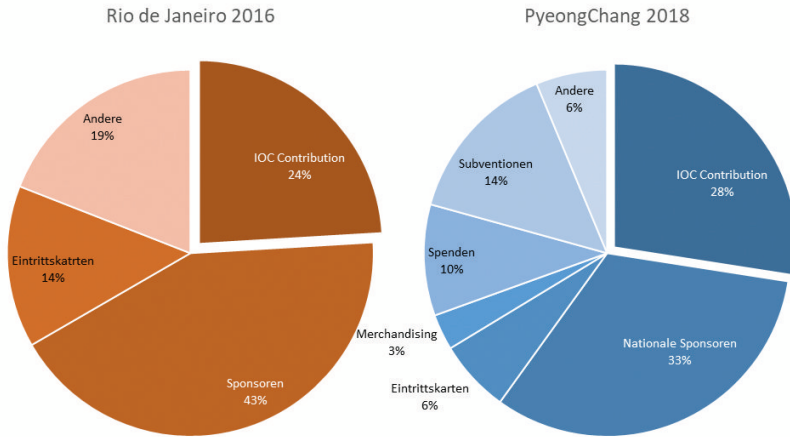
Abbildung 5: IOC-Contribution (in Mio. USD) für die Ausrichter der Spiele 2002–2028



(IOC, 2020f; Host City Contracts 2022, 2024, 2026, 2028)

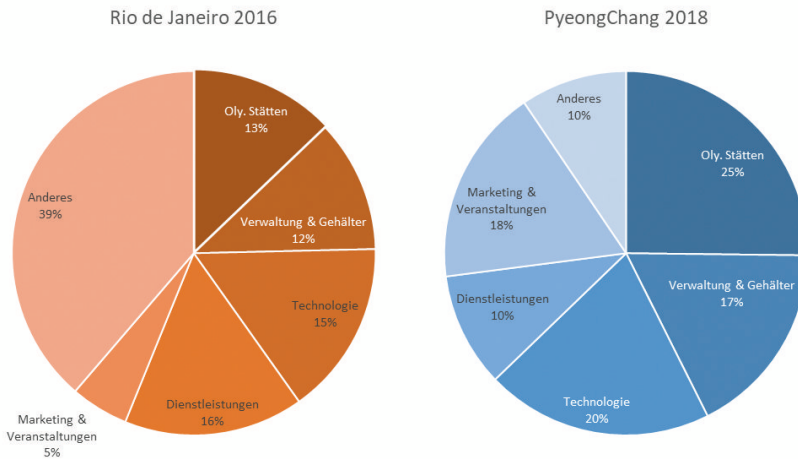
Die OCOGs haben weitere Einnahmen (nationale Sponsorenprogramme, Eintrittskarten, Merchandising etc.), von denen das IOC laut Host-City-Contract eine Lizenzabgabe von 1–7,5 % (IOC 2017, § 24.8) erhält. In Abb. 6 und 7 sind die Einnahmen und Ausgaben der OCOGs für Sommer- und Winterspiele dargestellt.

Abbildung 6: Einnahmen der OCOGs Rio de Janeiro 2016 und Pyeongchang 2018



(Preuss et al., 2018)

Abbildung 7: Ausgaben der OCOGs Rio de Janeiro 2016 und Pyeongchang 2018



(Preuss et al., 2018)

Die drei größten Einnahmequellen eines OCOGs sind die von den nationalen Sponsoren (Official Partner), der Verkauf von Eintrittskarten sowie der Verkauf von Lizenzen für Merchandising-Artikel (Tab. 1):

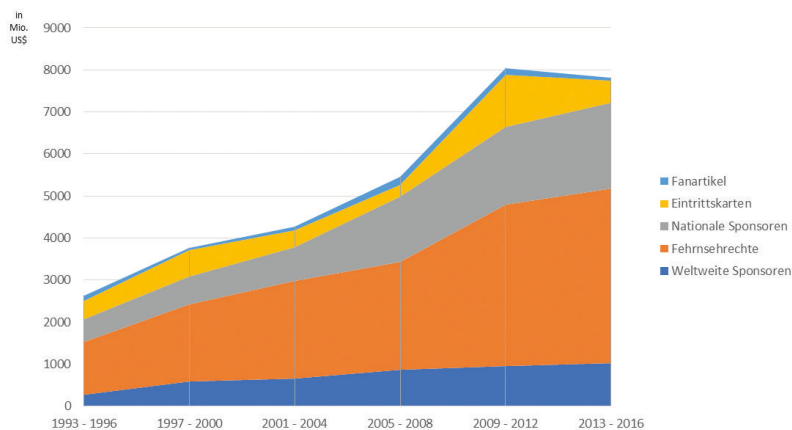
Tabelle 1: Daten zur Vermarktung Olympischer Spiele

	Rio de Janeiro 2016	Pyeongchang 2018
Sponsoren „Worldwide Partners“	11	13
Sponsoren „Official Partner“	7	11
Official Sponsor	12	13
Official Supplier	30	26
Anzahl Eintrittskarten	6,2 Mio.	1,1 Mio.
Anzahl Merchandising-Produkte	5.000	1.500
Lizenznehmer (für Merchandising)	59	4

(IOC, 2016; IOC, 2018; IOC, 2020f)

Abb. 8 zeigt die Entwicklung der einzelnen Finanzierungsquellen über die letzten fünf Olympiaden. Die Schwankungen in den Einnahmen sind u.a. durch die wirtschaftliche Stärke des jeweiligen Gastgebers der Spiele bestimmt. Beispielsweise konnten Eintrittskarten in Großbritannien 2012 teurer verkauft werden als in Griechenland 2004, da das OCOG und IOC generell bei der Preisfestsetzung auf die Kaufkraft der einheimischen Bevölkerung achten. Insgesamt zeigt sich aber ein beeindruckender Anstieg der Einnahmen. Das erreichte Plateau könnte mit dem wirtschaftlich schwächeren Rio 2016 gegenüber Vancouver 2010 und London 2012 zu tun gehabt haben, allerdings auch damit, dass ein gewisses kommerzielles Ausmaß der Spiele erreicht wurde. Für die Olympiade von Tokio 2020 (2017–2021) wird allerdings ein weiterer Anstieg erwartet.

Abbildung 8: Einnahmequellen durch Olympische Spiele in Mio. USD



(IOC, 2020f)

Viele Unternehmen sehen in den Spielen eine einzigartige Gelegenheit, Geschäfte anzubahnen, Kontakte zu knüpfen und ihr Image zu verbessern. Die weltweite Wahrnehmung und die positiv besetzten Assoziationfelder, die durch die Symbole der Olympischen Spiele erzeugt werden, lassen die Olympischen Spiele trotz zunehmender Kritik in einigen westlichen Ländern immer noch zu einer ökonomisch wertvollen und interessanten Werbeplattform werden. Die Unternehmen, die Sponsoren oder Ausrüster scheinen ungemein von den Spielen zu profitieren, ansonsten würden sie nicht so viel Geld in ihre Sponsorships und Lizenzverträge investieren.

Das IOC besitzt alle Rechte an den Olympischen Emblemen. Es gibt für die NOCs, TV-Rechteinhaber und Sponsoren eigene Vermarktungssignets zur freien Nutzung, die die Ringe (Olympisches Symbol) enthalten (IOC 2020a, § 7–14 Bye law 2.2). Die NOCs können diese dann auf ihrem Territorium vermarkten. Auf nationaler Ebene haben ferner die OCOGs das ausschließliche Recht an ihren spezifischen Emblemen und Maskottchen, da sie durch ein *Joint-Marketing Agreement* für vier Jahre allein über die Vermarktung im Ausrichterland bestimmen können, vor allem um die Exklusivität der Sponsoren zu schützen. In diesen vier Jahren wird das NOC des Ausrichterlandes aber angemessen vom OCOG an seinen Vermarktungseinnahmen beteiligt.

Die mediale Übertragung der Spiele ist bisher der Treiber des kommerziellen Erfolgs und stellt den größten Teil der Einnahmen dar. Die Rechteinhaber profitieren von den Spielen, indem sie durch diese einen Reputati-

ongewinn erzielen, die Rechte weitervermarkten oder auch durch hohe Einschaltquoten ihre Werbeflächen teurer weiterverkaufen können. In Bieterwettbewerben, die heute meist einer einseitigen, verdeckten Auktion gleichkommen, versuchen die verschiedenen Sendeanstalten, Medienagenturen, Netzbetreiber u.a. die Übertragungsrechte an attraktiven Sportveranstaltungen zu erwerben. Wie viel die Olympischen Spiele den Käufern wert sind, zeigt die Entwicklung des Verkaufs in Abb. 8. Interessant ist in diesem Zusammenhang die Digitalisierungsstrategie des IOC, siehe Beitrag von Kühner in diesem Sammelband). Demnach wird das IOC mit einem *Olympic Broadcast Services* (OBS) die Produktion der Fernsehbilder komplett übernehmen und allen rechtezahlenden Unternehmen und Sendern weltweit über eine OBS-Cloud zur Verfügung stellen. Das ermöglicht u.a. alle Medieninhalte auch *nicht-linear* zu sehen und ist damit auf die Generationen Y und Z, die einen starken digitalen Medienkonsum aufweisen, zugeschnitten. Die Vision, 365 Tage *Olympism in Action* über teilweise eigene Kanäle (Olympic Chanel) zu zeigen und die Partner über digitale Plattformen mit olympischen Inhalte zu versorgen, hatte IOC-Präsident Bach bereits 1994. Die absolute Kontrolle über alle Medieninhalte, bereitgestellt über eine gigantische Cloud und weltweit genutzten Servern ermöglicht es, jedem Konsumenten überall auf der Welt, zu jeder Zeit interessante olympische Inhalte zu zeigen (*people centric*).

Es ist festzustellen, dass der Medienmarkt in Nordamerika in den letzten 20 Jahren über 50 % der IOC-Einnahmen erzeugte, wobei dieser Anteil von 61 % (1997–2000) auf 51 % (2013–2016) gefallen ist. In diesem Zeitraum blieb er in Europa konstant bei 23 %, während er in Asien im gleichen Zeitraum von 11 % auf 16 % gestiegen ist. Spätestens mit dem Kauf fast aller europäischen Rechte über den amerikanischen Kabelsender *Discovery*, der in Deutschland über seinen Sender Eurosport ausstrahlt, wurde eine neue Ära des Medienkonsums und der Medienrechteverkäufe eingeleitet. Die beiden amerikanischen Medienanbieter Discovery und NBC (Olympische Rechte bis 2032) sind zusammen aktuell für über 70 % der Medienrechteinnahmen des IOC verantwortlich. Dies zeigt die vorherrschende Dominanz der USA im Bereich der Medienrechte.

Legacy – das Erbe der Olympischen Spiele

Legacy

Legacy (engl.) bedeutet auch Vermächtnis oder Erbe und beinhaltet alle geplanten und ungeplanten, positiven und negativen, materiellen und immateriellen Veränderungen, die durch die Olympischen Spiele herbeigeführt werden und länger als die Spiele bestehen bleiben. Diese können die städtische Infrastruktur, Richtlinien und Gesetze, menschliches Können, gesellschaftliche Veränderungen, Erfindungen oder auch Auswirkungen auf die Umwelt umfassen. Alle diese sechs Bereiche lassen sich auf den Sport, die Wirtschaft, die Bildung oder andere Bereiche anwenden und zeigen damit die Breite von Legacy. Sie kann positiver, aber auch negativer Ausprägung sein, da sie die langfristigen Änderungen und die daraus folgenden Konsequenzen beschreibt.

Die Vision ist der Ausgangspunkt für den Planungsprozess der Olympischen Spiele. Sie muss zum einen den Visionen der Bewerberstadt/-region und ihrer Bevölkerung aber auch denen der olympischen Bewegung entsprechen. Jede Maßnahme, die für die Olympischen Spiele initiiert wird, sollte mit der Vision abgestimmt sein. So wird sichergestellt, dass die Stadt nicht nur Maßnahmen ergreift, die für die Austragung der Spiele wichtig sind, sondern auch für die Zeit danach. Nur so kann das Erbe (*Legacy*) positiver Art sein. Da es jedoch immer wieder Interessenkonflikte gibt, kann ein positives Vermächtnis für einen Akteur durchaus ein negatives Vermächtnis für einen anderen hinterlassen. Dies muss während des Planungsprozesses berücksichtigt und verantwortungsvoll abgewogen werden. Die Vision muss von der Gastgeberstadt entworfen werden, um einen maximalen Nutzen für die lokalen Akteure und Betroffenen zu gewährleisten. Sie muss aber auch in Absprache mit dem IOC erfolgen, um die Durchführbarkeit der Spiele zu garantieren.

Sobald die Olympischen Spiele an eine Stadt vergeben sind, beginnen die Stadt, die Regierung, private Investoren und das OCOG damit, die Standorte strukturell zu verändern. Eine strukturelle Veränderung kann die Infrastruktur, aber auch immaterielle Strukturen (wie z.B. Bildung oder Vernetzung von Akteuren) umfassen. Die strukturellen Veränderungen, die für oder aufgrund der Spiele auftreten, können sechs verschiedenen und sich nicht überschneidenden Facetten des Vermächtnisses zugeordnet werden:

1. Stadtentwicklung: z.B. Straßenbau, öffentliche Verkehrsmittel, neue oder renovierte Gebäude und Hotels, Sportstätten, Flughafenbau, aber

- auch die durch Neubauten und Gentrifizierung verursachten Verdrängungen und Umsiedlungen etc.
2. Umweltveränderung: z.B. Verbesserungen durch Abwasserreinigung, erneuerbare Energien, Wassereffizienz, umweltfreundliche Gebäude und Veranstaltungsorte, Revitalisierung zerstörter Biotope, aber auch Verschlechterung durch Naturzerstörung etc.
 3. Politik und Governance (verantwortungsvolle politische Führung): neue Gesetze und Richtlinien sowie bessere Governance in Verbänden und Unternehmen wie beispielweise weniger Menschenrechtsverletzungen, Pressefreiheit, Gesetzgebung zum Ambush Marketing (Marketing ohne Rechteinhaber zu sein) aber eben auch mehr Transparenz, Mitsprache etc.
 4. Fähigkeiten, Wissen und Netzwerke: Fähigkeiten, die durch die Bewerbung und die Ausrichtung der Spiele erworben wurden, geschaffenes oder geteiltes Wissen (z.B. wie man eine Sportveranstaltung organisiert), neue Netzwerke von Akteuren, die durch die Teilnahme an der Veranstaltung entwickelt wurden, was ggf. auch illegale Netzwerke einschließen könnte.
 5. Geistiges Eigentum: geistiges Eigentum, das zu Innovationen oder einem zusätzlichen oder verringerten Markenwert führt, Erfindungen, die für oder wegen der Olympischen Spiele gemacht wurden wie zum Beispiel Musikstücke, Piktogramme, Sicherheitskonzepte, Verkehrsleitsysteme und Technologien.
 6. Überzeugungen und Verhalten: neue oder veränderte Überzeugungen, z.B. in Bezug auf das Image eines Landes (sowohl positiv als auch negativ), Verhaltensänderungen, z.B. in Bezug auf die Servicequalität, die Nutzung öffentlicher Verkehrsmittel.

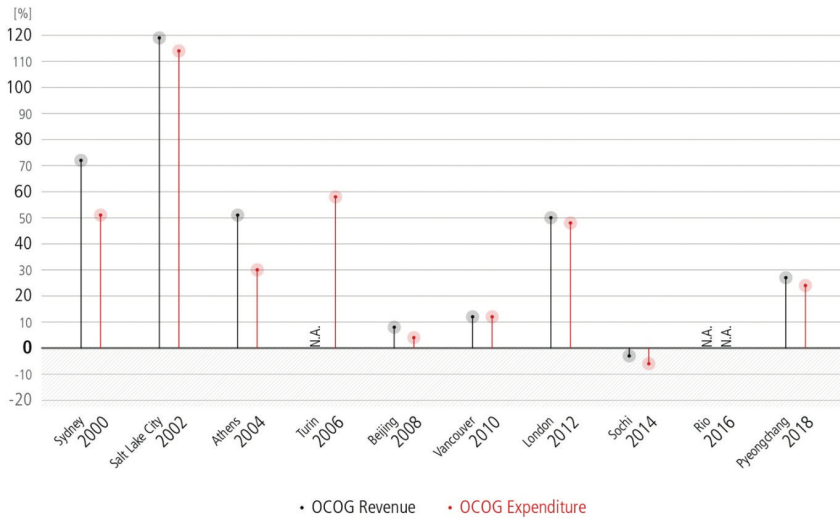
Viele dieser Legacies verändern die Qualität eines Standorts und haben damit letztlich wirtschaftliche Auswirkungen. Beispielsweise wird eine Stadt somit für den Tourismus attraktiver, wird als Industriestandort gewählt oder bekommt eine neue Universität. Diese Wirkung ist sehr schwer zu messen, soll dem Leser aber ein Gefühl vermitteln, dass die Investitionen in die Olympischen und Paralympischen Spiele nicht nur für die Tage der eigentlichen Veranstaltungen vorhalten. Daneben sind diese langfristigen Auswirkungen schwer zu kommunizieren. Dies nämlich ist einer der wesentlichen Gründe, warum Bürgerreferenden in Deutschland und anderen westlichen Nationen in den vergangenen Jahren oft verloren gingen, z.B. München 2022, Hamburg 2024.

Sorge vor Kostenüberschreitungen des Ausrichters

Der Zeitpunkt des Hamburger Referendums für/gegen Olympia 2024 wurde von den Befürwortern der Spiele im Nachhinein kritisiert. Sie argumentierten, dass deren Finanzierung zu dem Zeitpunkt noch nicht geklärt war und dies für viele Bürger*innen ein bekannter Ablehnungsgrund war (Nielsen, 2015). Ein Volksentscheid sollte erst dann durchgeführt werden, wenn die Kosten der Spiele auch wirklich richtig bestimmt werden können. Dies ist jedoch sieben Jahre vor den Spielen nach Preuss et al. (2019) noch nicht möglich. Es ist weithin bekannt, dass der Befragungszeitraum, -zeitpunkt und Minderheitenmobilisierung das Ergebnis eines Volksentscheides maßgeblich beeinflussen. Mehrere Autor*innen zeigten, dass sich direktdemokratische Verfahren eher hinderliche als nützlich für eine Ausweitung von Staatsausgaben erwiesen (Freitag, Vatter & Müller, 2003) und einen „Zügelungseffekt auf das Ausgabenniveau der Staatstätigkeit“ (Wagschal und Obinger, 2000, S. 493) haben. Moser und Obinger (2007) konnten belegen, dass es bei Volksentscheiden eher zu einer Bestätigung des Status Quo kommt, als dass Staatsausgaben befürwortet werden. Diese Studienergebnisse offenbaren die Schwierigkeit der Legitimierung von Olympischen Spielen in Deutschland über einen Volksentscheid, sofern hohe Infrastrukturinvestitionen über Steuermittel getätigt werden müssen.

Preuss et al. (2019) konnten nachweisen, dass die Organisation der Spiele zu Kostenüberschreitungen führt, wobei die Einnahmeüberschreitungen diese jedoch regelmäßig vollständig kompensieren (Abb. 9). Eine Finanzierung der Spiele erfolgt obendrein fast ausschließlich über private Mittel (IOC Beitrag, Sponsoren, Eintrittskarten). Bei guter Aufklärung der Bevölkerung dürfte es hier wegen dieser Erkenntnisse keinen Grund für eine Ablehnung zukünftiger Spiele wegen der Organisationskosten geben.

Abbildung 9: Einnahme und Kostenüberschreitung von Organisationskomitees



(Preuss et al., 2019, S. 115)

Die Abb. 9 zeigt allerdings nicht die zu erwartenden Kostenüberschreitungen bei Investitionen in die Infrastruktur. Sofern aber keine Infrastruktur geplant wird, die allein den Olympischen Spielen dienen und die keinen Folgenutzen haben, sollten Infrastrukturveränderungen höchstens anteilig als Kosten Olympischer Spiele zählen. Es sollten keine Stadien, Autobahnen und Flughäfen in Deutschland allein wegen der Olympischen und Paralympischen Spiele gebaut werden, sondern immer einer Vision folgen, die auch nach den Spielen nachhaltigen Nutzen für die Bevölkerung stiftet (z.B. Berliner Olympiastadion, Münchner Olympiapark).

In Deutschland steigt die Bedeutung von regionalen direktdemokratischen Verfahren, sodass künftige Bewerbungen um Olympische Spiele vermutlich wieder an ein positives Referendum gekoppelt sein werden. Daher stellt sich die Frage, wie sich die Chancen auf den positiven Ausgang eines solchen Referendums erhöhen lassen.

Diskussion zur ökonomischen Effizienz des bestehenden Systems

Der bisherige langsame Wandel des IOC und eine damit teilweise einhergehende Ineffizienz lässt sich durch spezifische Bedingungen dieser Organisation zurückführen, die Anastasiadis & Spence (2019) als *organisa-*

tionale Pathologie beschreiben. Diese führte in den Augen der Öffentlichkeit zu Einbußen an Legitimität. Ohne moralische Legitimität wird das IOC in der Öffentlichkeit und Sportpolitik aber immer wieder auf aktiven oder passiven Widerstand stoßen. Zusammenarbeit funktioniert dann nur noch durch finanzielle Gegenleistungen, da Vertrauen weniger vorhanden ist (Finnemore 2009). Diesen Verlust an moralischer Legitimität versucht das IOC heute sehr aktiv und auch effektiv mit Hilfe der Agenda 2020 (IOC 2013) und aktuelle mit der Agenda 2020+5 (IOC, 2021) zu beseitigen.

Agenda 2020 & Agenda 2020+5

Die Olympische Agenda 2020+5 baut auf den Ergebnissen der Olympischen Agenda 2020 (2014 vom IOC verabschiedet) auf. Die Agenda 2020 hat die Olympische Bewegung durch die Einführung von 40 Änderungen gestärkt (z. B. die Olympischen Spiele zukunftsfähig gemacht, die Olympischen Werte gesichert und die Rolle des Sports in der Gesellschaft gefestigt). Diese Errungenschaften haben ein solides Fundament für die Zukunft gelegt.

Die 15 Empfehlungen der Agenda 2020+5, die von der IOC-Session 2021 ins Leben gerufen wurden, entstanden in einem inklusiven und gemeinschaftlichen Prozess aus Vorschlägen rund um die Welt. Die neuen Empfehlungen basieren auf vom IOC identifizierten „Schlüsselrends“, die höchstwahrscheinlich in der Post-Corona-Ära an Bedeutung gewinnen werden und bei denen der Sport und die olympischen Werte eine Schlüsselrolle spielen könnten. Es sind Solidarität, Digitalisierung, Nachhaltigkeit, Glaubwürdigkeit und finanzielle Absicherung.

Allmählich wird die Selbstreferenz zurückgefahren, indem es zu einer Öffnung der IOC-Kommissionen für Experten und Stakeholder kommt und einer Öffnung von Veranstaltungen (IOC-Session, IOC Forum etc.) für die Medien und Olympiagegner. Ein externes Rechnungsprüfsystem mit höchstem Standard und von PricewaterhouseCoopers geleitet wurde eingeführt. Die Ethikkommission ist mehrheitlich durch Externe besetzt und die negative Wahrnehmung des IOC durch die Bevölkerung, die sich deutlich in Referenden gegen die Ausrichtung Olympischer Spiele zeigte (Preuss, Scheu & Weitzmann 2020), kann allmählich durch zahlreiche Veränderungen der Ausrichtungsvorgaben (IOC New Norm) und durch die Veröffentlichung des Host City Contracts (erhöhte Transparenz) bearbeitet und positiv stimuliert werden. Der Aufbau moralischer Legitimität dauert aber lange. Dennoch sollte dies nicht davon ablenken, dass sich Deutschland wieder um die Olympischen und Paralympischen Spiele

bewerben sollte, denn aus ökonomischer Sicht dürfte die Grundidee dieser Spiele und des IOC mit seinem pro-sozialen Bestreben, Bildung und Frieden besser zum heutigen Zeitgeist passen.

Literatur:

- Anastasiadis, S., Spence, L. J. (2019). An Olympic-sized Challenge: Effect of Organizational Pathology on Maintaining and Repairing Organizational Legitimacy in Sports Governing Bodies. *British Journal of Management*, 31, 24–41.
- Barnett, M., Finnemore M. (1999). The politics, power, and pathologies of international organizations', *International Organization*, 53, 699–732.
- Finnemore, M. (2009). Legitimacy, hypocrisy, and the social structure of unipolarity, *World Politics*, 61, 58–85.
- Freitag, M., Vatter, A., Müller, Ch. (2003). Bremse oder Gaspedal? Eine empirische Untersuchung zur Wirkung der direkten Demokratie auf den Steuerstaat. *Politische Vierteljahresschrift*, 44, 348–369
- Geraert, A., Mrkonjic, M., Chappelet, J.-L. (2014). A rationalist perspective on the autonomy of international sport governing bodies: towards a pragmatic autonomy in the steering of sports, *International Journal of Sport Policy and Politics*, 7, 473–488.
- Green, J. F. (2014). *Rethinking Private Authority: Agents and Entrepreneurs in Global Environmental Governance*. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- IOC (2013). *Olympic Agenda 2020: 20+20 Recommendations*. Lausanne: International Olympic Committee.
- IOC (2016). *Marketing Report Rio 2016*. Lausanne: International Olympic Committee.
- IOC (2017). *Host City Contract – Principles Games of the XXXIII Olympiad in 2024*. Lausanne: International Olympic Committee.
- IOC (2018). *Marketing Report PyeongChang 2018*. Lausanne: International Olympic Committee.
- IOC (2019). *The IOC Annual Report 2019. Credibility Sustainability Youth*. Lausanne: International Olympic Committee.
- IOC (2020a). *Olympic Charter, in Force as from 17 July 2020*. Lausanne: International Olympic Committee.
- IOC (2020b). *Recognised Organisations*. Abgerufen am 23.11.2020 unter <https://www.olympic.org/ioc-governance-affiliate-organisations>
- IOC (2020c). *Ethics 2020*. Lausanne: International Olympic Committee.
- IOC (2020d). *IOC increases Olympic Solidarity fund by 16 % overall and by 25 % for direct athlete support programmes*. Abgerufen am 30.11.2020 unter <https://www.olympic.org/news/ioc-increases-olympic-solidarity-fund-by-16-per-cent-overall-and-by-25-per-cent-for-direct-athlete-support-programmes>

- IOC (2020e). *IOC Good Governance*. Abgerufen am 18.12.2020 unter <https://www.olympic.org/good-governance>
- IOC (2020f). *IOC Marketing Fact File*. Abgerufen am 7.1.2021 unter https://stillmed.olympic.org/media/Document%20Library/OlympicOrg/Documents/IOC-Marketing-and-Broadcasting-General-Files/Olympic-Marketing-Fact-File.pdf#_ga=2.109772933.1643799770.1610010563-443683503.1588420897
- IOC (2021). *Olympic Agenda 2020+5*. Lausanne: International Olympic Committee.
- Kobrin, S. J. (2009). Private political authority and public responsibility: transnational politics, transnational firms, and human rights, *Business Ethics Quarterly*, 19, 349–374.
- MacAloon, J. J. (2011). Scandal and governance: inside and outside the IOC 2000 Commission, *Sport in Society*, 14, 292–308.
- Moser, J., & Obinger, H. (2007). Schlaraffenland auf Erden? Auswirkungen von Volksentscheiden auf die Sozialpolitik. In M. Freitag & U. Wagschal (Hrsg.), *Direkte Demokratie. Bestandsaufnahmen und Wirkungen im internationalen Vergleich*, (S. 331–362). Berlin: LIT Verlag.
- Nielsen (2015). *Bevölkerungsrepräsentative Befragung zur Akzeptanz der Bewerbung Hamburgs für die Ausrichtung der Olympischen und Paralympischen Spiele 2024*. Berichtsband Fieberkurven, Hamburg Olympiabewerbung, 15. November 2015. Typoskript.
- Owen, D. (2019). *Exclusive: IOC distributions to United States Olympic and Paralympic Committee jump on back of surging sponsorship revenue*. Abgerufen am 8.1.2021 unter <https://www.insidethegames.biz/articles/1081565/ioc-distributions-to-usopc-jump>
- Preuss, H., Andreff, W., & Weitzmann, M. (2019). *Cost and Revenue Overruns of the Olympic Games 2000–2018*. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Preuss, H., Scheu, A. & Weitzmann, M. (2020). Referendums at Olympic Games. In Chatziefstathiou, D., Garcia, B. & Séguin, B. (Eds). *Handbook on the Olympic and Paralympic Games*. Routledge.
- United Nations (2014). *UN, Olympic Committee sign formal agreement on role of sport in development, peace*, Press release, 28 April. Abgerufen am 23.11.2020 unter <http://www.un.org/apps/news/story.asp?NewsID=47671>
- WADA (2021). *Contributions to WADA's budget 2021*. Abgerufen am 24.11.2020 unter https://www.wada-ama.org/sites/default/files/resources/files/wada_contributions_2021_update_en.pdf
- Wagschal, U., & Obinger, H. (2000). Der Einfluss der Direktdemokratie auf die Sozialpolitik. *Politische Vierteljahresschrift*, 41 (3), 466–497.

Vom Komitee zum Konzern – Das IOC und seine multimedialen Spiele

Holger Kühner

Abstract

Von den ersten Olympischen Spiele 1896 in Athen berichtete Pierre de Coubertin selbst. Als Generalsekretär und von 1896 an als Präsident des Internationalen Olympischen Komitees schrieb Coubertin für Zeitungen und Magazine. Auch IOC-Präsident Thomas Bach (seit 2013) ist als Berichterstatter tätig – meist auf den Social-Media-Kanälen des IOC, auf der eigenen Homepage oder im Olympic Channel. Zwischen Athen 1896 und Tokio 2020 liegt eine technische Evolution, die durch die Digitalisierung die nächste mediale Revolution erlebte. Anfangs ging es bei der Berichterstattung von den Olympischen Spielen nur um die sportlichen Wettbewerbe, die Leistungen der Olympiateilnehmer*innen und die kleinen Geschichten hinter den Kulissen. Im Sog der zunehmenden Kommerzialisierung entwickelte sich der Leistungssport zu einer spannenden und glamourösen Abteilung der Unterhaltungsindustrie. Zu den Film- und Popstars gesellten sich die Sportstars. Rolle und Anforderungen an Journalist*innen veränderten sich in einem ähnlich rasanten Tempo. Die glänzenden Medaillen offenbarten wie die Sieger*innen ihre Schattenseiten. Das „Gewinnen um jeden Preis“ wurde zum Nährboden für Doping und Korruption. Wurde 1964 das TV-Signal aus Tokio noch live über die USA und dann per Seekabel zurück nach Europa gesendet, wird die Übertragung heute über eine Cloud und weltweit vernetzte Glasfaserverbindungen abgewickelt. Mitbeteiligt an den technischen Innovationen sind häufig auch die TOP Sponsoren des IOC, die nicht nur Geld bezahlen, sondern auch Sachleistungen zur Verfügung stellen sowie speziell auf die Bedürfnisse der Olympischen Spiele zugeschnittene Produkte entwickeln. Mit der Gründung der Olympic Broadcasting Services (OBS) 2001 begann das IOC, die TV-Bilder der Olympischen Spiele selbst zu produzieren. Mit dem Olympic Channel, der digitalen Plattform für Olympische Inhalte schuf das IOC 2016 seinen eigenen „TV-Sender“ und wurde damit zu einer News Producing Company (NPC). In 125 Jahren seit den ersten Spielen von Athen 1896 hat sich das Internatio-

nale Olympische Komitee in einen Konzern verwandelt. Durch die Attraktivität der Olympischen TV-Rechte rutschte das IOC aber auch in eine finanzielle Abhängigkeit – und mit ihm der gesamte Olympische Sport, der auch von den IOC-Einnahmen lebt. In der Finanzperiode 2013–2016 kamen 73 % aller Erlöse des IOC von TV-Unternehmen, die dafür bezahlen, exklusiv von den Olympischen Spielen berichten zu dürfen.

Olympische Spiele und die Medien – eine Beziehungsgeschichte

„Durch die Beschleunigung der Digitalisierung werden wir mit Sicherheit eine nie dagewesene Anzahl von Fans und Menschen haben, die die Spiele im Internet und an den Fernsehschirmen verfolgen“, sagte IOC-Präsident Dr. Thomas Bach (Bach, 2020) mit Blick auf die Olympischen Spiele in Tokio (23.07.- 12.08.2021). Nachdem die japanische Regierung drei Wochen vor Beginn der Spiele erneut den Notstand ausrief, entschieden die Olympia-Organisatoren: die Olympischen Spiele in Tokio finden ohne Zuschauer statt. Dafür mit medialen Rekorden – im Fernsehen, im Internet, am Tablet und Smartphone: „Das wird nach allem, was wir bisher sehen, alles bisher Dagewesene übertreffen, so dass zumindest in der digitalen Welt und der Fernsehwelt dieser Enthusiasmus da sein wird“ (Bach, 2020). Sechzig Jahre nachdem in Rom erstmals TV-Rechte verkauft wurden, hat sich aus dem Internationalen Olympischen Komitee der Amateure ein internationaler Medienkonzern entwickelt. Die Machtverhältnisse sind eindeutig. Das IOC vermarktet die Olympischen Spiele und verteilt die Einnahmen. Alle, die aus der Olympischen Familie mitspielen wollen, verdienen mit – ihre finanzielle Abhängigkeit vom IOC ist enorm. Mit der Gründung der IOC eigenen Produktionsfirma Olympic Broadcasting Services (OBS) sorgt das IOC auch für journalistische Inhalte überall dort, wo bewegte Bilder laufen können: im klassisch linearen Fernsehen, im Internet und auf Social-Media-Plattformen. Mit dem Olympic Channel, der seit 2016 sendet, schuf das IOC einen eigenen „Sender“. Das größte Sportereignis der Welt dient alle vier Jahre auch als „technisches Experimentierfeld“. Die TV-Rechteinhaber (Rightsholding Broadcaster – RhB) bezahlen also nicht nur für die exklusiven Übertragungsrechte, sie profitieren auch von den Investitionen und Innovationen neuer Produktions- und Übertragungstechniken. Was als Prototyp bei Olympischen Spielen getestet wird, können die Sender nach den Olympischen Spielen für die tägliche Berichterstattung nutzen, weiterentwickeln oder einfach übernehmen. Heute kommen 73 % aller Einnahmen des IOC aus dem Verkauf von Übertragungsrechten (IOC, 2020a). Diese Einnahmequelle

bringt dem IOC finanzielle Stabilität, führt aber auch zur Abhängigkeit von diesen Einnahmen. Der amerikanische Medienkonzern NBCUniversal (NBCU) sicherte sich bereits im Mai 2014 die Rechte für die USA bis ins Jahr 2032 – für 7,65 Milliarden USD (IOC, 2014a). Was der NBCU-Deal tatsächlich wert ist, lässt sich daher schwer vorhersagen. Wer immer höhere Preise für Übertragungsrechte fordert, muss aber auch die Gegenleistung immer attraktiver gestalten. Der technische Fortschritt in der digitalen Welt vollzieht sich in Höchstgeschwindigkeit. Entwicklungszyklen neuer Medienprodukte beginnen meist mit einer Testphase bei Winterspielen, um sie dann zwei Jahre später bei Sommerspielen den RhBs voll einsatzfähig anbieten zu können. Für die weltweite Übertragung der Olympischen Spiele in Tokio entwickelte OBS mit dem chinesischen IT-Giganten und IOC-Partner Alibaba eine innovative Cloud-Lösung. Für die besten Athlet*innen nur die beste Technik. Sagte IOC-Präsident Avery Brundage bei den Olympischen Spielen 1972 beinahe beschwörend „the Games must go on“, liest sich das im digitalen Zeitalter auf der gemeinsamen Homepage von Alibaba und OBS so: „keeping the Games uninterrupted“ (Alibaba & OBS, 2021). Die Spiele finden nicht mehr nur in Rio, Sotschi und Paris statt, sondern immer und überall.

Olympische Geschichte der Olympischen Geschichten – von der Zeitung in die Cloud

„Die Olympischen Spiele werden hauptsächlich fürs Fernsehen inszeniert.“
*Jacques Rogge*¹

Schnell und kompakt muss es zugehen, wenn Medien an der olympischen Berichterstattung teilnehmen. Weil einem Reporter des „Le Petit Havre“ bei seiner Berichterstattung über den Olympischen Kongress 1897 die Bezeichnung „Internationales Komitee für die Olympischen Spiele“ offenbar zu sperrig war, verkürzte er die Organisation auf „Internationales Olympisches Komitee“ (Samaranch 1996, S. 9), die seit 1901 offizielle Bezeichnung. Schreibende Journalisten und Fotografen machten den Anfang. Die Erfindung der Cinematografie brachte erste Bewegtbilder in die Wochenschauen der Kinos. Bevor das Fernsehen zum visuellen Massenmedium wurde, dominierte die Radioberichterstattung. Aber kein

1 Barney, Wenn, Martyn (2002, S. 278).

anderes Medium hatte einen vergleichbaren Einfluss auf die Entwicklung der Olympischen Spiele wie das Fernsehen. Verbände änderten Regeln und Formate ihrer Sportarten, um sie „telegen“ zu machen. Und aus reinen Fernsehanstalten, die anfangs nur zur Übertragung von Bewegungsbildern zuständig waren, entwickelten sich Medienunternehmen, die olympische Inhalte über Multi-TV- und Digitalplattformen senden und verbreiten. Mit der Gründung des Olympic Channel 2016 wurde das IOC selbst zu einer „News Producing Company“, die journalistische Inhalte selbst herstellt, distribuiert und verkauft. Ein reines Sportereignis waren die Spiele aber noch nie, sondern aus Sicht der Medien auch ein Labor, in dem neue Technologien getestet und weiterentwickelt werden.

Den 100-Meter-Lauf bei Olympischen Spielen im Fernsehen oder im Radio zu erleben, erzeugt Spannung, Emotionen und ein Miterleben, das beim Lesen eines Zeitungsartikels am Tag danach kaum entstehen kann. Deshalb hat Downing (1996, S. 27) recht, wenn er die Berichterstattung von den Olympischen Spielen 1936 in Berlin als Durchbruch sieht: „Berlin markiert einen zentralen Meilenstein für den Einfluss, den die Medien zur Entwicklung der Olympischen Spiele haben und begründete die neue Ära des Fernsehens“. Die von den Nationalsozialisten für Propagandazwecke benutzten Spiele wurden im Radio in 40 Länder übertragen. In der Dokumentation „Olympia-Weltsender“ wird darauf hingewiesen, dass beispielsweise NBC-Reporter aus Berlin allein für 110 Radio-Programme in den USA berichteten (Reichs-Rundfunk 1936). In einem Radius von 15 Kilometern wurden die Spiele live im Fernsehen gesendet und nach 90-sekündiger Entwicklungszeit der Filme als Videosignal in öffentliche Zuschauerräume übertragen (Llinés & Moreo, 1998).

Bereits drei Jahre nach Ende des 2. Weltkriegs wurden 1948 in London Filme hergestellt. Bei den Schwimmwettbewerben wurden Sportler noch „schnaufend und triefnass“ interviewt (Hampton, 2008, S. 47). Die Übertragungen waren so erfolgreich, dass die BBC ihr Programm ändert und die Olympischen Spiele zeigte, insgesamt 70 Stunden an 15 Tagen. Nach Downing (1996, S. 28) bleibt das Fernsehen noch der Juniorpartner der Kinos, dennoch mache die Berichterstattung den „ersten Schritt hin zum kleinen Monitor“. Es dauerte allerdings bis zu den Spielen 1956, bis das Fernsehen auch von den Olympiamachern im IOC als Transportmittel von Informationen und Emotionen entdeckt wurde.

Obwohl dem IOC die Olympischen Spiele gehören, verkaufte es sein Produkt nicht selbst an TV-Sender. Als bei der Eröffnungsfeier der Olympischen Winterspiele 1956 in Cortina d’Ampezzo der letzte Fackeläufer über ein Mikrofon stolperte, soll Avery Brundage in einer anschließenden IOC-Sitzung gesagt haben: „Das IOC ist 60 Jahre ohne das

Fernsehen ausgekommen und wird es auch in den nächsten 60 Jahren“ (Lyberg, 2004). Doch diese Aussage hatte nur ein halbes Jahr Bestand. Bei der Exekutivkomiteesitzung im Oktober 1956 in Lausanne verwies Brundage (IOC, 1956a) darauf, dass amerikanische Firmen bereit seien, für TV-Rechte bei wichtigen Sportevents „astronomische Preise“ zu bezahlen.

Erstmals tauchte der Verkauf von TV-Rechten in der Olympischen Charta 1958 auf. Die Fernsehrechte zur Live-Übertragung von den Spielen sollten vom Organisationskomitee unter der Aufsicht des IOC (IOC, 1958) verhandelt und verkauft werden, doch da waren die Organisationsverträge für die Olympischen Spiele 1960 und 1964 schon geschlossen. Das IOC musste nicht nur zuschauen, wie die Organisationskomitees Verträge mit TV-Sendern schlossen und die Einnahmen für sich behalten wollen, es begann damit auch eine Zeit, die geprägt war von Konflikten zwischen dem IOC, den OKs und den Internationalen Verbänden. Dabei ging es immer um die Verteilung der Gelder. Die Einnahmen standen im Konflikt mit dem Amateurparagrafen des IOC. Das Image der Spiele zu schützen, war ein idealistisches Unterfangen, das Professionalisierung und Kommerzialisierung ablehnen musste. Im IOC glaubte man, dass es hilfreich sei, wenn die OKs die TV-Rechte verkauften, um das IOC aus kommerziellen Konflikten rauszuhalten. Immerhin mussten die OKs auch die Produktions- und Infrastrukturkosten bezahlen. Für das IOC selbst, sowie für die Internationalen Verbände war zunächst wenig zu holen.

Abbildung 1: Meilensteine der Fernsehentwicklung

1908 London	Erste bekannte Filmaufnahmen. Fixierte Kameras mit fester Brennweite nehmen einzelne Wettbewerbe auf. Wegen der Filmaufnahmen des dramatischen Zieleinlaufs im Marathonlauf wird der Italiener Dorando Pietri zum ersten „Medien-Star“.
1924 Chamonix und Paris	Von den 1. Olympischen Winterspielen produziert der Franzose Jean de Rovera ein 37-minütiges Feature. Bei den Sommerspielen erstellt de Rovera zwei Filme, dabei den ersten „Langfilm“ (174 min).
1936 Berlin	Über einen lokalen Versuchssender sehen 150.000 Menschen in und um Berlin die Wettbewerbe erstmals im Fernsehen.
1948 London	Erste Live-Bilder für 80.000 Haushalte im Raum London.
1955	IOC-Mitglied Lord Michael Killanin, Journalist und Filmemacher, thematisiert die Möglichkeiten, mit dem Verkauf von TV-Rechten Geld zu verdienen. Aber erst 1958 wird die neue Einnahmequelle in der Olympischen Charta festgeschrieben.
1956 Cortina d’Ampezzo	Erste Live-Berichterstattung bei Olympischen Winterspielen. Der italienische TV-Sender RAI produziert das Signal und bietet es über einen eigens dafür montierten Sender 61 ausländischen TV-Anstalten zur kostenfreien Nutzung an.
1960	Erste umfangreiche Live-Berichterstattung in 18 europäischen Ländern, USA, Kanada und Japan.
1964 Tokio	Erste Satellitenübertragung von Japan nach Nordamerika. Von dort werden die Berichte über transatlantische Seekabel nach Europa überspielt. Erste Farbbilder werden (nur für Japan) produziert.

1972	Das Zeitalter der „telekratischen“ Spiele beginnt. Mit dem Deutschen Olympiazentrum (DOZ) entsteht das erste internationale Sendezentrum.
1984	Aus dem vielfältigen Live-Angebot aus den Stadien und Hallen können sich nationale Sender erstmals ihr eigenes Programm zusammenstellen. ABC muss sich vorwerfen lassen, zu USA-lastig zu produzieren.
1992	Für die erste digitale Berichterstattung wird das Joint Venture „Barcelona 1250“ gegründet. Mit finanzieller Unterstützung der EU werden die Spiele in HDTV produziert und können erstmals im Format 16:9 gezeigt werden.
1994 Lillehammer	Erstmals werden Olympische Winterspiele in Afrika übertragen.
2001	Das IOC gründet die Produktionsgesellschaft Olympic Broadcasting Services (OBS).
2004	In einigen Ländern werden Live-Streams der Wettkämpfe fürs Internet angeboten. Für Mobiltelefone mit 3G-Technologie werden Highlight-Clips produziert.
2008	Das IOC startet den Youtube-Kanal „Beijing 2008“ für 78 Länder, die keine Digitalrechte erworben haben. Der Olympic News Channel (ONC) liefert sendefertige Highlight-Zusammenfassungen.
2014	Bei den Winterspielen in Sotschi gibt es erstmals mehr Sendestunden im Internet als im TV.
2021	Die Berichterstattung aus Tokio wird über die von OBS und dem chinesischen IT-Unternehmen und IOC Sponsor Alibaba entwickelte „OBS Cloud 1.0“ abgewickelt.

(Downing, 1996; Barney, Wenn, Martyn, 2002; Mason, 2020; Romero, Gavilan, 1993)

Erst für die Spiele 1972 wurde eine Lösung gefunden. Die „Rom Formel“, beschlossen bei der IOC-Session 1966 (IOC-Vollversammlung) in der italienischen Hauptstadt – kurz bevor die Sommerspiele an München und die Winterspiele an Sapporo vergeben wurden. Von der ersten Million aus dem Verkauf der TV-Rechte profitierten das IOC, die Internationalen Sportverbände (IF) und die Nationalen Olympischen Komitees (NOC) zu je einem Drittel. Die Organisationskomitees (OK) bekamen von der ersten Million nichts. Spannend wurde es für Organisatoren der Spiele, die immer noch die TV-Rechte verhandelten und verkauften, von der zweiten Million an. Die OKs bekamen 2/3 der TV-Einnahmen, IOC, IFs und NOKs je 1/9. Je besser die OKs verhandelten, desto mehr Geld floss. Doch die Erwartungen an die neue Geldquelle erfüllte sich auch in München noch nicht, „die Einnahmen rührten im Wesentlichen aus einem einzigen Vertrag her, dem Vertrag mit der American Broadcasting Company (Deutscher Bundestag, 1975, S.33). In München zählte viel mehr „der erhebliche ideelle Gewinn, den die Fernsehübertragungen in aller Welt für die Meinungsbildung über das Gastgeberland erbracht haben“. Die Abgrenzung zu den Nazi-Spielen 1936 in Berlin gelang, die Formel „ $36 + 36 \neq 72$ “ ging auf, auch wenn der SPIEGEL am 28. August 1972 titelte: „Olympia – das totale Fernsehen“. Vier Jahre vor den Spielen hatten ARD und ZDF am 21. Mai 1968 das „Deutsche Olympia Hörfunk- und Fernsehzentrum“ (DOZ) gegründet. Es diente als Vorbild für spätere Host-Broadcaster. Als Geschäftsführer wurde der Fernsehmoderator und stellvertretende ARD-Koordinator Robert Lemke („Was bin ich?“) eingesetzt (DOZ, 1974). Im Olympiapark entstand ein moderner Sendekomplex mit Fernsehstudios, Schnitt- und Redaktionsräumen. Der Zeitplan, den das DOZ mit dem OK und den Internationalen Verbänden ausarbeitete, war ein Kompromiss. Wer für die Übertragungen bezahlte, der wollte auch mitbestimmen. Die Forderungen der 70 TV-Organisationen nach attraktiven Wettkampfzeiten führten zu „kuriosen Startzeiten“ (DOZ, 1974). Handball- und Basketballfinale begannen erst um 23:00 Uhr. Im Abschlussbericht des DOZ (1974) heißt es: „Dabei zeigte es sich jedoch, dass viele der Funktionäre unmodern über den Umgang mit den modernen Medien Fernsehen und Radio dachten.“ Unterwasserkameras, eine mobile Kamera beim Marathon und ein Hubschrauber, der als fliegende Relais-Station diente, dazu die ARD Olympia-Welle im Radio. ARD Olympia-Teamchef Rudi Michel schrieb: „Die Qualität der vom DOZ angebotenen Bilder (Elektronik) ist unbestritten“ (Michel, 1972). München setzte neue TV-Maßstäbe. Die modernen Kamera- und Übertragungsmöglichkeiten hatten aber auch fatale Folgen. Das Fernsehen berichtete live über die Geiselnahme im Olympischen Dorf. Die Attentäter

schauten mit, erfuhren so, dass die Polizei die Erstürmung der besetzten Wohnung plante.

Bis 1960 waren die Nutzer vor allem auf journalistische Texte in Tageszeitungen und Zeitschriften angewiesen. Sehen konnte man die Spiele in den Wochenschauen der Kinos, da kannte man die Ergebnisse aber meist schon aus der Zeitung. Wirklich dabei sein konnten die Menschen erst, als das Fernsehen den Sport in die Wohnzimmer brachte. Sie konnten mit den Sportlerinnen und Sportlern leiden, sie anfeuern und mit ihnen feiern. Die Zuschauermassen waren im Medium Fernsehen angekommen und mit ihnen das größte Sportereignis der Welt. Auch im 21. Jahrhundert heißen Überspielungen – ob live oder aufgezeichnete Stories – in der TV-Sprache „feed“ (Futter). Davon können vor allem die zahlungskräftigsten und damit einflussreichsten Rechteinhaber aus den USA nie genug haben. Schon 1972 erkannte Regiekoordinator Uly Wolters: „Immer nur Knall, Schuss, bumms, raus, weg – das wäre ja schrecklich“ (SPIEGEL, 1972, S. 29).

Verschiebung der Macht – das IOC wird „News Producing Company“

„Ohne das Fernsehen würden die Olympischen Spiele
in einer Nische verschwinden.“

Thomas Bach²

Die Diskussionen um die Verhandlungspositionen und die Verteilung der TV-Gelder an die Mitglieder der Olympischen Spielen hatten sich seit den 1960er Jahren zu einem Dauerkonflikt entwickelt. Kaum waren die Spiele an eine Stadt vergeben, hatte das IOC nur noch wenig Einfluss auf die Organisation und die Vorbereitungen der TV-Berichterstattung. In Montreal 1976 musste das OK mehr Geld für den Aufbau der technisch aufwändigen Medieninfrastruktur ausgeben, als es über den Verkauf der TV-Rechte einnahm. In seinen Erinnerungen „My Olympic Years“ schrieb der ehemalige IOC-Präsident Lord Michael Killanin: „Dieser eine spezielle Bereich, in dem das IOC immer einen oder zwei Schritte hinterher zu sein schien, war das Fernsehen. Niemand begriff schnell genug den Wert und die Gefahr, die von diesem Medium für die Entwicklung der Spiele ausging“ (Killanin, 1983, S. 77).

2 IOC (2019b).

Das änderte sich erst als der Spanier Juan Antonio Samaranch 1980 zum Präsidenten gewählt wurde. Die beiden Boykottspiele in Moskau und Los Angeles veränderten die Ausrichtung der Olympischen Spiele. „Games over“ war realistischer als die Botschaft „The Games must go on“, die der damalige IOC Präsident Brundage bei der Trauerfeier nach dem Terroranschlag 1972 in München ausrief. Los Angeles, einziger Bewerber für 1984, organisierte die ersten privatwirtschaftlich finanzierten Spiele. Neben dem IOC, den NOKs, den IFs und den Athlet*innen kamen neue „Player“ in Spiel. Sponsoren, die bereit waren, viel Geld dafür zu bezahlen, um dabei sein zu dürfen. Bereits 1981 hatte Samaranch die Arbeitsgruppe „New Sources of Finance“ eingerichtet. Das Ziel: Die Abhängigkeit von den TV-Einnahmen reduzieren, neue Finanzquellen schaffen und sich somit gegen ökonomische und politische Einflüsse absichern (IOC, 2014b).

Im Jahr 1982 gründete Adidas-Chef Horst Dassler die Vermarktungsagentur International Sports Leisure (ISL) und verkaufte im Auftrag des IOC Sponsorenpakete. Dassler legte „The Olympic Programme“ auf – kurz: TOP. Die Anzahl der Firmen wurde limitiert, was die werbliche Attraktivität der Spiele hervorheben sollte. Für einen zweistelligen Millionenbetrag durften sich Firmen mit der sperrigen Bezeichnung „The Olympic Programme“-Sponsor schmücken oder einfach, schlagkräftig und werbewirksam abgekürzt: TOP-Sponsor. Nur die Besten schafften es zu den Olympischen Spielen, die Top-Athlet*innen und die TOP-Sponsoren. Allein der Name ist bis heute ein gelungener PR-Schachzug. Die Kommerzialisierung wirkte wie eine Zentrifugalkraft, der Kreis drehte sich immer schneller. Heute versammeln sich unter „The Olympic Partners (TOP) Programme“ 15 internationale Sponsoren.

Über Veränderungen und Ergänzungen in der Olympischen Charta (Adi, 2013) und in den Host-City-Verträgen übernahm das IOC Schritt für Schritt die alleinige Verhandlung der TV-Rechte und die Verteilung der Einnahmen. Nach Los Angeles 1984 begann das, was Pound (2004) als „Broadcast Bonanza“ bezeichnete. Von Samaranch 1983 zum Vorsitzenden des „IOC Television Negotiations Committee“ bestimmt, begann IOC-Mitglied Richard Pound für die beiden Spiele 1988 in Calgary und Seoul ein Pokerspiel um die TV-Rechte, hauptsächlich auf dem US-Markt. In den Ausrichterverträgen für Albertville und Barcelona 1992 wurde das IOC erstmals als Verhandlungsführer festgeschrieben. Gespräche sollten „in Absprache mit den Organisationskomitees“ geführt werden (Pound, 2004, S. 171). Damit hatte das IOC die Kontrolle über die wichtigste Einnahmequelle übernommen und die Machtverhältnisse nachhaltig verschoben.

Rekorde finden sich nun nicht mehr nur auf Siegerlisten, sondern auch in TV-Verträgen. Am 26. Januar 1993 schrieb die Deutsche Presse Agentur,

dpa: „Olympischer Rekord: EBU zahlt 250 Millionen Dollar für Atlanta“ (dpa, 1993). Während sich der TV-Markt immer rasanter entwickelte, die Rechtekosten und Übertragungszeiten stiegen, stand das IOC aber immer noch vor einem doppelten Dilemma: Es hatte keinen Einfluss auf die Herstellung der TV-Bilder. Zudem dauern Olympische Spiele nur knapp drei Wochen und das kostbare Filmmaterial verschwindet danach wieder in den Archiven.

Zwei Jahre nach den Spielen in Barcelona sprach IOC-Mitglied Thomas Bach beim Olympischen Kongress in Paris erstmals davon, dass das IOC seine Bilder selbst produzieren sollte. Das sensible Dreiecksverhältnis zwischen Sport, Ökonomie und Fernsehen werde sich durch digitale Technologien verändern. Vor allem bei den Entwicklungen im TV stecke die Gefahr, dass der Sport nicht mehr sei als „fast food entertainment“ (Bach, 1994, S. 160). Das IOC müsse die Nutzung der TV-Rechte stärker überwachen, sagte Bach (1994, S. 160): „Die Produktion von Fernsehbildern, sowie die Übertragungen unter der alleinigen Kontrolle des IOC könnte den TV-Sendern helfen, den Sponsoren und vor allem dem Sport und der Olympischen Bewegung.“ Damit das IOC seine Olympischen Werte weiterhin lukrativ vermarkten konnte, musste es die Bilder und Botschaften dazu künftig selbst produzieren und distribuieren. Parallel arbeitete das IOC daran, Daten vergangener Spiele nicht nur zu sammeln, sondern verlässlich aufzubereiten und den Berichterstattern zur Verfügung zu stellen. Aus dem „Olympic Data Feed“ werden heute animierte Infografiken für Broadcast und Netcast hergestellt und deren Zuschauer informiert. Ende 1995 ging die erste Homepage des IOC online (Moragas, 1999). Die ersten „Internet Games“ (IOC, 1996) in Atlanta boten noch keine Videos, sondern ausschließlich Daten und Informationen. TV-Kommentatoren konnten das Commentator Information System (CIS) verwenden, Internet-Nutzer das Info'96 System über „www.atlanta.olympi.c.org“ – ein Link, der heute direkt auf die IOC-Homepage führt.

In Sydney 2000 sahen manche das Internet schon als den stillen Sieger im Ringen um Aufmerksamkeit. NBC ging mit einer eigenen Homepage (NBCOlympics.com) an den Start, betrieben vom Internet-StartUp-Unternehmen Quokka aus San Francisco (Simon, 2000). Quokka experimentierte bereits mit animierten Grafiken und 360-Grad-Videos, die aus Telemetrie-Daten der sportlichen Bewegungen zusammengesetzt wurden. Im Gespräch mit Maney (2000) sagte Quokka-CEO Alan Ramadan, „die Olympischen Spiele sind für uns das, was Schneewittchen für Disney war“ – ein Volltreffer. NBC sieht das eigene Engagement im Netz damals noch kritisch und als Konkurrenz zur Berichterstattung im Fernsehen. Im Silicon Valley geht es weniger um Journalismus, was zählt ist das Business.

Im August 2000 übernimmt NBC 22 Prozent Anteile von Quokka – für 140 Millionen US-Dollar (CNNMoney, 2000).

Mit der Gründung des hundertprozentigen Tochterunternehmens Olympic Broadcasting Services (OBS), bereitete das IOC 2001 die Übernahme des TV- und Digitalgeschäfts vor. Zwei Jahre später wurde OBS in Madrid registriert. CEO wurde der Spanier Manolo Romero, der seit 1992 (meist mit seiner Firma International Sports Broadcasting) als Host Broadcaster beteiligt war. Weil die Verträge mit künftigen Ausrichterstädten bereits geschlossen waren, konnte OBS erst 2010 in Vancouver als alleiniger Host Broadcaster auftreten (Mason, 2020). Parallel nahm die Entwicklung der Digitalisierung Fahrt auf. Medienunternehmen begannen Sportwettbewerbe nicht nur im Fernsehen, sondern über Internet-Plattformen zu streamen. Nach dem Motto „all you can send“ treibt OBS die Übertragungen von Olympischen Spielen zu immer neuen Rekorden, wobei die TV-Sender kaum hinterherkamen.

Den nächsten Schritt zur kompletten Übernahme der TV-Kontrolle machten IOC und OBS in Peking. Der Youtube-Kanal „Beijing 2008“ des IOC war in Ländern empfangbar, für die keine Internetrechte verkauft waren. Somit wurde das IOC selbst zum Broadcaster. Fertig produziert wurden zudem 30-minütige Zusammenfassungen für den „Olympic News Channel“ (ONC). Wer es sich nicht leisten konnte, Reporter nach Peking zu schicken, übernahm die sendefertigen Produkte. In Vancouver 2010 wurde der ONC als 24-Stunden-Programm angeboten und kann als Vorläufer des „Olympic Channel“ gesehen werden.

Der Olympic Channel

Der Olympic Channel ist die digitale Plattform des Internationalen Olympischen Komitees. Der Kanal sendet seit 2016 digital – erreichbar über olympics.com, „Olympic Channel“-App, Social Media und in einigen Ländern auf TV-Kanälen. Angeboten werden exklusiv produzierte „behind-the-scenes“ Filme, Serien, Interviews, sowie Live-Übertragungen. Das „over-the-top“ Angebot (OTT) ist kostenlos und frei zugänglich. Wie Netflix, Amazon Prime oder DAZN kommt der Olympic Channel ohne Provider aus. Nutzer können sich ihr Olympisches Programm 24/7 selbst zusammenstellen.

Thomas Bach packte das Projekt als eine Art Mitgift in seine Bewerbungsschrift zur IOC-Präsidentschaft. Bach (2013) empfahl, eine größere TV-Präsenz auch in der Zeit zwischen den Olympischen Spielen herzustellen und einen „Olympic TV Channel“ zu schaffen. Im Jahr 2014, Bach ist nun IOC-Präsident, werden 40 Reformvorschläge der IOC Agenda 2020

beschlossen. Unter der Überschrift „Olympism in action: keep Olympism alive 365 days a year“ wird nur ein Thema aufgeführt und beschlossen: „Start eines Olympic Channel“ (IOC 2014c, S. 19). Der Channel richtet sich vor allem an die jugendliche Zielgruppe. Die Olympischen Spiele „to go“ und „24/7“ auf dem Tablet und Smartphone. Man muss nicht mehr zum Fernsehgerät gehen und warten bis die Übertragungen beginnen, man entscheidet selbst, wann und was man schaut. Noch in Rio de Janeiro geht der Olympic Channel auf Sender und füllt die Lücke zwischen den Olympischen Spielen. Die Dauerwerbesendung „Olympia“ beginnt.

Seit das IOC über OBS die Bilder selbst produziert, hat es die Macht über die Bilder und die Inhalte. Wer die TV-Bilder herstellt, mit denen Milliarden Menschen erreicht werden, kann seine Botschaften durchsetzen. Mit dem Olympic Channel erreicht das IOC Menschen in fast jedem Winkel der Erde. Zusätzlich sorgen TV-Unternehmen, die Übertragungsrechte an den Olympischen Spielen kaufen, für die massenhafte Verbreitung von Bildern und Botschaften und erfüllen darüber hinaus für das IOC weitere Zwecke. Sie bezahlen sehr viel Geld, sichern 73 Prozent der gesamten Einnahmen (IOC, 2020a). Sie kennen die landesspezifischen Bedürfnisse der Olympia-Fans, promoten die Olympische Bewegung. Sie setzen neue Technologien ein, um immer mehr Menschen über ihre Multi-TV- und Digital-Plattformen zu erreichen. Die TV-Sender nutzen die Olympischen Spiele ihrerseits, um maximale Reichweiten zu erzielen. Sie profitieren dabei auch von Innovationen, die das IOC/OBS mit seinen Wirtschaftspartnern der IT- und Technologiebranche entwickelt.

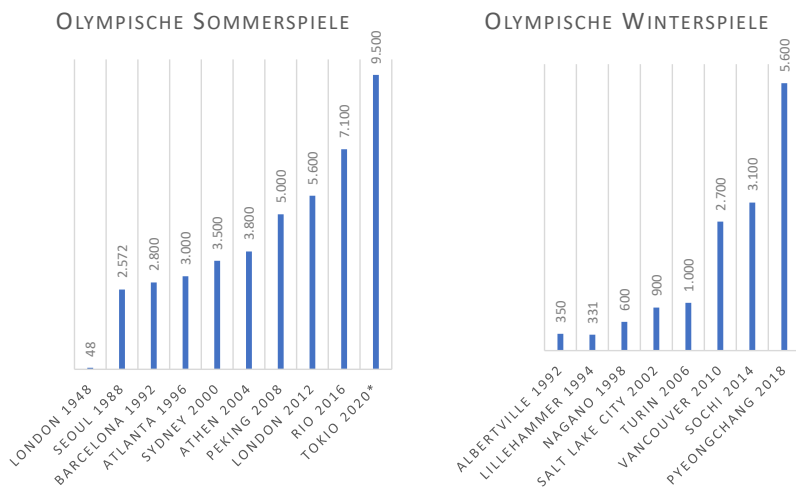
Heute ist das IOC nicht mehr nur eine Organisation, die mit den Olympischen Spielen die größte Sportveranstaltung der Welt organisiert. Das IOC hat sich zu einem internationalen „in-house“- Medienunternehmen entwickelt, das Fernsehbilder und Inhalte für multimediale Plattformen selbst produziert, distribuiert und verkauft. Das IOC kann daher auch als „News Producing Company“ (NPC) bezeichnet werden. Mit dem Internet und den Social-Media-Plattformen verändert sich auch das journalistische Angebot. Nachrichten werden nicht mehr nur über „Presse, Funk und Fernsehen“ verteilt. Verbände, Eventveranstalter und vor allem Athlet*innen können Nachrichten nun selbst publizieren. Aus den Informationsquellen dieser neuen NPCs sprudeln Unmengen von Nachrichten, die kaum noch gefiltert werden können. Das Mediennutzungsverhalten ändert sich. Moragas (1999) identifiziert bereits vor der Jahrtausendwende eine entscheidende Herausforderung. Es sei absurd, anzunehmen, dass User allein durch Surfen und Suchen direkt die für sie richtigen Informationen finden würden. Dieser Trugschluss würde einen Aspekt übersehen: die notwendige Produktion von speziellen Inhalten. Zwanzig Jahre später

ist die www-Welt nicht genug. Bei den Olympischen Spielen in Tokio wurde die Berichterstattung über eine Cloud (Wolke) gesendet. Bei der Vorstellung der „OBS Cloud 1.0“ sagte Yiannis Exarchos, CEO von OBS: „Als Produzenten der Übertragung der Olympischen Spiele sehen wir uns bei OBS als Vorreiter bei der Umgestaltung der Medienbranche (IOC, 2018).

Olympische Spiele im digitalen Zeitalter – ein Geschäft auf Gegenseitigkeit

Das IOC selbst publiziert immer neue Rekorde zu den weltweiten Sendezeiten, Reichweiten und Einnahmen durch den Verkauf von TV-Rechten. Bei den Olympischen Spielen in Rio de Janeiro konnten wieder einige Rekorde gebrochen werden. Die mit exklusiven Übertragungsrechten gesegneten TV-Sender berichteten – alle zusammen – 365.924 Stunden aus und über die Spiele, im Fernsehen und auf ihren digitalen Plattformen. Erstmals wurde in Rio de Janeiro mehr auf digitalen Ausspielwegen der RhB gesendet (243.469 Stunden), als im linearen Fernsehen (113.455 Stunden) (IOC, 2016, S. 4).

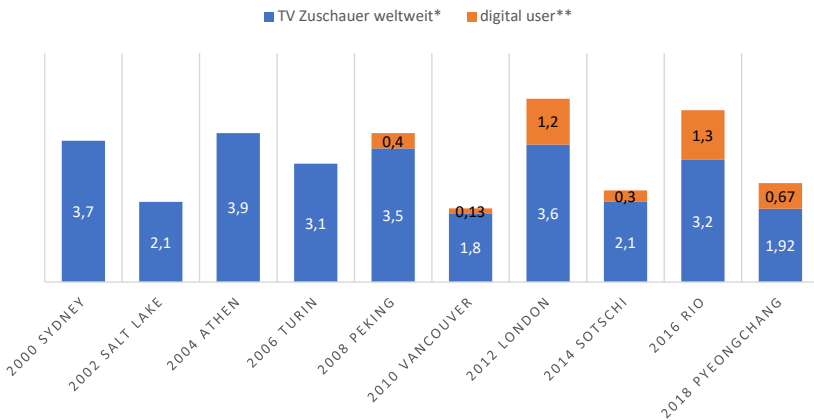
Abbildung 2: Broadcast-Hours – verfügbare Sendestunden



(Hampton, 2008; Mason, 2020; IOC, 2020a, S. 25)

Abb. 2 zeigt die Anzahl der Stunden, die der Host Broadcaster bzw. OBS den Rechteinhabern in Form von Live-feeds (alle verfügbaren Signale) oder fertig produzierten Inhalten zur Verfügung stellte. Angenommen, die vollumfängliche Berichterstattung hätte in Rio 2016 drei Tage vor Beginn der Spiele begonnen, ein TV-Sender hätte an 20 Sendetagen (17 Wettkampftage) auf 16 Kanälen ein 24-Stunden-Programm anbieten müssen. Tatsächlich wurden von den Olympischen Spiele laut OBS weltweit 350.000 Stunden auf 500 TV-Kanälen und 250 digitalen Ausspielwegen gesendet. Ein Blick in die Details der Zahlen zeigt, wie vielfältig die Angebote inzwischen geworden sind. Von den 7.100 verfügbaren Sendestunden wurden „nur“ 2.800+ Stunden als „live-feeds“ angeboten (Mason, 2020, S. 33). In Rio servierte das IOC/OBS exklusives „behind the scenes“-Material, aus dem Olympischen Dorf oder aus der Aufwärmzone im Olympiastadion, wo Journalist*innen nicht hinkommen. Und die Sportler*innen? Aufgrund einer Entscheidung des Bundeskartellamts musste – zumindest für deutsche Athlet*innen – Regel 40 der Olympischen Charta gelockert werden, in der die Teilnahmebedingungen festgeschrieben sind. Dennoch bleiben nur sehr eingeschränkte Möglichkeiten, während der Olympischen Spielen über Social-Media-Kanäle oder Online-Seiten zu berichten und sich selbst zu promoten. Das IOC berichtet selbst und gibt exklusive Einblicke in den olympischen Alltag der Athlet*innen. Es ist wie bei einem Bartergeschäft: Das IOC verleiht den „Olympiasieg“ als einen exklusiven und, zumindest für einige Olympioniken, lukrativen „lifetime award“. Dafür liefern die Athlet*innen „the greatest show on earth“, wie die BBC ihre Berichterstattung aus Rio 2016 nannte. Die Digitalisierung der Berichterstattung über die neuen Ausspielwege bringt dem IOC zusätzliche Reichweite, birgt aber auch die Gefahr, dass mit zunehmender Nutzung der digitalen Medien, die Quoten im TV nachlassen. Diese waren aber immer die Maßeinheit zur Festlegung der Preise für TV-Rechte. Horky (2018) schreibt, in den USA habe NBC bei der Berichterstattung in PyeongChang 2018 reichlich an Aufmerksamkeit verloren. Auch in der werberelevanten Zielgruppe der 18- bis 49-Jährigen verzeichnete NBC demnach einen Rückgang von rund 17 Prozent. Eine Refinanzierung der TV-Rechte könnte damit in den kommenden Jahren schwieriger werden, wenn sich die Nutzung vom linearen TV in die digitale Welt verschiebt, siehe Abb. 3.

Abbildung 3: Zuschauer weltweit in Milliarden



* Anzahl der Zuschauer weltweit, die mindestens eine Minute lang die Berichterstattung über die OS geschaut hat. Das Zahlenmaterial basiert auf den Erhebungen der RhB in den jeweiligen Ländern

** Anzahl der Besucher auf einer Webseite oder einer App der RhB (IOC, 2004a; IOC, 2004b; IOC, 2020a; Mason, 2020)

Für das IOC stellt sich nicht die Frage, ob man die Olympischen Spiele und Werte digital platziert, sondern wie. Eine zentrale Rolle spielt dabei weiterhin der Olympic Channel, mit dem das IOC einen, von großen Plattformanbietern wie Youtube, unabhängigen Sender schuf. Mit Livereportagen und einer Mediathek stellen sie für Olympia-Nerds ein Paradies, für IOC-Partner eine zusätzliche Werbeplattform dar. Die Ansprüche an das IOC/OBS als multimediales Medienunternehmen sind dabei enorm. Wer Sponsoren und TV-Anstalten seine Olympischen Spiele als Premiumprodukt verkauft, der muss auch goldene Gegenleistungen bieten. Deshalb wird auch das IOC nach immer neuen medialen Höchstleistungen streben. Gerade im Zeitalter der Digitalisierung, in dem Produktlebenszyklen keine Olympiade lang halten, ist dies eine tägliche Herausforderung. Das IOC/OBS ist zum Wachsen gezwungen. Dabei „sendet“ der Olympic Channel bereits 365 Tage und die Olympischen Spiele finden eben nur alle vier Jahre statt (im Sommer- und Winterspiele-Wechsel ca. alle zwei Jahre). Was das IOC (1996) kurz vor den Spielen in Atlanta noch futuristisch prophezeite, ist heute gelebte Realität: „die neuen online und multimedia Systeme werden die Art, wie wir das größte Sportereignis der Welt anschauen, für immer verändern“. Und: „Die Spiele werden sich zu einem

interaktiven Event entwickeln, bei dem Zuschauer nicht mehr nur passive Konsumenten von Informationen sein werden“ (IOC, 1996, S. 59). Die Daten dieser Konsument*innen sind das neue Gold. Das „Datensammeln“ wird zu einer Disziplin, in der das IOC künftig einen Medaillenplatz anstrebt. Im Jahr 2019 wurde das „IOC Digital Engagement and Marketing Departement“ eingerichtet. Als der neue Direktor Christopher Carroll bei der IOC-Session in Lausanne 2020 die Inhalte der Digitalstrategie vorstellt, penetriert er die IOC-Mitglieder mit dem Begriff „retaining data“ (IOC, 2020b). Daten sammeln oder besser: „Daten behalten und weiterverarbeiten“. Das Ziel der IOC-Digital-Strategie: bis 2026 werden alle Menschen, die sich für olympia-bezogene Inhalte interessieren, über zwei URL bedient: eine URL, die sich an die Fans richtet (www.olympics.com) und eine (www.ioc.org), die die programmatische Arbeit des IOC abbildet (IOC, 2021, S. 19). Die bislang bestehenden Plattformen www.olympic.org und www.olympicchannel.com werden in den neuen URLs verschmolzen. Und wer bekommt die Cookies? Künftig das IOC, das nun endlich seine Kunden und Fans kennt und gezielte Angebote machen kann. Von coolen Filmchen: „... wenn du das magst, könnte dich auch das interessieren“, bis hin zu Merchandising Artikeln und Tickets. Für das Medienunternehmen IOC könnte dabei ein neues Geschäftsfeld entstehen. Dieses Know-How wird das IOC als Servicedienstleistung den Organisationskomitees, den IFs und den NOCs anbieten können. Neue Technologien werden dabei die entscheidende Rolle spielen (Carroll, IOC, 2020b). Das IOC hat sich auch dank der TOP-Sponsoren, die bereits Technologien wie Künstliche Intelligenz (KI), Virtual Reality (VR) oder Augmented Reality (AR) nutzen, einen Wissensvorsprung bei der Organisation der komplexesten Großveranstaltung und bei der „Sportberichterstattung“ auf Multi-TV- und digitalen Plattformen erarbeitet. Das soll die RhB anspornen, die Inhalte für den Sendebetrieb zu perfektionieren. Für die Berichterstattung von den Winterspielen 2018 hatte Eurosport den „CUBE“ entwickelt, ein Studio in Würfelform für digital animiertes VR-/VA-Schulfernsehen. Im Jahr 2019 erhielt EUROSPORT vom IOC den „Golden Rings Award“ für die beste Innovation (IOC, 2019).

Mit dem chinesischen IT-Konzern und IOC-TOP-Partner Alibaba entwickelte OBS ein Cloud-System, das den technischen Aufwand für die Übertragungen erleichtert, Speicherkapazitäten erweitert und Remote-Lösungen ermöglicht, mit denen die Berichterstattung von der Heimat aus in Tokio „ferngesteuert“ werden konnte. In ähnlicher Weise wurde die TV-Berichterstattung von ARD und ZDF zur FIFA Fußball-WM 2018 in Russland über einen Sendekomplex beim SWR in Baden-Baden abgewickelt. Das wird auch bei Olympischen Spielen künftig zur Reduzierung

der Herstellungskosten bei den RhB führen. Computerchip-Hersteller und TOP-Partner Intel entwickelte mit OBS und Alibaba eine datenstabile Pipeline für die noch schnellere Übertragung von Bildern und Daten. OBS (IOC), Alibaba und Intel schaffen neue Synapsen zwischen Athlet*innen und den Medien. So können Athlet*innen beispielsweise 3D-Tracking-Daten für VR-Training und Bewegungsoptimierung nutzen. Für TV- und Social-Media-Plattformen der Broadcaster wird das Material grafisch aufbereitet, sendefertig konfektioniert und den Berichterstatern zur Verfügung gestellt. Die internationale Sportwelt dreht sich um das IOC, wird „iocentric“. Alibaba und die OBS-Leute sorgen dafür, dass die Spiele nicht mehr unterbrochen werden: „keeping the Games uninterrupted“ (Alibaba & OBS, 2021).

*Die Rolle der Journalist*innen – Spannungsfeld zwischen Information und Emotion*

Ohne Journalist*innen würden nur die Menschen die Olympischen Spiele kennen, die live vor Ort sind. Journalist*innen berichten, informieren, erklären, vermitteln Nähe, decken Skandale auf. Journalist*innen sind die Vermittler zwischen den Sportler*innen, den Organisator*innen und dem Publikum sowie den Nutzer*innen von Medienangeboten. Neben Sport, Kultur und Umwelt seien die Medien, so referierte Romero (1996), die vierte Säule der Olympischen Bewegung. Bereits in den „Fundamental Principles“, Vorläufer der Olympischen Charta, wurde 1956 festgelegt, dass im Olympiastadion spezielle Plätze zur Verfügung gestellt werden müssen: 1.000 für Journalisten, 150 für Fotografen, 150 für Radio- und Fernsehkommentatoren und Techniker (IOC, 1956b, S. 27). Von den Olympischen Spielen 2008 in Peking berichteten 27.500 Medienvertreter*innen (Mason, 2020, S. 13) über 11.000 Sportler*innen. Politische Einflüsse, Ökonomisierung, nicht zuletzt das Doping haben Haltung und Anforderungsprofil von Medienschaffenden verändert. Neue Technologien der Textverarbeitung, der Bild- und Tonbearbeitung sowie der Übertragungsmöglichkeiten und schließlich die Digitalisierung beeinflussen in einem „work in progress“ das interdisziplinäre Anforderungsprofil der Journalist*innen und schaffen völlig neue Berufsbilder. Thomas Burke (1896), Armin Hary (1960), Usain Bolt (2008, 2012, 2016) sind Olympiasieger in derselben Disziplin. Im Laufe der Zeit haben sich die Laufzeiten geändert, geblieben ist hingegen ihre Leistung: 100 Meter geradeaus, so schnell wie möglich. Die Berichterstattung über den 100-

Meter-Lauf aber hat sich seit 1896 so sehr verändert, wie die Olympischen Spiele selbst.

In dem Moment, in dem der Sport sich der Unterhaltungsindustrie zuwandte, produzierte auch er seine Stars. Zu den Film- und Popstars kamen die Sportstars. Auf den Zuschauerrängen wurden VIP-Bereiche eingeführt, wobei die „very important persons“ immer noch nicht die Athlet*innen sind, sondern die zahlungskräftigen Zuschauenden. Willkommen im „Circus Maximus der Moderne“. So sehr die Kommerzialisierung die Olympischen Spiele finanziell stabilisierte und Athlet*innen weltweit die Möglichkeit eröffnete, ihren Lebensunterhalt zu verdienen, so zerstörerisch sind die kommerziellen Kräfte auch, die auf den gesamten Sport wirken. Die Gier nach Geld und Macht packte auch Funktionär*innen, Athlet*innen und ihre Entourage. Mit dem Dopingfall des Kanadiers Ben Johnson im 100-Meter-Lauf der Spiele in Seoul 1988 und dem öffentlichen Zweifel am „sauberen Image“ der Olympischen Athlet*innen waren Sportjournalist*innen gezwungen, sich mit neuen Disziplinen zu beschäftigen: Medizin, Biochemie, Rechtsfragen. Und Journalist*innen mussten sich immer öfter fragen lassen und sich selbst hinterfragen, ob die „Superstars“, zu denen sie die Sportler*innen schnell-schreibend gemacht hatten, vielleicht doch nicht so sauber und heldenhaft sind. Beim Ethik-Seminar des Nationalen Olympischen Komitees 1989 sagte der damalige Sportchef der FAZ, Steffen Haffner (1990, S. 61): „Schon heute schwanken Sportjournalisten krass zwischen dem Hochjubeln, dem Heroisieren von Athleten zu Übermensch und dem lustvollen Niederreißen von Denkmälern.“ Im Wandel von der Information zur Emotion verringerte sich zwangsläufig die journalistische Distanz zu Sportler*innen. Nach dem Prinzip der „kommunizierenden Röhren“ muss es heute beides geben. Die emotionalen Marktschreier, die den 100-Meter-Lauf im Stakkato über die Ziellinie brüllen – „telecracy“, wie Lenk (2007, S. 39) schrieb, und die Investigativen, die nach Hinweisen von Whistleblowern den Bestechungsskandal um die Vergabe der Olympischen Winter-spiele 2002 an Salt Lake City veröffentlichten oder die den immer noch aktuellen russischen Dopingskandal recherchieren und publizieren. Die pure Sportberichterstattung funktioniert längst nicht mehr. Das IOC ist zwar eine Non-Profit-Organisation, verdient und verteilt aber Milliarden Dollar mit der ökonomischen und medialen Vermarktung von „Olympischen Werten“. Daran muss sich das IOC messen lassen. Der Jubel hat nachgelassen, seit der Zweifel am „sauberen Sieger“ mitläuft. Umweltprojekte von TOP-Partnern, das IOC-Flüchtlingsteam, die Finanzierung von benachteiligten Sportler*innen über „Olympic Solidarity“, das „Educational Programme for Young Reporters“ – in der Reduzierung von Infor-

mationen auf Schlagzeilen ist dafür selbst in der digitalen Medienwelt kaum Platz. Im Überangebot der Nachrichten gehen die „good news“ unter. Die Nachrichtenquellen sprudeln wie nie zuvor, die Digitalisierung beschleunigt den Informationsfluss und reduziert die Haltbarkeit von Exklusivinformationen. Benötigten Vereine, Verbände, Veranstalter einst die Medien, um ihre Informationen und Botschaften an die Öffentlichkeit zu bringen, sind sie nun selbst Publizisten als „News Producing Companies“. Sie handeln als Informations-Broker, liefern Interviews von Funktionär*innen und Sportler*innen und das ungefiltert, unkritisch. Dabei übertrifft Social Media alles, was man an Kommunikation bisher kannte. Selbst Athlet*innen werden als „Ich-AG“ zu publizistisch Tätigen und Selbstvermarktern. Das Smartphone ist Schreibmaschine und Sendeanstalt in einem. Vorbei sind die Zeiten, in denen Pressemitteilungen an Nachrichtenagenturen geschickt oder einem bekannten Medienschaffenden „gesteckt“ wurden. Twitter, Facebook, Instagram & Co. sind Quellen, über die sich die Medien nun selbst aktiv informieren müssen und aus einem „Post“ oder einem „Tweet“ eine Meldung machen. Mit der Produktion von immer mehr Nachrichten, in immer schnellerem Tempo über immer mehr Plattformen, müssen sich die Medienschaffenden, müssen sich Athlet*innen und vielmehr noch das IOC als „Hüter des Olympismus“ allerdings fragen, ob immer mehr auch immer mehr Wert bedeutet.

Literatur:

- Adi, A. (2013). Media Regulations and the Olympic Charter: a history of visible changes. *Journal of Olympic history*, 1, 48–57.
- Alibaba & OBS (2021). *Intelligent Olympic Games powered by data*. Abgerufen am 21.01.2021 unter <https://olympics.alibabacloud.com/data-olympics?spm=a2c5o.217131.1347808.3.2e843a6cW7h9Do>
- Bach, T. (1994). *Paper no. 3210. The Centennial Congress: texts, summaries and plans of papers*. IOC. Lausanne.
- Bach, T. (2013). *Unity in Diversity. Candidature for the Presidency of the International Olympic Committee*. Tauberbischofsheim.
- Bach, T. (2020). Pressegespräch mit deutschen Journalisten am 12.12.2020. Videokonferenz. Mainz & Lausanne.
- Barney, R., Wenn, S., & Martyn, S. (2002). *Selling the five rings. The International Olympic Committee and the rise of Olympic commercialism*. Salt Lake City: The University of Utah Press.
- CNNMoney. (2000). *NBC to stake Quokka*. 22.08.2000. Abgerufen am 20.01.2021 unter <https://money.cnn.com/2000/08/22/deals/quokka/>
- Deutsche Presse Agentur (1993). Olympischer Rekord: EBU zahlte 250 Millionen Dollar für Atlanta. Meldung (ohne Autor). 26.01.1993. DPA: Hamburg
- Deutscher Bundestag (1975). *Unterrichtung durch die Bundesregierung betr. Gesamtfinanzierung der Olympischen Spiele 1972*. Drucksache 7/3066 vom 09.01.1975. Abgerufen am 28.08.2020 unter <http://dipbt.bundestag.de/doc/btd/07/030/0703066.pdf>
- DOZ (1974). *Bericht über die Tätigkeiten der Deutschen Rundfunkanstalten bei den Spielen der XX. Olympiade München 1972 und den Spielen des FIFA Weltpokals*. München: Bergverlag Rudolf Rother GmbH.
- Downing, T. (1996). A historical perspective. In International Olympic Committee (Hrsg.), *The Olympic Movement and the Mass Media*. 26–30. Lausanne: IOC.
- Haffner, S. (1990). Medien im Sport: Mittler der Moral, Vermittler ohne Moral? „Erst das Siegen, dann die Moral!“. *Dokumentation zum Ethik-Seminar des Nationalen Olympischen Komitees für Deutschland*. Frankfurt/M.
- Hampton, J. (2008). *The Austerity Olympics. When the Games came to London in 1948*. London: Aurum Press.
- Horky, T. (2018). *Olympia im US-TV – sinkende Quoten, auch bei jüngeren Zuschauern*. *Verband Deutscher Sportjournalisten*. Abgerufen am 28.02.2018 unter https://www.sportjournalist.de/VDS-Nachrichten/Meldungen/;2711-Olympia_im_US-TV
- IOC (1956a). *Minutes of the meeting of the Executive Board of the I.O.C., held in Lausanne*. 3.- 4.10.1956. Lausanne.
- IOC (1956b). *The Olympic Games. Fundamental Principles, Rules and Regulations. General Information*. Abgerufen am 29.11.2020 unter <https://library.olympic.org/Default/doc/SYRACUSE/61937/the-olympic-games-fundamental-principles-rules-and-regulations-general-information-international-oly>

- IOC (1958). *The Olympic Games. Fundamental Principles, Rules and Regulations. General Information*. Abgerufen am 29.11.2020 unter <https://library.olympic.org/Default/doc/SYRACUSE/61944/the-olympic-games-fundamental-principles-rules-and-regulations-general-information-international-oly>
- IOC (1996). The Olympic Games and the media. Feature by the International Telecommunications Union (ITU). *Olympic Review*, XXV (9). 57–63. Lausanne: IOC.
- IOC (2004a). *IOC Marketing Report Athens 2004*. 77–89. Abgerufen am 22.11.2020 unter <https://library.olympic.org/Default/doc/SYRACUSE/64957/athina-2004-marketing-report-international-olympic-committee>
- IOC (2004b). *Athens 2004 Olympic Games Global television Report*. Abgerufen am 06.01.2021 unter https://stillmed.olympic.org/Documents/Reports/EN/en_report_1086.pdf
- IOC (2014a). *IOC awards Olympic Broadcast Rights to NBCUniversal through 2032*. 07.05.2014. Abgerufen am 02.10.2020 unter <https://www.olympic.org/news/ioc-awards-olympic-games-broadcast-rights-to-nbcuniversal-through-to-2032>
- IOC (2014b). Marketing Commission – fonds list. August 2014. *Historical Archives*. Abgerufen am 06.01.2021 unter https://stillmed.olympic.org/AssetsDocs/OSC%20Section/pdf/LRes_Fonds_list_marketing_commission.pdf
- IOC (2014c). *Olympic Agenda 2020 – Context and Background*. Lausanne: IOC
- IOC (2016). *Global Broadcast and Audience Report. Olympic Games Rio 2016*. Abgerufen am 06.01.2021 unter https://library.olympic.org/Default/doc/SYRACUSE/166292/global-broadcast-and-audience-report-olympic-games-rio-2016-international-olympic-committee?_lg=en-GBIOC
- IOC (2018). *Alibaba and OBS collaborate for Tokyo 2020 Broadcasting Cloud Solution*. 21.09.2018. Abgerufen am 01.01.2021 unter www.olympic.org/news/alibaba-and-obs-collaborate-for-tokyo-2020-broadcasting-cloud-solution
- IOC (2019a). *Consolidated Financial Statements*. 116–171. In: The IOC Annual Report 2019. Abgerufen am 10.10.2020 unter: https://stillmedab.olympic.org/media/Document%20Library/OlympicOrg/Documents/IOC-Annual-Report/IOC-ANNUAL-REPORT-2019.pdf#_ga=2.40693157.620999333.1611492137-743783901.1604740129
- IOC (2019b). Olympic Golden Rings Award winners unveiled in front of 1,000 guests in Lausanne. IOC News (22 Jun 2019). Abgerufen am 12.12.2020 unter <https://www.olympic.org/news/olympic-golden-rings-award-winners-unveiled-in-front-of-1-000-guests-in-lausanne>
- IOC (2020a). *Olympic Marketing Fact File*. Updated January 2020. Abgerufen am 23.11.2020 unter https://stillmedab.olympic.org/media/Document%20Library/OlympicOrg/Documents/IOC-Marketing-and-Broadcasting-General-Files/Olympic-Marketing-Fact-File.pdf#_ga=2.247269379.620999333.1611492137-743783901.1604740129
- IOC (2020b). 135th IOC Session. *Youtube Kanal des IOC*. Abgerufen am 24.02.2020 unter <https://www.youtube.com/watch?v=rihy7JLpTwo>

- IOC (2021). *Olympic Agenda 2020 + 5. 15 recommendations*. Abgerufen am 05.04.2021 unter <https://www.olympic.org/olympic-agenda-2020-plus-5>
- Killanin, M. (1983). *My Olympic Years*. New York: Morrow.
- Lenk, H. (2007). An Anthropology of the Olympic Athlete Towards a Modernised Philosophy of the Olympic Games and Athletes. *Journal of Olympic History*, 1, 39–47.
- Llinés, M., & Moreo, A. (1998). The History of Radio and Television coverage of the Olympic Games. *Television in the Olympic Games the New Era*. Lausanne: IOC.
- Lyberg, W. (2004). Book Reviews – Samaranch, J.A., *Memorias Olímpicas*. *Journal of Olympic History*, 12, 48.
- Maney, K. (2000). Quokka competes for Olympic glory. *USA Today*. 25.02.2000
- Mason, M. (2020). *OBS Olympic Broadcasting History 2001 – 2018*. Unveröffentlichte Dokumentation. Madrid: OBS.
- Michel, R. (1972). *Erfahrungsbericht Olympische Spiele München und Kiel 1972*. Privataarchiv.
- Moragas, Miquel de (1999): *Olympic Movement and Information Society: new Internet challenges and opportunities*. Barcelona: Centre d'Estudis Olímpics UAB. Abgerufen am 02.10.2020 unter http://olympicstudies.uab.es/pdf/wp101_eng.pdf
- Pound, R. (1999). Olympic Marketing Fact File Winter 1999. Lausanne. IOC
- Pound, R. (2004). *Inside the Olympics. A behind-the-scenes look at the politics, the scandals, and the glory of the Games*. Toronto/Etobikoko: Wiley.
- Reichs-Rundfunk (1936). *Olympia-Weltseher*. Berlin
- Romero, M., & Gavilan, E. (1993). HDTV Coverage of the Barcelona Olympic Games. *EBU Technical review Winter 1992*. Abgerufen am 12.12.2020 unter www.tech.ebu.ch
- Simon, M. (2000). Olympia 2000: Das Netz als Sieger mit Handicap. *Teleopolis*. Abgerufen am 04.01.2021 unter <https://www.heise.de/tp/features/Olympia-2000-Das-Netz-als-Sieger-mit-Handikap-3451055.html>
- SPIEGEL (1972). *Olympia – das totale Fernsehen*. 28. August 1972. 36. 24–38. Hamburg.

Was bleibt nach zehn Jahren Olympische Jugendspiele?

Martin Schnitzer, Thomas Schwarzbauer

Abstract

Im Jahr 2007 wurde mit den Olympischen Jugendspiele (YOG) ein neues olympisches Event ins Leben gerufen. Die Spiele werden alle zwei Jahre abwechselnd als Winter- und Sommersportevent ausgetragen. Ziel ist es, vor allem junge Menschen zum Sport zu motivieren und ihnen die olympischen Werte näher zu bringen sowie neue Innovationen und Konzepte auszuprobieren. Die Entstehung sowie die Durchführung der YOG wurde wissenschaftlich begleitet. Dabei wurden verschiedenste Themen untersucht, und interessante Punkte konnten aufgezeigt werden:

- Die YOG bieten für Athletinnen und Athleten eine unvergessliche Erfahrung, die oft als Karrierehighlight gesehen wird.
- Die Teilnahme an den YOG kann ist kein Prädiktor für den weiteren Karriereverlauf.
- Das Kultur- und Lernprogramm hat nicht, wie erhofft, einen ähnlich wichtigen Stellenwert wie die Wettkämpfe.
- Das Sportliche steht für die Teilnehmerinnen und Teilnehmer im Vordergrund; weitere Erfahrungen werden, solange es der teilweise sehr straffe Trainings- und Wettkampfkalender zulässt, gerne mitgenommen.
- Eine langfristige Vermittlung der olympischen Werte durch die YOG scheint nicht möglich zu sein, wohingegen das Interesse an der olympischen Bewegung gesteigert wird.
- Die Mediennutzung und Kommunikation im Rahmen der YOG wurde bisher noch (zu) wenig untersucht und sollte von der Forschung stärker berücksichtigt werden.
- Die neuen Eventformate der YOG können das Programm der Olympischen Spiele nachhaltig beeinflussen, was den wertvollen Innovationscharakter der YOG beweist.
- Tangible und intangible *Legacies* durch die YOG sind zwar vorhanden, fallen aber wesentlich schwächer aus als bei den Olympischen Spielen – dafür betragen die Kosten auch nur einen Bruchteil.

- Die „Asienlastigkeit“ der YOG im Sommer und die „Europalastigkeit“ im Winter sollten im ständigen *co-creation process* des IOC berücksichtigt werden.

Entstehung und Fokus der Olympischen Jugendspiele

Im Rahmen der Guatemala-Session 2007 beschloss das Internationale Olympische Komitee (IOC) die Einführung der Olympischen Jugendspiele (YOG). Mit der Implementierung eines globalen Formats wollte IOC-Präsident Jacques Rogge, der auch als Initiator des Europäischen Olympischen Jugendfestivals (EYOF) gilt, Akzente in der olympischen Bewegung setzen. Wenngleich das einstimmige Votum seitens der IOC-Funktionäre nach außen hin eine klare Botschaft war, gab es hinter verschlossenen Türen Skepsis (Schnitzer, 2011). Auch aus Sicht der Wissenschaft wurden in Hinblick auf die Ziele der YOG und deren Erreichung Zweifel geäußert (Hanstad et al., 2013; Judge et al., 2009).

Trotz dieser Kritik hielt das IOC am Plan der Durchführung der YOG fest, getrieben vom Ziel, den durchaus nötigen Modernisierungsprozess der olympischen Bewegung voranzutreiben und die Jugend näher an den Sport zu bringen. Um sich Unterstützung zu sichern, machte das IOC den Nationalen Olympischen Komitees (NOCs) und Internationalen Sportfachverbänden Zugeständnisse (z. B. Kostenübernahme bei der Beschickung von Athletinnen und Athleten). Außerdem wurde die Möglichkeit mit neuen Eventformaten zu „experimentieren“ in Aussicht gestellt. Der Kritik, dass die Jugendlichen einer zu frühen Selektion und Leistungsorientierung ausgesetzt wären, sollte mit einem Kultur- und Lernprogramm für die Teilnehmer*innenentgegengewirkt werden.

Im Februar 2009 formulierte das IOC Ziele für die YOG: Diese reichten von der Idee, die besten jungen Athlet*innen der Welt zusammenzubringen, über die Vermittlung von olympischen Werten bis hin zur Diskussion von gesellschaftlichen Herausforderungen. Diese Ziele sollten im Rahmen der YOG in den darauffolgenden zehn Jahren (siehe Tabelle 1) umgesetzt werden.

Tabelle 1: Überblick über die ersten sechs Ausgaben der Olympischen Jugendspiele

	Datum	Ort	Athletinnen/ Athleten	NOCs	Events
Sommer- YOG	14.08. – 26.08.2010	Singapur	3.524	204	201
	16.08. – 28.08.2014	Nanjing (China)	3.579	203	222
	06.10. – 18.10.2018	Buenos Aires (Argentinien)	4.000	206	239
Winter- YOG	13.01. – 22.01.2012	Innsbruck (Österreich)	1.022	69	63
	12.02. – 21.02.2016	Lillehammer (Norwegen)	1.067	71	70
	09.01. – 22.01.2020	Lausanne (Schweiz)	1.872	79	81

Eigene Darstellung nach: IOC (2021)

Überarbeitung der Inhalte der YOG nach der Olympic Agenda 2020

Mit Thomas Bach als Nachfolger von Jacques Rogge wurde der bereits begonnene Reformprozess der olympischen Bewegung intensiviert. Kernstück war und ist die *Olympic Agenda 2020* (IOC, 2014). Das Reformwerk hat erhebliche Auswirkungen auf die zukünftige Durchführung der Olympischen Spiele, wie z. B. das Konzept für die Olympischen Winter Spiele 2026 in Mailand und Cortina d'Ampezzo zeigt: Laut Plan sollen die Wettkämpfe über fast ganz Norditalien verteilt stattfinden (Schnitzer & Haizinger, 2019).

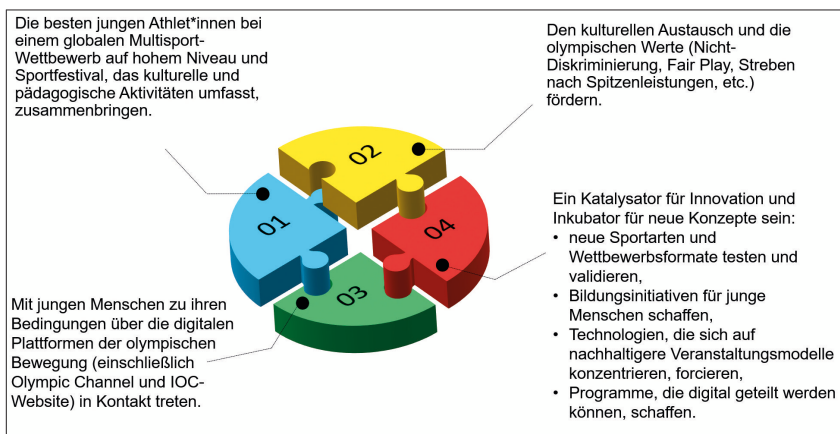
Auch die YOG wurden trotz ihres jungen Alters nicht von diesem Reformprozess ausgenommen. Die ersten zehn Jahre der YOG-Geschichte zeigen, dass sich viele ursprünglich geplante Inhalte geändert haben – so wie es auch der vom IOC häufig postulierte *co-creation process* zur Entwicklung des Eventproduktes YOG vorsieht. Im Rahmen der Agenda 2020 wurden weitere Änderungen beschlossen:

- Die Vision, Mission, Termine, Sportprogramme, Kultur- und Bildungsprogramme, Protokolle, Organisation, Ausrichtung und Finanzierung der YOG wurden neu bewertet.
- Es wurde entschieden, dass die Austragung der YOG auf ein nicht-olympisches Jahr gelegt wird, beginnend mit der Verschiebung der 4. YOG von 2022 auf 2023 (IOC, 2014).

- Eine Schaffung eines „Netzwerks von Jugendsportveranstaltungen“ wurde forciert; Ziel ist ein kohärenter Kalender aus internationalen Veranstaltungen, der seinen Höhepunkt mit den YOG findet.
- Die Einbindung der YOG in den Olympic Channel wurde sichergestellt, um eine höhere Reichweite zu schaffen.
- Es wurde erneut festgehalten, dass die Austragung der YOG allen Städten möglich sein sollte – und zwar durch die Nutzung bestehender und Errichtung temporärer Infrastruktur sowie die Anpassung des *Level of Services* (IOC, 2017).
- Es wurde festgelegt, dass das Verhältnis aus Teilnehmerinnen und Teilnehmern 50:50 betragen soll; außerdem sollten 70 % der Wettkämpfe im typischen olympischen Format und 30 % in neuen Disziplinen, die sich an den Interessen der Jugendlichen orientieren, stattfinden.
- Es wurde in Aussicht gestellt, dass Athletinnen und Athleten nicht mehr während der ganzen Dauer der YOG vor Ort sein müssen; dies trug dazu bei, dass bei den YOG in Lausanne 2020 ein Teilnehmeranteil von ca. 70 % zu verzeichnen war (DOSB-Presse, 2017).

Schließlich können die überarbeiteten Ziele der YOG (Abbildung 1) als Zeugnis eines dynamischen Prozesses innerhalb der olympischen Bewegung verstanden werden.

Abbildung 1: Ziele der Olympischen Jugendspiele



(IOC, 2019)

Erkenntnisse aus wissenschaftlichen Studien zu den YOG

Ziel dieses Beitrages ist es, ein Resümee der ersten zehn Jahre Olympische Jugendspiele zu ziehen. Wenngleich die vorliegende Arbeit nicht als systematische Literaturanalyse verstanden werden darf, soll sie einen guten Überblick geben und somit aufzeigen, zu welchen Themen rund um die YOG geforscht wurde und welche Schlüsse nach zehn Jahren Olympische Jugendspiele und Forschung zu den YOG gezogen werden können. Insgesamt wurden 285 Arbeiten, die den Begriff *Youth Olympic Games* im Titel beinhalten, analysiert (Tabelle 2). Die Ergebnisse werden in Hinblick auf die zuvor genannten Ziele des IOC zusammengefasst.

Tabelle 2: Suchergebnisse nach dem Begriff „Youth Olympic Games“ auf „Web of science“

Zeitraum	Treffer (285)
Bis 2005	10
2006 bis 2010	29
2011 bis 2015	101
Seit 2015	145

Analyse Ziel 1 – Zusammenführung der besten Athletinnen und Athleten in einem Sportfestival

Hinsichtlich des Ziels, die besten jungen Athletinnen und Athleten bei einem globalen Multisport-Wettbewerb mitsamt kulturellen und pädagogischen Aktivitäten zusammenzubringen, herrscht in der Wissenschaft Einigkeit: Dem IOC und den Organisatoren ist es nur schwer gelungen, die jugendliche Bevölkerung der Welt für Sport und körperliche Aktivität zu begeistern. Ein wesentlicher Grund ist, dass die Teilnehmerzahl sehr limitiert ist (insbesondere bei den Winter-YOG mit 1.000 Athletinnen und Athleten) und es enorme Ressourcen bräuchte, um auch Jugendliche zu erreichen, die nicht an den Spielen teilnehmen (Schnitzer, 2011).

In der bisherigen Analyse der YOG hat das Kultur- und Lernprogramm (vorher *Culture and Education Programme*, später *Learn and Share Programme*. (IOC, 2009)) einen großen Stellenwert eingenommen. Am Beispiel der YOG in Singapur zeigte Krieger (2012) die Diskrepanz in der Wahrnehmung des Erfolgs des Kulturprogrammes zwischen Athlet*innen

und Organisator*innen auf; hingegen wurde der informelle Austausch der Jugendlichen im olympischen Dorf sehr positiv wahrgenommen. In Bezug auf die YOG 2012 in Innsbruck nahmen Schnitzer et al. (2014), Kristiansen (2015), Peters und Schnitzer (2015) sowie Tanabe et al. (2015) umfassende quantitative und qualitative Analysen zur Wahrnehmung des Kulturprogrammes vor. Fazit: Das Kulturprogramm kam bei allen jungen Athlet*innen, die daran teilgenommen haben, sehr gut an, allerdings verwehrte der sehr enge Trainings- und Wettkampfplan rund der Hälfte der Jugendlichen das Mitmachen, was zu Kritik führte. Zudem wurde festgestellt, dass die Athlet*innen zwar wettkampferfahren sind, aber die kulturelle, soziale und internationale Dimension der YOG ganz offensichtlich eine herausragende Erinnerung hinterlässt. Dennoch zeigte die zusammenfassende Analyse eindeutig, dass das Hauptziel der YOG-Athlet*innen die Teilnahme an den sportlichen Wettkämpfen ist. Um ihr Interesse am Kulturprogramm zu stärken, müssten diese Aktivitäten in kurzer Entfernung zu den Wettkampfstätten und der Unterkunft angeboten werden. Außerdem besteht die Notwendigkeit, diese Zusatzprogramme sorgfältiger zu planen und das Interesse der Trainer*innen sowie der *Chefs de Mission* diesbezüglich zu erhöhen.

Diese Ergebnisse, die sich hauptsächlich auf die Innsbruck-Ausgabe 2012 beziehen, konnten mit einer Studie zu den YOG 2016 in Lillehammer (Krieger & Kristiansen, 2016) eins-zu-eins bestätigt werden. Das heißt, dass die YOG bei der Erreichung der Bildungsziele der Olympischen Bewegung nur begrenzt Erfolg hatten. Eine retrospektive Analyse der Teilnehmer*innen von Singapur (fünf Jahre nach Teilnahme) und Innsbruck (drei Jahre nach Teilnahme) zeigte, dass die YOG für die Sportler*innen das Highlight ihrer sportlichen Karriere war (Schnitzer et al., 2017). Die Mehrheit von ihnen gab an, dass die YOG die wichtigste Veranstaltung in ihrem Wettkampfkalendar gewesen sei. Nach eigenen Angaben wurden 77 % der Befragten durch die YOG animiert, mit dem Leistungssport weiterzumachen. Diese Ergebnisse konnten in der Studie von Kristiansen et al. (2018) bestätigt werden. Sie stellten außerdem fest, dass die Drop-Out-Raten ehemaliger YOG-Athlet*innen nicht im Zusammenhang mit dem Gewinnen bzw. Nicht-Gewinnen einer Medaille stehen. Zudem zeigte sich, dass der zeremonielle Charakter der YOG mit Eröffnungs-, Schluss- und Medaillenfeier für die Athlet*innen äußerst einprägsam war. Zudem stellte die Kommunikation zwischen den nationalen Delegationen, auch außerhalb der eigenen Sportart, eine besondere Erfahrung dar (Kristiansen et al, 2018; Peters & Schnitzer, 2015).

Was sich für die Ausgaben von 2010 bis 2016 zeigte, scheint auch für die YOG 2018 in Buenos Aires zu gelten: MacIntosh et al. (2019) konnten

nicht nur frühere Ergebnisse bestätigen, sondern auch aufzeigen, dass die jungen Athlet*innen ihre YOG-Teilnahme als vorteilhaft empfanden – insbesondere das Sammeln von Wettkampferfahrungen sowie die geplanten und ungeplanten sozialen Interaktionen während der Veranstaltung. Durch ihre Erfahrungen bei den YOG bildeten die Jugendlichen ihr eigenes Selbstverständnis innerhalb der vom IOC geschaffenen und propagierten Olympischen Bewegung aus. Dies ging einher mit der Entwicklung ihrer Identität: Sie lernten, sich über Grenzen hinweg von Mitgliedern eines Nationalteams zu internationalen, multisportlichen YOG-Athlet*innen zu entwickeln.

Für die Jugendlichen liefern die YOG einen ersten Überblick über das olympische System sowie die Erwartungen und Privilegien, die mit dem leistungsstärksten Multisportsystem der Welt verbunden sind. Schließlich zeigten Nordhagen und Fauske (2019) die Bildungspotenziale (z.B. Umgang mit Olympischen Werten, Kennenlernen von Sport und Bewegung als Teil eines gesunden Lebensstils) der YOG auf, monierten zugleich aber die Schwächen in der Durchführung und Gestaltung der Inhalte der Lernprogramme im Rahmen der Olympischen Jugendspiele.

Analyse Ziel 2 – Förderung olympischer Werte

In Bezug auf das zweite Ziel – die Förderung des kulturellen Austauschs und der olympischen Werte, einschließlich Nicht-Diskriminierung, Fair Play und Streben nach Spitzenleistungen – kann zum Teil auf die zuvor erwähnten Studienergebnisse zurückgegriffen werden. Wie die zusammenfassende Literaturanalyse von De Souza und Tavares (2020) zeigte, kann die Teilnahme an YOG bei jungen Sportler*innen eine Reihe von wertebasierten Lernerfahrungen fördern. Allerdings scheinen sich solche Lernerfahrungen viel mehr aus informellen Treffen und soziokulturellen Interaktionen zwischen den Jugendlichen zu ergeben als durch organisierte Programme. De Souza und Tavares (2020) resümierten, dass der Erfolg dieses neuen Events nicht in der Nachahmung der Olympischen Spiele mit dem Ziel, Jugendliche auf die „Erwachsenen-Ausgabe“ vorzubereiten, liegt, sondern in der Fähigkeit, die Triade „Sport–Wettkampf–Bildung“ besser auszubalancieren.

Hinsichtlich der Förderung (olympischer) Werte wurde in der Literatur vornehmlich analysiert, wie Jugendliche, die nicht als Teilnehmer*innen am Event beteiligt waren, die YOG wahrgenommen haben. So stellten sich Prüschenk und Kurscheidt (2017) die Frage, ob es den YOG gelingt, olympische Wertvorstellungen zu verändern. Die Ergebnisse zeigten,

dass Jugendliche der Vermittlungsfunktion der Olympischen Idee eher skeptisch gegenüberstehen. Jugendliche schätzen vielmehr die Sportkultur der Olympischen Spiele, während ältere Befragte auch die wirtschaftlichen Notwendigkeiten der Ausrichtung der Olympischen Spiele in der Meinungsbildung berücksichtigen. Die Ergebnisse der Arbeit stützen die Ansicht, dass die YOG das Potenzial haben, junge Menschen zu erreichen, und dass diese für olympische Werte empfänglich sind. Somit scheinen die YOG geeignet, das Brückenskapital des Olympismus zu fördern, vor allem bei Jugendlichen.

Schnitzer et al. (2018) untersuchten in ihrer empirischen Arbeit die Beteiligung der lokalen Jugend an den YOG (über Schulprogramme, Medien oder Vor-Ort-Besuche der YOG) und maßen den Einfluss auf die Wahrnehmung olympischer Werte. Sie kamen zum Schluss, dass die YOG zwar in der Lage sind, das allgemeine Interesse an der Olympischen Bewegung zu wecken, jedoch die Wahrnehmung der olympischen Werte nicht signifikant beeinflussen. Vielmehr hängt die Wahrnehmung der olympischen Werte vom soziodemographischen Hintergrund, dem grundsätzlichen Interesse an Sportereignissen, dem sozialen Kapital und dem Ausmaß, in dem die Jugendlichen die Veranstaltung in den verschiedenen Medien verfolgen, ab. Folglich dürfen Interventionsprogramme (z. B. Schulprogramme) zur Förderung von (olympischen) Werten und Idealen keine einzelnen, obligatorischen und isolierten Aktivitäten sein.

Analyse Ziel 3 – Nutzung digitaler Plattformen als Brückenschlag zur olympischen Bewegung

Bisherige Arbeiten zum dritten Ziel – mit jungen Menschen zu ihren Bedingungen über die digitalen Plattformen der Olympischen Bewegung, einschließlich Olympic Channel und IOC-Webseite, in Kontakt treten – zielten die auf die öffentliche Wahrnehmung und Nutzung sozialer Kommunikationsplattformen im Rahmen der YOG ab. Judge et al. (2013) zeigten auf, wie das IOC hinsichtlich Social-Media-Kampagnen dazugelernt hat. Aufgrund ihres interaktiven Contents wurden die YOG 2012 als positives Beispiel genannt. Judge et al. (2013) empfehlen, die Marketingmaßnahmen der YOG auf die *Millennials* (Generation der Jahrtausendwende) auszurichten, um Glaubwürdigkeit zu schaffen und die Botschaften der YOG auf die Kommunikationsebene dieser Zielgruppe zu setzen, ohne unerwünschte Überkommerzialisierung zu propagieren. An diese Thematik anknüpfend analysierten Naraine und Parent (2017) die Kommunikation der YOG-Organisationskomitees über das Medium

Twitter. Sie kamen zum Schluss, dass die Tweets eher werbebezogene Inhalte als informations- und berichtsbezogene Inhalte lieferten, dass sich die Themen bzw. die Struktur im Laufe der Zeit von 2010 bis 2016 wesentlich verbessert hat, und dass zunehmend stärker auf die Zielgruppe der Jugendlichen eingegangen wurde.

Analyse Ziel 4 – Die YOG als Katalysator für Innovationen

Aus Sicht des ICO sollen die YOG als Katalysator für Innovation und Inkubator für neue Konzepte fungieren. Dazu zählen z. B. das Testen neuer Sportarten und Wettbewerbsformate, Bildungsinitiativen für junge Menschen oder Technologien, die sich auf nachhaltigere Veranstaltungsmodelle konzentrieren. Schnitzer (2012) und Schnitzer et al. (2014) analysierten die im Rahmen der YOG 2012 eingeführten neuen Eventformate aus Sicht des Publikums und der Medienvertreter. Beide Stakeholdergruppen zeigten ein ausgeprägtes Interesse an den neuen Wettbewerben und stuften das sportliche Leistungsniveau in diesen als sehr positiv ein. Bezogen auf den Unterhaltungswert, die zukünftige Entwicklung, den Eustress und die Regeln nahmen die Zuschauenden die einzelnen Wettbewerbe unterschiedlich wahr. Im Einklang mit Torres (2020) zeigten die Studien, dass die Olympischen Jugendspiele innerhalb der Olympischen Bewegung ein wichtiges Testfeld für Innovationen darstellen: Beispielsweise wurden Wettbewerbe, die in Innsbruck im Rahmen der YOG durchgeführt wurden, bei den Winterspielen in Sotschi 2014 erstmals ins olympischen Programm aufgenommen.

Erkenntnisse aus Legacy-Studien zu den YOG

Mit den YOG als Fallbeispiel ist es unter anderem gelungen, wissenschaftliche Analysen zum Vermächtnis – *den Legacies* – der Jugendspiele durchzuführen. Diese haben deshalb innovativen Charakter, weil sie zum Teil mehrere Jahre nach den YOG vorgenommen wurden. So konnten Seidl et al. (2019) feststellen, dass Innsbrucker bzw. Tiroler Jugendliche überwiegend positiven Assoziationen zu und eine positive Meinung über die YOG hatten. Obwohl die Mehrheit der Jugendlichen die Ausrichtung der YOG 2012 in Innsbruck als eine gute Sache empfand, sahen nur sehr wenige die Veranstaltung als entscheidenden Punkt in ihrem Leben. Folglich waren die YOG 2012 nicht „stark“ genug, um herausragende

Vermächtnisse zu schaffen, verursachten aber auch keinen „Schaden“ im Sinne von negativen Vermächtnissen. Schließlich zeigten Schnitzer et al. (2019) auf, dass die Einbindung lokaler Jugendlicher in die YOG und die Erfahrungen, die sie dadurch gewinnen, einen signifikanten Einfluss auf die Unterstützung zukünftiger Olympiabewerbungen von Seiten der Bevölkerung haben.

In einem weiteren Beitrag zu Legacies widmeten sich Sand et al. (2016) den Volunteers der YOG 2016. Diese äußerten sich sehr positiv über ihre allgemeinen Erfahrungen als Freiwillige und darüber, wie diese Erfahrungen ihre Bereitschaft für zukünftige Freiwilligenarbeit beeinflussen haben. Übergeordnete Sportinstitutionen könnten die Einrichtung von Freiwilligenvereinigungen in Erwägung ziehen, die speziell daran arbeiten, die Freiwilligentätigkeit mit den Motiven der heutigen Event-Volunteers in Einklang zu bringen, um die Bindung zu stärken. Dies wurde beispielsweise nach den YOG 2012 in Innsbruck umgesetzt. Das daraus entstandene Volunteerteam blieb über mehrere Jahre bis heute bestehen.

Fazit: Zehn Jahre Olympische Jugendspiele

Abschließend stellen sich nun zwei Fragen: Erstens, haben die YOG „etwas gebracht“ – und wenn ja, wem? Und zweitens, kann diese sehr idealistisch ausgerichtete Initiative als ein kurz andauerndes „Facelifting“ der olympischen Bewegung angesehen werden, oder haben die YOG tatsächlich auch eine „Verjüngungskur“ bewirkt? Auf Basis der vorliegenden empirischen Evidenz kann folgendes festgehalten werden:

- Aufgrund der Einschränkung der Teilnehmerzahl ist das Ziel, die besten Sportler*innen in den jeweiligen Altersgruppen im Rahmen der YOG zusammenzubringen, rein rechnerisch sehr schwierig zu erreichen; wenngleich das Wettkampfniveau als sehr hoch eingestuft werden kann. Für die Teilnehmer*innen stellen die YOG eine unvergessliche Erfahrung dar und werden als Karrierehighlight angesehen, auch über den Zeitraum der YOG hinweg. Zudem konnte festgestellt werden, dass die Teilnahme an den YOG kein Prädiktor für den weiteren Karriereverlauf ist.
- Die Vorstellung, dass Athlet*innen dem Kultur- und Lernprogramm eine ähnlich wichtige Rolle wie dem Wettkampf zumessen, musste bereits nach den ersten Ausgaben der YOG in der Kategorie „frommer Wunsch“ abgelegt werden. Der sportliche Wettkampf steht für die

Teilnehmenden und ihrem Umfeld ganz klar im Vordergrund. Wenn es darüber hinaus die Möglichkeiten gibt, weitere Erfahrungen mitzunehmen, wird dieses Angebot gerne angenommen, solange der Trainings- und Wettkampfalltag nicht darunter leidet.

- Ob die olympischen Werte im Rahmen der YOG gezielt an junge Athlet*innen, aber auch die Jugendlichen der Gastgeberstadt weitergegeben werden, muss bezweifelt werden. Die empirischen Befunde zeigten ganz klar, dass die YOG bei Jugendlichen zwar das Interesse an der Olympischen Bewegung wecken, die Vertretung von (olympischen) Werten jedoch stärker durch die Sozialisierung geprägt ist.
- Was die Mediennutzung und Kommunikation im Rahmen der YOG betrifft, ist der empirische Kenntnisstand eher dünn. Hier sollte die Forschung ansetzen, denn die Frage, wie Jugendlichen die Botschaften der YOG bestmöglich vermittelt werden können, wird auch in Zukunft eine wesentliche Rolle spielen. Studien wie jene von Schnitzer et al. (2018) haben gezeigt, dass die Medien in der Wahrnehmung der Vermächtnisse der YOG eine wesentliche Rolle spielen.
- Schließlich wurde ersichtlich, dass die YOG mit neuen Eventformaten (z. B. gemischtgeschlechtliche Staffeln bzw. Team-Events, Staffeln bzw. Team-Events mit Sportler*innen aus unterschiedlichen Nationen, eine Kombination aus beidem oder neuen Wettbewerben) das Programm der Olympischen Spiele nachhaltig beeinflusst haben. Dies untermauert den Innovationscharakter der YOG.

Einmal mehr zeigten die YOG, unter anderem aus Mangel an neu zu entwickelnder Infrastruktur, dass Sportgroßveranstaltungen nicht nur nach tangiblen, sondern auch nach intangiblen Legacies beurteilt werden müssen. Klarerweise sind diese bei weitem nicht so bedeutend, wie jene der Olympischen Spiele – im positiven wie auch im negativen Sinne. Umgekehrt sind nach Schnitzer und Chappellet (2014) die Kosten der Durchführung der YOG (inkl. Infrastrukturmaßen, die meist nicht als olympiabedingte Kosten gelten) nur ein Bruchteil jener der Olympischen Spiele. Es scheint also kein Zufall, dass die Olympic Agenda 2020 mit den YOG im Rücken da oder dort etwas mutiger ausgefallen ist. Dennoch gibt es einige „YOG-Baustellen“, die in den nächsten Jahren erledigt werden müssen (z.B. Sichtbarkeit der YOG in der breiten Bevölkerung, Finanzierung der YOG).

Ungeachtet der COVID-19-Pandemie und der Verschiebung der ersten afrikanischen Spiele im Senegal in das Jahr 2026 ist die Frage künftiger Austragungsstädte zu lösen. Die „Asienlastigkeit“ der YOG im Sommer und die „Europalastigkeit“ der YOG im Winter wird Teil des ständigen *co-*

creation process sein. Dieser wiederum brachte lokalen Organisator*innen der YOG von Beginn an in eine bedeutende Rolle bei der Entwicklung der Olympischen Jugendspiele. Die wissenschaftliche Begleitung der YOG mithilfe des Olympic Study Center, der nationalen Olympischen Akademien oder Initiativen wie dem Youth Olympic Games Laboratory for Youth and Innovation (YOGINN) in Innsbruck 2012 (Schnitzer, 2012) soll auch in Zukunft dazu beitragen, das Phänomen der YOG evidenzbasiert zu untersuchen.

Literatur:

- De Souza, A. L., & Tavares, O. (2020). The educational experience of athletes in Youth Olympic Games: A systematic review. *Movimento*, 26, e26039. <https://doi.org/10.22456/1982-8918.97317>
- DOSB-Press (2017). *Die Entscheidungen der 131. IOC-Session*. Abgerufen unter <https://www.teamdeutschland.de/news/details/die-entscheidungen-der-131-ioc-session>
- Hanstad, D. V., Parent, M. M., & Kristiansen, E. (2013). The Youth Olympic Games: The best of the Olympics or a poor copy? *European Sport Management Quarterly*, 13(3), 315–338. <https://doi.org/10.1080/16184742.2013.782559>
- IOC (2009). *Factsheet Youth Olympic Games Update – February 2009*. Abgerufen unter https://stillmed.olympic.org/Documents/Reports/EN/en_report_1423.pdf
- IOC (2014). *Olympic Agenda 2020 + 20 Recommendations*. Abgerufen unter https://stillmed.olympic.org/Documents/Olympic_Agenda_2020/Olympic_Agenda_2020-20-20_Recommendations-ENG.pdf
- IOC (2017). *IOC Reveals the Future of the Youth Olympic Games*. Abgerufen unter <https://www.olympic.org/news/ioc-reveals-the-future-of-the-youth-olympic-games>
- IOC (2019). *Factsheet the YOG – Vision, birth and principles*. Abgerufen unter <https://stillmed.olympic.org/media/Document%20Library/OlympicOrg/Factsheets-Reference-Documents/Games/YOG/Factsheet-The-YOG-Vision-Birth-and-Principles.pdf>
- IOC (2021). *Olympic Games. Youth Olympic Games*. Abgerufen unter <https://www.olympic.org/singapore-2010>; <https://www.olympic.org/innsbruck-2012>; <https://www.olympic.org/nanjing-2014>; <https://www.olympic.org/lillehammer-2016>; <https://www.olympic.org/buenos-aires-2018>; <https://www.olympic.org/lausanne-2020>
- Judge, L. W., Bellar, D., Petersen, J., Wanless, E., Surber, K., Gilreath, E., & Simon, S. (2013). Olympic Games Evolution: An Analysis of Personal and Public Awareness of the Inaugural Youth Olympic Games. In A. R. Hofmann, & M. Krüger (Hrsg.), *Olympia als Bildungsidee, Bildung und Sport* (S. 237–248). Springer Verlag. https://doi.org/10.1007/978-3-531-19552-0_12

- Judge, L. W., Petersen, J., & Lydum, M. (2009). The best kept secret in sports: The 2010 Youth Olympic Games. *International Review for the Sociology of Sport*, 44(2-3), 173-191.
- Krieger, J. (2012). Fastest, highest, youngest? Analysing the athlete's experience of the Singapore Youth Olympic Games. *International Review for the Sociology of Sport*, 706-719. <https://doi.org/10.1177/1012690212451875>
- Krieger, J., & Kristiansen, E. (2016). Ideology or reality? The awareness of educational aims and activities amongst German and Norwegian participants of the first summer and winter Youth Olympic Games. *Sport in Society*, 19(10), 1503-1517. <https://doi.org/10.1080/17430437.2015.1133604>
- Kristiansen, E. (2015). Competing for culture: Young Olympians' narratives from the first winter Youth Olympic Games. *International Journal of Sport and Exercise Psychology*, 13(1), 29-42. <https://doi.org/10.1080/1612197X.2012.756259>
- Kristiansen, E., MacIntosh, E. W., Parent, M. M., & Houlihan, B. (2018). The Youth Olympic Games: A facilitator or barrier of the high-performance sport development pathway? *European Sport Management Quarterly*, 18(1), 73-92. <https://doi.org/10.1080/16184742.2017.1383499>
- MacIntosh, E. W., Parent, M. M., & Culver, D. (2019). Understanding Young Athletes' Learning at the Youth Olympic Games: A Sport Development Perspective. *Journal of Global Sport Management*. <https://doi.org/10.1080/24704067.2018.1561206>
- Naraine M. L., & Parent, M.M. (2017). The evolution of Twitter communication by Youth Olympic Games organising committees. *International Journal of Sport Management and Marketing*, 17, 403-425.
- Nordhagen, S. E., & Fauske, H. (2019). The Youth Olympic Games as an arena for Olympic education: An evaluation of the school program, "Dream Day". *AUC Kinanthropologica*, 54(2), 79-95.
- Peters, M., & Schnitzer, M. (2015). Athletes' Expectations, Experiences, and Legacies of the Winter Youth Olympic Games Innsbruck 2012. *Journal of Convention & Event Tourism*, 16(2), 116-144. <https://doi.org/10.1080/15470148.2015.1018656>
- Prüschenk, N., & Kurscheidt, M. (2017). Do the Youth Olympic Games have the potential to shift perceptions of Olympism? Evidence from young people's views on Olympic values. *Int. J. Sport Management and Marketing*, 17(4/5/6), 351-380.
- Sand, T. S., Strittmatter, A.-M., & Hanstad, D. V. (2016). 2016 Winter Youth Olympic Games: planning for a volunteer legacy. *International Journal of Sport Management and Marketing*, 17, 242-260.
- Schnitzer, M. (2011). Challenge vs internationalism intercultural meeting at the winter Youth Olympic Games 2012. In H. Preuss, & K. Liese (Hrsg.), *Internationalism in the Olympic Movement*. (S. 113-125). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92891-3_10
- Schnitzer, M. (2012). Evaluation of the innovative elements of the WYOG 2012 Sports Programme with particular emphasis on the media and spectators. *Final Report for the 2012 Post Graduate IOC-Olympic Studies Centre Grant*.

- Schnitzer, M., Bork, M., Eder, T., Zobl, N., & Schlemmer, P. (2017). Intangible Effekte von Sportgroßveranstaltungen aus Sicht von Athlet/innen am Beispiel der Olympischen Jugendspiele 2010 und 2012. *German Journal of Exercise and Sport Research*, 47, 301–304.
- Schnitzer, M., & Chappelet, J.-L. (2014). Bidding for and financing the Youth Olympic Games. In D. V. Hanstad, M. M. Parent, & B. Houlihan (Hrsg.), *The Youth Olympic Games* (S. 53–74). London: Routledge, Taylor & Francis.
- Schnitzer, M., & Haizinger, L. (2019). Does the Olympic Agenda 2020 have the power to create a new Olympic heritage? An analysis for the 2026 Winter Olympic Games Bid. *Sustainability*, 11(2), 442. <https://doi.org/10.3390/su11020442>
- Schnitzer, M., Peters, M., Scheiber, S., & Pocecco, E. (2014). Perception of the Culture and Education Programme of the Youth Olympic Games by the participating athletes: A case study for Innsbruck 2012. *The International Journal of the History of Sport*, 31(9), 1178–1193. <https://doi.org/10.1080/09523367.2014.909810>
- Schnitzer, M., Walde, J., Scheiber, S., Nagiller, R., & Tappeiner, G. (2018). Do the Youth Olympic Games promote Olympism? Analysing a mission (im)possible form a local youth perspective. *European Journal of Sport Science*, 18(5), 722–730.
- Schnitzer, M., Walde, J., Scheiber, S., Nagiller, R., & Tappeiner, G. (2019). Does the young residents' experience with the Youth Olympic Games influence the support for staging the Olympic Games? *Tourism Management Perspectives*, 20, 220–231.
- Seidl, M., Nagiller, R., Lang, A., Scheiber, S., & Schnitzer, M. (2019). Youth Olympic Games (YOG) 2012—Mission accomplished? A retrospective analysis of intangible legacies and the fulfillment of the YOG's goals. *Journal of Global Sport Management*. <https://doi.org/10.1080/24704067.2019.1642122>
- Tanabe, Y., Asakawa, S., Arakida, Y., Kono, I., & Akama, T. (2015). Characteristics of the Japanese national team of the first Youth Olympic Games. *Journal of Sports Medicine & Doping Studies*, 5(2).
- Torres, C. R. (2010). The Youth Olympic Games, their programs, and Olympism. *Kinesiology, Sport Studies and Physical Education Presentations and Papers*, 3.

Mehrwert für die Gesellschaft – Sportgroßveranstaltungen aus gesellschaftspolitischer Perspektive

Annegret Korff

Abstract

Das Bundesministerium des Inneren, für Bau und Heimat (BMI) und der Deutsche Olympische Sportbund (DOSB) haben die *Nationale Strategie Sportgroßveranstaltungen (SGV)* entwickelt, um die Potenziale von Sportgroßveranstaltungen zu nutzen, Ressourcen zu bündeln und nachweislich Wirkung für Gesellschaft und Sport zu erzeugen. Die internationale Konkurrenz um die Austragung vieler Sportgroßveranstaltungen ist deutlich gewachsen, ebenso wie die Erwartungen an Sportveranstaltungen seitens der Bevölkerung.

Der Bedarf an übergeordneter Koordination, besserer Abstimmung zwischen den Beteiligten sowie kluger Beteiligungsformate der Bürger*innen und einem deutlichen Mehr an internationaler Vernetzung wurden im Zuge der Erarbeitung der *Nationalen Strategie Sportgroßveranstaltungen* als wesentliche Notwendigkeiten identifiziert. Die nunmehr seit Anfang März 2021 vorliegende Strategie adressiert all diese Aspekte mit dem klar definierten Anspruch, durch Sportgroßveranstaltungen „Gemeinsam. Mehr. Wirkung.“ für Sport und Gesellschaft zu erzielen. Die Frage nach dem Mehrwert von Sportgroßveranstaltungen für die Gesellschaft wird mit der Strategie klar beantwortet: Sportgroßveranstaltungen können und müssen einen Beitrag für gesellschaftliche Entwicklungen leisten, und die Strategie definiert, wie dies mit den zahlreichen Veranstaltungen und nicht zuletzt Olympischen und Paralympischen Spielen in Deutschland gelingen kann.

Einführung

Sport fasziniert Menschen überall auf der Welt und bringt sie, wie kaum eine andere Passion, auf einmalige Art zusammen, egal ob Sportler*innen auf allen Ebenen, Engagierte und Ehrenamtliche bei der Organisation von

Sportereignissen oder Zuschauer*innen. Besonders Sportgroßveranstaltungen entfalten diese Wirkung und können auf der Basis der Werte des Sports friedliche, emotionale und verbindende Ereignisse für Menschen unabhängig von Herkunft, Hautfarbe, Geschlecht, Religion und Weltanschauung sein. Spitzensport in den Arenen und Stadien dieser Welt live zu erleben, ist für Besucher*innen meist ein unvergessliches Erlebnis. Zudem können heutzutage Milliarden Menschen solche Ereignisse unmittelbar über digitale Medien verfolgen. Das schafft immer wieder kollektive Erlebnisse, auf nationaler und internationaler Ebene, von denen es auch wegen der wachsenden Vielfalt individualisierter Medienangebote nur noch wenige gibt.

Die besonderen und einzigartigen Eigenschaften von globalen Sportgroßveranstaltungen legen nahe, dass allen voran Olympische und Paralympische Spiele, auf die in diesem Band der Blick gerichtet wird, hinsichtlich des gesellschaftspolitischen Mehrwerts große Potenziale mit sich bringen.

Aber ist dem wirklich so? Sportgroßveranstaltungen werden oft als „letztes Lagerfeuer der Gesellschaft“ bezeichnet, aber entfalten sie tatsächlich Wirkungen für die Gesellschaft über das Event hinaus, und diese gar langfristig und nachhaltig? Ist es nicht nur eine romantisierende oder rechtfertigende Wunschvorstellung, dass Sportgroßveranstaltungen einen gesellschaftspolitischen Mehrwert erzielen?

Ohne zunächst den Blick darauf zu richten, was Mehrwerte für die Gesellschaft sind, lässt sich jedenfalls bei einem Blick in die Literatur feststellen, dass sich keine empirische Belastbarkeit für einen solchen gesellschaftspolitischen Mehrwert finden lässt und die existierenden Untersuchungen der anekdotischen Evidenz und der intuitiven Meinung vieler Sportbegeisterter zu widersprechen scheinen. Das mag daran liegen, dass die Betrachtung von Sportgroßveranstaltungen in Bezug auf Ihre gesellschaftliche Wirkung noch ein eher junges und sich stets entwickelndes Feld ist.

Gleichwohl gibt es Beispiele positiver Effekte auf Vereinsmitgliedertwicklungen und Sportbegeisterung der Bevölkerung im Zusammenhang mit der Ausrichtung von Sportgroßveranstaltungen. Dabei handelt es sich jedoch um zeitlich und räumlich begrenzte Effekte und keinen generalisierbaren Zusammenhang (Haut & Gaum, 2020). Das Hervorrufen positiver sozialer Wirkungen ist also kein automatisch eintretendes Ergebnis von Sportevents und kann auch nicht einfach von Veranstaltern „erzeugt“ werden. Es lassen sich jedoch strukturelle Voraussetzungen identifizieren, die das Wirkungspotenzial fördern können (Kaiser, 2015).

Um bestimmte Ziele mit Hilfe von Sportgroßveranstaltungen erreichen zu können, bedarf es einer breit angelegten Strategie (Chaplin et al., 2017).

Nationale Strategie Sportgroßveranstaltungen

Zu beantworten ist daher die Frage: Wie können wir die Chance, dass Sportgroßveranstaltungen gesellschaftlich integrierender Motor und Ausdruck sein können, bestmöglich nutzen, um das Ziel eines gesellschaftspolitischen Mehrwerts zu erreichen und sichtbar zu machen?

Das Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat (BMI) ist davon überzeugt, dass Sportgroßveranstaltungen Potenziale über den Sport hinaus haben und diese noch stärker als bislang in den Fokus gerückt werden müssen. Daher hat das BMI gemeinsam mit dem Deutschen Olympischen Sportbund (DOSB) eine *Nationale Strategie Sportgroßveranstaltungen* erarbeitet und im März 2021 veröffentlicht.

Nationale Strategie Sportgroßveranstaltungen



Eine gemeinsame Strategie des Bundesministeriums des Innern, für Bau und Heimat und des Deutschen Olympischen Sportbundes, veröffentlicht im März 2021.

Abrufen können Sie die Strategie unter:

www.bmi.bund.de > Themen > Sport > Nationale Strategie Sportgroßveranstaltungen
(<https://www.bmi.bund.de/DE/themen/sport/sportgrossveranstaltungen/sportgrossveranstaltungen-node.html>)

Die Austragung von Sportgroßveranstaltungen im eigenen Land bietet die Chance, wichtige Anstöße für Sport und Gesellschaft zu setzen. Durch eine breit angelegte Strategie sollen Sportgroßveranstaltungen in Deutschland dazu beitragen, vorhandene Potenziale optimal zu nutzen, Ressourcen zu bündeln und nachweislich Wirkung zu entfalten. Es bedarf einer strategischen und koordinierten Herangehensweise, um die angestrebten, zum Teil bereits subjektiv empfundenen positiven Effekte zu erzielen. Sportgroßveranstaltungen sind Projekte, die in einem verantwortbaren ausgewogenen System entwickelt werden müssen, um die breite Mehrheit der Bevölkerung zu vereinen. Die Glaubwürdigkeit für Sport und Gesellschaft sind der Kompass für deren Entwicklung. Auch im Rahmen der Erarbeitung der Strategie Sportgroßveranstaltungen stand die Frage im Mittelpunkt, wie mit Sportgroßveranstaltungen „mehr Wirkung“

für Sport und Gesellschaft erzielt werden kann. Daher soll die zuvor aufgeworfene Frage nach den gesellschaftlichen Wirkungen von Sportgroßveranstaltungen mit einem Blick auf die zentrale (Ziel-)Elemente der Strategie beantwortet werden.

Strategische Ziele als Impuls für gesellschaftspolitische Wirkungen

Künftige Bewerbungen um Sportgroßveranstaltungen, insbesondere auch um Olympische und Paralympische Spiele und eventuell – aus Sicht des BMI hoffentlich – sogar deren Austragung in Deutschland, sollen künftig auf der Nationalen Strategie Sportgroßveranstaltungen aufsetzen. Deren übergeordnetes Ziel ist die Stärkung der positiven Wirkungen von Sportgroßveranstaltungen in Sport und Gesellschaft. Deshalb richtet sich der Fokus auf Ziele in den Bereichen Sport und Gesellschaft und unterstreicht damit den Anspruch, eine positive Wirkung über das einzelne Sportereignis hinaus erreichen zu wollen, ohne diese jedoch – wie teilweise in der Vergangenheit geschehen – mit zu hohen Erwartungen an wirtschaftliche Effekte oder die Entwicklung der Infrastruktur zu überfrachten. Mittel- und langfristige wirtschaftliche Effekte von Sportgroßveranstaltungen sind nur in Einzelfällen auf lokaler und regionaler Ebene belegt und in der wissenschaftlichen Fachdiskussion durchaus nicht unumstritten.

Ein Grundpfeiler der Wirkweise der Nationalen Strategie Sportgroßveranstaltungen ist es, dass jede Sportgroßveranstaltung je nach Schwerpunktsetzungen entsprechende Wirkungen erzeugen kann. Maßstab dafür ist, inwieweit sie auf die definierten Ziele und Subziele einzahlt, wenngleich nicht jede Veranstaltung im gleichen Maße beitragen kann und muss. Ganz besonders gilt das für die Olympischen und Paralympischen Spiele.

Abbildung 1: Strategische Ziele der Nationalen Strategie Sportgroßveranstaltungen

Strategische Ziele	Subziele
Impulse im Breiten- und Spitzensport zur Nachwuchs- und Athlet*innen-Entwicklung setzen	Vielfalt, Integration und Teilhabe in unserer Gesellschaft fördern
Werte des Sports in die Mitte der Gesellschaft tragen und aktive Lebensweisen unterstützen	Sportinfrastruktur bedarfsgerecht weiterentwickeln, modernisieren und die Nutzung bestehender Sportanlagen fördern
Ansehen und die internationale Wahrnehmung Deutschlands positiv prägen	Internationale Begegnungen fördern und damit zu Frieden und Völkerverständigung beitragen
Vielfalt des Sports und Rolle unserer Sportverbände stärken und diese weiterentwickeln	Bevölkerung sowie Athlet*innen unvergessliche Momente durch „Heimspiele“ ermöglichen
Sportgroßveranstaltungen nutzen, um Nachhaltigkeitsziele zu unterstützen	Identifikation mit Deutschland erhöhen und damit den gesellschaftlichen Zusammenhalt stärken
Zukunftstechnologien nutzen, um Impulse für Innovation zu setzen	Standortattraktivität Deutschlands erhöhen und Gäste aus aller Welt begrüßen
	Kultur, Wissenschaft und Bildung Impulse geben und dadurch weiterentwickeln
	Vorbilder schaffen
	Beispiele für ressourceneffiziente und -schonende Großveranstaltungen schaffen
	Menschen zu mehr Bewegung motivieren und Gesundheitsvorsorge durch mehr Sport unterstützen

(BMI, eigene Darstellung)

Diese vorgenannten strategischen Ziele bilden die Grundlage der Strategie und verdeutlichen, welche positiven Wirkungen mit Sportgroßveranstaltungen erzielt oder befördert werden können. Jedes Sportereignis soll mit entsprechend ausgerichteten Konzepten zu diesen Zielen beitragen. Sport- wie gesellschaftspolitische Wirkungen sollen künftig über mehrere Sportgroßveranstaltungen und über einen längeren Zeitraum hinweg (gemessen und objektiv) bewertet werden.

Um insbesondere auch die vielschichtigen Ausprägungen der Dimension „Gesellschaft“ einordnen zu können und deren gesellschaftspolitischen Mehrwert durch Sportgroßveranstaltungen sichtbar zu machen, hilft der Blick auf den strategischen Rahmen und Inhalte der definierten Ziele der Nationalen Strategie Sportgroßveranstaltungen.

Die Dimension Gesellschaft im Zielsystem der Nationalen Strategie

In den Bereichen Sport und Gesellschaft können Sportgroßveranstaltungen unmittelbar positiv wirken, weshalb sich die sechs definierten Ziele der Strategie darauf konzentrieren. Ergänzend werden nachge-

ordnet positive Wirkungen in anderen Bereichen angestrebt. Es gilt die Impulskraft von Sportgroßveranstaltungen zu nutzen, Innovationen zu berücksichtigen und veranstaltungsnahe Konzepte mit dem Potenzial der Nutzung über das eigentliche Event hinaus zu entwickeln. Diese Aspekte sowie das Streben nach Minimierung von negativen Effekten, beispielsweise auf die Umwelt oder Wirtschaft, sind in den Subzielen ausdifferenziert, wenngleich sie noch nicht abschließend beschrieben worden sind. Das Potenzial, mit und durch Sportgroßveranstaltungen in Ihrer Vielfalt eine gesellschaftspolitische Wirkung zu entfalten, lässt sich beispielhaft durch Beleuchtung einzelner Aspekte des aufgeführten Zielsystems verdeutlichen.

Vielfalt, Integration und Teilhabe in der Gesellschaft fördern

Sportgroßveranstaltungen stellen ein Gemeinschaftserlebnis dar, das geprägt durch unvergessliche Momente und große Emotionen ein Gefühl von Zusammengehörigkeit befördert. Menschen aus aller Welt kommen zusammen, Werte wie Vielfalt, Integration, Teilhabe und Inklusion werden transportiert und der Zusammenhalt von Gesellschaften kann gestärkt werden. Gerade gezielt platzierte Förder- und Werbeaktionen ermöglichen es, z.B. weniger bekannte Sportarten zu präsentieren, neue Vereinsmitglieder zu gewinnen oder Begeisterung für ehrenamtliches Engagement zu erhöhen. Hierfür bedarf es Konzepte, die es auch Sportgroßveranstaltungen abseits von Olympischen und Paralympischen Spielen oder Fußball Weltmeisterschaften möglich machen, eine Reichweite in die Gesellschaft hinein zu entfalten. Die Nationale Strategie Sportgroßveranstaltungen richtet darauf noch stärker als bislang einen Fokus.

Ein konkretes Beispiel: Die Special Olympics World Games (SOWG) 2023 in Berlin werden etwa im Rahmen ihres Host-Town-Programms „170 Nationen – 170 inklusive Kommunen“ die ca. 7.000 Athlet*innen mit geistiger Behinderung in Städten und Gemeinden in ganz Deutschland unterbringen. Dies bietet den Städten und Kommunen weit über die Grenzen Berlins hinaus die Chance, die Veranstaltung zur Implementierung von Programmen und Projekten zum Thema Inklusion zu nutzen, während das Event als öffentlichkeitwirksamer Impulsgeber dient. Fernab des eigentlichen Veranstaltungsorts lernen die internationalen Gäste Deutschland kennen und leben als Teil der Veranstaltung Integration in der Mitte der deutschen Gesellschaft (SOWG Berlin 2023 Organizing Committee gGmbH, 2021).

Die Nachhaltigkeit von gesellschaftspolitischen Effekten von Sportgroßveranstaltungen ist nicht abschließend geklärt. Dieses Beispiel verdeutlicht das Ziel, zukünftig Konzepte zu entwickeln, die eine auf längere Zeit angelegte Wirkung anstreben und erzielen können.

Sport selbst gilt als ein Motor für Integration und ist sowohl in passiver als auch aktiver Form dadurch gekennzeichnet starke Bindungen zu bewirken. Sportgroßveranstaltungen zeigen besonderes Potenzial als treibende Kraft für gesellschaftliche Inklusion, wenn sie die für freiwillige Vereinigungen typischen Merkmale der Bildung von Gemeinschaften und der Interaktionsverfestigung aufweisen. Beispielhaft zu nennen sind hier u. a. Volunteerprogramme internationaler Sportgroßveranstaltungen (Kaiser, 2015), die durch das Zusammenbringen unterschiedlichster Personenkreise soziale Brücken bauen können (Braun, 2011). Das verdeutlicht die Notwendigkeit des Bestrebens der Nationalen Strategie Sportgroßveranstaltungen, Konzepte nah an der Veranstaltung zu konzipieren, durchzuführen und zu leben, um eine bestmögliche Wirkung in den Bereichen Integration, Inklusion und Teilhabe zu erzeugen (vgl. Abb. 2).

Werte des Sports in die Mitte der Gesellschaft tragen

Mit Sport wird untrennbar eine Vielzahl von positiven Eigenschaften assoziiert, die sich nicht nur auf die Gesunderhaltung von körperlicher Betätigung beschränkt, sondern viel mehr auf gesellschaftlich relevante Werte abzielen. Fairness, Toleranz, Integration, Regelkonformität ebenso wie Leistungsbereitschaft und soziale Kompetenzen sind Werte, die eng mit dem Sport verknüpft sind. Sportgroßveranstaltungen machen diese Werte für Zuschauer*innen sicht- und erfahrbar und können diese zugleich in die Mitte der Gesellschaft tragen. Um Wirkung in Bezug auf die genannten Werte entfalten zu können, muss also die Öffentlichkeit erreicht werden. Beispielsweise durch Partnerschaften oder gezieltes Marketing mit Vorbildern können Sportgroßveranstaltungen über den Sport hinauswirken, ganz besonders aber durch Austragungskonzepte, die die Wettbewerbe in Stadt und Gesellschaft verankern, wie beispielsweise die Austragung von Wettbewerben im Rahmen der Leichtathletik EM 2018 auf dem Berliner Breitscheidplatz, die Beachvolleyballwettbewerbe bei den European Championships 2022 auf dem Münchner Königsplatz oder auch der Stabhochsprung Länderkampf „Berlin fliegt“ vor dem Brandenburger Tor.

Gerade das Schaffen von Vorbildern im Sport und deren Erlebbarkeit bei Sportereignissen führt dazu, dass Menschen sich mit den Athlet*innen

identifizieren, wodurch das Interesse an Spitzensport, aber auch Vereinssport steigen kann. Dass Sportler*innen als Vorbilder wahrgenommen werden, zeigt unter anderem eine Studie der Deutschen Sporthilfe und der Deutschen Sporthochschule Köln aus dem Jahr 2017. Demnach werden mehr als 85 % der deutschen Athlet*innen in Sachen Leistungswillen als Vorbilder gesehen (Stiftung Deutsche Sporthilfe, 2017). Die Vorbildfunktion von Sportstars kann durch Erfolge und mediale Inszenierungen bei Sportgroßveranstaltungen zur Verkörperung olympischer und gesellschaftlicher Werte führen. Ein Sportevent vermag es besonders, die dem Sport innewohnende Emotionalität und Dramaturgie auf Menschen zu übertragen und somit auf die Gesellschaft einzuwirken (Mutz & Gerke, 2020). Anregungen zum Breitensport können geschaffen werden, gesteigerte Beliebtheit einer Sportart und damit einhergehender Mitgliederzuwachs in den Vereinen können das Resultat sein. Gleichzeitig bieten Sportgroßveranstaltungen das Umfeld, um den Fokus auch auf potenzielle Vorbilder aus dem näheren Personenkreis wie z. B. dem Breitensport oder dem Trainer*innenstab zu lenken. Es können sportnahe Multiplikator*innen präsentiert werden, die die Werte des Sports vorleben und erstrebenswerte Verhaltensweisen wie ehrenamtliche Arbeit mit Kindern und Jugendlichen vorleben.

Die Vermittlung von Werten des Sports in die Mitte der Gesellschaft ist jedoch kein Selbstzweck bzw. automatisches Nebenprodukt einer Sportgroßveranstaltung. Vielmehr müssen Sportveranstaltungen dazu genutzt werden, um Werte beispielsweise über Partnerschaften mit Vereinen, Schulen und Förderprogrammen zu transportieren. Bestehende Programme wie beispielsweise „Integration durch Sport“ (BMI, o.J.; DOSB, o.J.) können Veranstaltungen gezielt nutzen, um Ihre Botschaften zu platzieren und in einem emotionsgeladenen Umfeld Zugang zu einem breiten Publikum zu erhalten. Es gilt auch hier, dort wo durch „Interaktionsverfestigung“ (Kaiser, 2015, S. 13) vernetzt gearbeitet wird, können Potenziale am besten genutzt werden.

Sportgroßveranstaltungen nutzen, um Nachhaltigkeitsziele zu unterstützen

Die Sensibilität für das Thema Nachhaltigkeit in all seinen Formen ist in Deutschland deutlich gestiegen und auch Sportgroßveranstaltungen können sich dem nicht entziehen. Nachhaltigkeitskonzepte werden heutzutage weltweit erwartet und es gilt, Verantwortung zu übernehmen. Die der Nationalen Strategie Sportgroßveranstaltungen zugrundeliegenden Nachhaltigkeitsziele umfassen ökologische, wirtschaft-

liche aber auch soziale Aspekte, zu denen Sportveranstaltungen Impulse setzen sollen, die über die Minimierung von negativen Effekten und bestehende Standards hinausgehen. Durch Strahlkraft von Sportgroßveranstaltungen sollen diese Nachhaltigkeitsziele gefördert, deren Erreichung forciert und innovative Lösungen in den Massenmarkt überführt werden. Ergänzt durch den Blick über das eigentliche Event hinaus, können so nachhaltige Konzepte mit positiven Impulsen auch für die Gesellschaft zustande kommen. Wird die Kraft von Sportgroßveranstaltungen innovativ genutzt, besteht die Chance, erforderliche Entwicklungen und Lösungsansätze sichtbarer zu machen und deren Verbreitung anzustoßen.

Zahlreiche innovative und weitreichende Beispiele von Nachhaltigkeitskonzepten bei Sportveranstaltungen zeigen einen mittlerweile nicht nur von den internationalen Verbänden, sondern auch Sponsoren und Partnern erwarteten Standard von meist ökologischen Aspekten von Nachhaltigkeit. Veranstaltungen wie die UEFA Euro 2024 werden hierfür auch in Deutschland Maßstäbe setzen. Aber auch die weiteren Dimensionen von Nachhaltigkeit sind ein wichtiges Element.

Auch hier kann das Host-Town-Programm der Special Olympics World Games 2023 als positives Beispiel herangezogen werden. Die angestrebten Ziele der Inklusion und der Teilhabe in der Gesellschaft sind dort ganzheitlich in einem nachhaltigen Ansatz gedacht und das Konzept weit über die Spiele hinausgehend angelegt. Die Veranstaltung ist Ausgangspunkt, Initiator und Impulsgeber für ein Programm, das Bestand haben soll und einen dauerhaften Wahrnehmungswandel, Sichtbarkeit und Teilhabe von Menschen mit geistiger Behinderung anstrebt. Die teilnehmenden Städte, Gemeinden und Kommunen entwickeln oder erweitern inklusive Projektideen, unterstützt durch die Veranstalter und können diese langfristig etablieren – und zwar vor Ort, wo Menschen zusammenleben. Netzwerke und Partnerschaften mit und zwischen lokalen Akteuren sollen für weitere Projekte genutzt und nachhaltige inklusive Strukturen etabliert werden. Menschen mit geistiger Behinderung können so Sichtbarkeit über die Grenzen von Berlin und das vom Land breit angelegte Nachhaltigkeitsprogramm im Rahmen der Weltspiele mit zahlreichen lokalen Projekten und Initiativen hinaus erlangen (SOWG Berlin 2023 Organizing Committee gGmbH, 2021).

Aber auch einen anderen gesellschaftlichen Trend können Sportgroßveranstaltungen positiv beeinflussen. Innovative Konzepte und Begleitprogramme für ein nachhaltiges Erbe einer Sportveranstaltung können auch in Ausrichterstädten Impulse setzen und diese als lebenswerte urbane Räume („active and liveable cities“) präsentieren.

Analyse der Zielerreichung

Derzeit ist die belegbare und nachhaltige gesellschaftspolitische Wirkung von Sportgroßveranstaltungen empirisch umstritten. Insofern müssen die Bereiche einer besseren Nachweisbarkeit von Wirkung bzw. von Zielerreichung ausgebaut werden. Im Rahmen der Nationalen Strategie Sportgroßveranstaltungen sollen Veranstaltungen nach einem übergeordneten Schema analysiert und die Erreichung der definierten Ziele und Subziele mit einem praxisorientierten und transparenten Bewertungssystem beurteilt werden. Als Grundlage eines solchen Bewertungssystems wurden Kriterien und Indikatoren entwickelt (vgl. exemplarisch Abb. 2, Auszug aus Anhang Strategie), die zu validen Ergebnissen bei vertretbarem Aufwand führen sollen.

Abbildung 2: Mögliche Bewertungskriterien der Nationalen Strategie SGV

Strategische Ziele	Subziele
Impulse im Breiten- und Spitzensport zur Nachwuchs- und Athlet*innen-Entwicklung setzen	Vielfalt, Integration und Teilhabe in unserer Gesellschaft fördern
Werte des Sports in die Mitte der Gesellschaft tragen und aktive Lebensweisen unterstützen	Sportinfrastruktur bedarfsgerecht weiterentwickeln, modernisieren und die Nutzung bestehender Sportanlagen fördern
Ansehen und die internationale Wahrnehmung Deutschlands positiv prägen	Internationale Begegnungen fördern und damit zu Frieden und Völkerverständigung beitragen
Vielfalt des Sports und Rolle unserer Sportverbände stärken und diese weiterentwickeln	Bevölkerung sowie Athlet*innen unvergessliche Momente durch „Heimspiele“ ermöglichen
Sportgroßveranstaltungen nutzen, um Nachhaltigkeitsziele zu unterstützen	Identifikation mit Deutschland erhöhen und damit den gesellschaftlichen Zusammenhalt stärken
Zukunftstechnologien nutzen, um Impulse für Innovation zu setzen	Standortattraktivität Deutschlands erhöhen und Gäste aus aller Welt begrüßen
	Kultur, Wissenschaft und Bildung Impulse geben und dadurch weiterentwickeln
	Vorbilder schaffen
	Beispiele für ressourceneffiziente und -schonende Großveranstaltungen schaffen
	Menschen zu mehr Bewegung motivieren und Gesundheitsvorsorge durch mehr Sport unterstützen

(Ausschnitt, BMI, eigene Darstellung)

Diese zentrale Evaluierung umfasst dabei sowohl einen Zielabgleich vor als auch nach einer Sportgroßveranstaltung sowie vor allem die Analyse übergreifender Zielerreichung. Durch die Zusammenführung der Ergebnisse wird damit ein langfristiges Gesamtbild über die Zielerreichung der Nationalen Strategie geschaffen. Ungleichgewichte zwischen den Zielen können so frühzeitig erkannt und gezielt Anreize für kommende Sport-

großveranstaltungen gesetzt werden. Einzelne Sportereignisse werden die hochgesteckten Ziele nicht allein erfüllen können. Die ganzheitliche Analyse vieler Sportgroßveranstaltungen über einen längeren Betrachtungszeitraum soll es jedoch möglich machen valide aufzuzeigen, dass die Strategie nicht nur umgesetzt wird, sondern auch transparent und nachvollziehbar positive Veränderungsprozesse initiiert.

Die Bedeutung, verschiedene Sportgroßveranstaltungen auf lange Sicht auf die definierten Ziele einzahlen zu lassen und die Zielerreichung als Ganzes anzustreben, ergibt sich auch aus der Vielfalt und Heterogenität von Sportveranstaltungen. Zudem unterliegen sie Einflussfaktoren und Rahmenbedingungen, die sich auf das jeweilige gesellschaftspolitische Potenzial auswirken. Nicht nur alle Olympischen und Paralympischen Spiele schreiben ihre eigenen Geschichten und unterscheiden sich beispielsweise in Größe und Entwicklungsstand des Landes oder vorhandenem Nationalstolz. Alle Sportgroßveranstaltungen sind zudem geprägt durch Faktoren wie die einzelnen Zielgruppen, den Stellenwert der Sportarten, den Erfolgen der nationalen Sportler*innen oder den ganz persönlichen Geschichten.

Literatur:

- Braun, S. (2011). Assoziative Lebenswelt, bindendes Sozialkapital und Migrantenvereine in Sport und Gesellschaft. In S. Braun & T. Nobis (Hrsg.), *Migration, Integration und Sport. Zivilgesellschaft vor Ort* (S. 29–44). VS Verlag.
- Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat (Hrsg.). (o. J.). *Integration durch Sport*. Abgerufen unter <https://www.bmi.bund.de/DE/themen/heimat-integration/integration/integration-sport/integration-sport-node.html>
- Chalip, L., Green, B. C., Taks, M. & Misener, L. (2017). Creating sport participation from sport events: making it happen. *International journal of sport policy and politics*, 9(2), 257–276.
- Deutscher Olympischer Sportbund e.V. (Hrsg.). (o. J.). *Integration durch Sport*. Abgerufen unter <https://integration.dosb.de/inhalte/ueber-uns/das-programm>
- Haut, J., & Gaum, C. (2020). Nachhaltige Vorbilder? Auswirkungen von Sportgroßveranstaltungen auf die Sportaktivität der Bevölkerung. In Bundesinstitut für Sportwissenschaft (Hrsg.), *Sportgroßveranstaltungen in Deutschland – Band 2: nachhaltige Bewegung*, (95 – 103). Abgerufen unter <https://my.page2flip.de/15646901/19622396/19624339/html5.html#/1>
- Kaiser, S. (2015). Inklusionspotential von Sportevents. Die soziale Dimension von Sportevents. *Bewegung & Sport*, 3(3), 10–14.

- Mutz, M. & Gerke, M. (2020). Deutschlands Erfolge im internationalen Sport. Eine Quelle für Nationalstolz. In Bundesinstitut für Sportwissenschaft (Hrsg.), *Sportgroßveranstaltungen in Deutschland – Band 1: Bewegende Momente*, (35–45). Abgerufen unter <http://my.page2flip.de/15646901/18599344/18601946/html5.html#/1>
- Special Olympics World Games Berlin 2023 Organizing Committee gGmbH (Hrsg.) (2021). *Ausschreibung zum Projekt “170 Nationen – 170 inklusive Kommunen / Host Town Program”*. Abgerufen unter https://static1.squarespace.com/static/5e6f5ec02af6d508e34ed0ac/t/60006ff8378d863033ae38a6/1610641403279/SOWG_Berlin2023_HostTownProgram_Ausschreibung.pdf
- Stiftung Deutsche Sporthilfe (Hrsg.) (2017). *Spitzensportler sind Vorbilder für 85 Prozent der Deutschen*. Abgerufen unter <https://www.sporthilfe.de/ueber-uns/medien/pressemitteilungen/spitzensportler-sind-vorbilder-fuer-85-prozent-der-deutschen>

Scheitern als Chance – Nachhaltig positive Effekte der Bewerbungen um Olympische und Paralympische Spiele von Berlin 2000 bis Hamburg 2024

Wiebke Balcke, Stefan Klos, Sarah Sebesta

Abstract

Die Ausrichtung der Olympischen Spiele 1972 in München wird sich im Jahr 2022 bereits zum 50. Mal jähren. Seitdem hat das größte Sportereignis der Welt nicht mehr auf deutschem Boden stattgefunden. Mehrere Anläufe hat Deutschland in den letzten zwei Jahrzehnten unternommen, um sich um die Ausrichtung der Olympischen und Paralympischen Spiele zu bewerben – leider ohne Erfolg.

Trotz der vielerorts kurzfristig nach Bewerbungsende vorherrschenden Enttäuschung und der überwiegend negativen öffentlichen und politischen Wahrnehmung konnten die Bewerbungen von Berlin 2000 bis Hamburg 2024 langfristig eine bemerkenswerte Zahl positiver Effekte erzielen, von denen der Sport und die Standorte bis heute profitieren.

Die vielfältigen Beispiele aus den Bereichen Infrastruktur, Bekanntheit, Netzwerk und Sportentwicklung verdeutlichen, wie viel Potenzial die bisher gemeinhin als herbe Rückschläge empfundenen verlorenen Bewerbungen in sich tragen und wie wenig die positiven Effekte ins Bewusstsein der Fachöffentlichkeit geraten sind.

Einführung

Der Wille des organisierten Sports, das größte Sportereignis der Welt nach Deutschland zu holen, ist groß. Fünf Bewerbungen wurden in den vergangenen zwei Jahrzehnten auf den Weg gebracht, erfolgreich war leider keines der im Folgenden aufgeführten Konzepte:

- *Berlin 2000* erhielt vom IOC nur neun Stimmen und unterlag gegen Sydney.
- *Leipzig 2012* wurde vom IOC nicht als Bewerberstadt zugelassen.

- *München 2018* unterlag in der Wahl des IOC Pyeongchang mit 25 zu 63 Stimmen.
- *München 2022* erreichte im Bürgerentscheid nicht die nötige Mehrheit für eine Bewerbung.
- *Hamburg 2024* zog sich nach negativem Referendum aus dem Bewerbungsverfahren zurück.

Statt des erhofften Jubels und breiten Zuspruchs seitens der Bevölkerung und der Politik haben oben genannte Bewerbungen kurzfristig vielerorts Spuren der persönlichen Enttäuschung und Rückschläge in der öffentlichen Akzeptanz für den Sport hinterlassen. Zumindest regional ist damit ein eher negatives Bild der Bewerbungen geblieben.

Während von vielen Seiten betrachtet wurde, woran vergangene Bewerbungen gescheitert sind, blieben die positiven Effekte, die die Bewerbungen am Bewerbungsort sowie für Sportdeutschland mittel- bis langfristig bewirkt haben, weitgehend unbemerkt bzw. unbeachtet.

Vor diesem Hintergrund erarbeitete PROPROJEKT 2020 im Auftrag des DOSB eine systematische Sammlung und Auswertung der positiven Effekte der vergangenen deutschen Bewerbungen. Dazu wurden zunächst internationale Best-Practice-Beispiele in den Kategorien Infrastruktur, Bekanntheit, Netzwerk und Sportentwicklung identifiziert. Anschließend wurden die einzelnen deutschen Bewerbungen in den vier identifizierten Kategorien analysiert und die wirkungsvollsten Effekte herausgestellt.

Internationale Beispiele

International gelten die Bewerbungen *Manchester 2000*, *Lille 2004*, *Sion 2006* und *Chicago 2016* als Best-Practice-Beispiele, die ein nachhaltiges Erbe für sich generieren konnten, obwohl sie jeweils den Zuschlag für die Ausrichtung der Olympischen und Paralympischen Spiele nicht erhalten hatten. Jede der vier Bewerbungen steht exemplarisch für eine der identifizierten Kategorien, in denen Bewerbungseffekte erzielt wurden: Infrastruktur, Bekanntheit, Netzwerk, Sportentwicklung.

Manchester 2000 – Infrastruktur

Manchester hatte sich bereits um die Spiele 1996 beworben. Im Bewerbungsverfahren 2000 erhielt die Stadt vom IOC elf Stimmen und unterlag Peking und Sydney im dritten Wahlgang. Die Dynamik der Olympiabe-

werbung brachte Manchester jedoch das *National Cycling Centre* sowie die *Manchester Arena*, die zur Stadt- und Sportentwicklung beigetragen haben und bis heute eine Vielzahl an Sport- und Entertainmentveranstaltungen ausrichten (IOC, 2011).

Die Manchester Arena wurde seit ihrem Bau bereits fünf Mal zur Arena mit der weltweit größten Gesamt-Besucherzahl bei Konzerten und Events gekürt. Zu den ausgetragenen Events zählen beispielsweise die *Commonwealth Games*, *FINA Swimming World Championships* (Kurzbahn/25 m) und Musikkonzerte.

Die Olympiabewerbung beschleunigte den Prozess der Grundstücksräumung und Baugenehmigungen an der East Side, an der anschließend ein Sportkomplex errichtet wurde. Im Rahmen der Bewerbung wurde bereits mit dem Bau des National Cycling Centres begonnen.

Der Wunsch nach einer olympischen Indoor-Trainingsanlage für die Sportelite entsprach auch dem des britischen Radsportverbands. Die neue Anlage half dem Verband, ihre Aktivitäten sowohl auf Eliten- als auch Breitensportebene zu zentralisieren. Die neue Bahn im National Cycling Center verhalf Großbritannien zu größeren Erfolgen bei den nachfolgenden großen Meisterschaften und Olympischen Spielen. Bei den Spielen in Sydney, Athen und Peking gewann das britische Team 44 Bahnradmedaillen. Infolgedessen ist die Mitgliederzahl des britischen Radsportverbands von 12.000 auf 37.000 gestiegen.

Neben Trainingszwecken dient das National Cycling Center auch als Austragungsort angesehener nationaler und internationaler Sportveranstaltungen, dazu gehören beispielsweise die *BMX Nationals*, *UCI Track Cycling World Championships* oder *Commonwealth Games* (IOC, 2011).

Lille 2004 – Bekanntheit

Lille war 2004 eine von elf Bewerberstädten, die zusammen mit fünf anderen vorzeitig aus dem Bewerbungsverfahren ausschied. Die Olympiabewerbung darf dennoch ausschlaggebend für einen Wahrnehmungswandel gelten – in Lille selbst, aber auch in Frankreich sowie international.

Die Olympiabewerbung bekräftigte Lilles Fähigkeit und Bereitschaft, Großveranstaltungen auszutragen. Dies bestätigte sich, als Lille 2004 zur Kulturhauptstadt Europas gewählt wurde. Infolge der 2.500 Veranstaltungen, die im Rahmen der Kulturhauptstadt organisiert wurden, verzeichnete Lille im selben Jahr einen Anstieg der Tourismusbesuche um 30 %.

Die Stadt ist heute ein beliebtes Touristenziel, das neben einem breiten Angebot an Kulturveranstaltungen auch vermehrt internationale Sportveranstaltungen austrägt, beispielsweise die *Men's Hockey Champions Challenge*, *European Athletics Team Championships* und *IAAF World Youth Championships* (IOC, 2011).

Sion 2006 – Netzwerk

Sion war bereits im Bewerbungsprozess für 2002 angetreten. 2006 stimmte das IOC mit 53 zu 36 Stimmen für Mitbewerber Turin. Der Kanton Wallis gründete allerdings bereits im Zuge der Olympiabewerbung Sions die *Stiftung für die nachhaltige Entwicklung der Bergregionen*: ein Netzwerk, das sich fortlaufend mit dem Thema befasst und die Einstellung der Bürger nachhaltig verändern sollte (IOC, 2011).

Dieses inzwischen national und international immer weiter wachsende Netzwerk, bestehend aus Zivilgesellschaft, Wirtschaft und Politik, unterstützt heute Städte und Gemeinden und schärft das gesellschaftliche Bewusstsein sowie die Förderung internationaler Kooperationen.

Die Stiftung fördert nachhaltige Projekte und Initiativen in allen Bereichen der ökologischen, ökonomischen und sozialen Nachhaltigkeit. So wurden seit der Bewerbung unterschiedlichste Projekte realisiert, wie das gesundheitsfördernde Bewegungsevent *SlowUp Valais* (SlowUp Wallis, 2014), das Programm *NewRide*, das die Markteinführung von Elektrozweirädern unterstützt (7. Energie, 2014) oder *Ecostation*, ein innovatives Instrument für den Umweltschutz in Bergsportgebieten (Interreg-Projekt Ecostations, 2014).

Chicago 2016 – Sportentwicklung

Chicago 2016 erhielt vom IOC 18 Stimmen und schied damit im ersten Wahlgang aus. Die Olympiabewerbung führte aber zur Gründung der Organisation *World Sport Chicago*, die bis heute erfolgreich und lebendig ist, einen besseren Zugang zum Sport ermöglicht und den Sport als Katalysator nutzt, um soziale Probleme zu lösen.

Bereits fünf Jahre nach der Gründung arbeitete World Sport Chicago mit mehr als 30.000 Jugendlichen. Gemeinsam wurde eine Vielzahl von Initiativen und Projekten entwickelt, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, Gemeinschaften zu stärken. Unter anderem wurde das Mentoring-

Programm *B.A.M. (Becoming a Man)* geschaffen, das Sport als Lehrmittel anwendet und geschulte Mentoren für ein Jahr an Chicagos Public High Schools einsetzt, um Disziplin, Verantwortung und Arbeitsmoral zu fördern.

Eine weitere Initiative – *PlayStreets* – setzt sich das Ziel, Spielplätze für Kinder sicherer und zugänglicher zu machen.

World Sport Chicago erleichtert den Zugang und die Teilnahme am Sport für alle und unterstützt dabei vor allem Einkommensschwächere (IOC, 2011).

Deutsche Bewerbungen

Wie die beispielhaft dargestellten internationalen Bewerbungen konnten auch die deutschen Bewerbungen um Olympische und Paralympische Spiele von *Berlin 2000* bis *Hamburg 2024* nachhaltig positive Effekte in den vier identifizierten Kategorien erzielen.

Infrastruktur

Im Bereich Infrastruktur hinterließen alle deutschen Bewerbungen zumindest mittelbare Effekte. Insbesondere für den Spitzensport entstanden heute viel genutzte Sportstätten, die verbesserte Trainings- und Wettkampfbedingungen für die Athlet*innen bieten. Auch wurden zum Teil für die Bewerbungen entstandene Planungsansätze für Stadtentwicklungsprojekte weiterverfolgt und wirken als Katalysatoren für das Vorantreiben von Bauprojekten wie die Schaffung neuen Wohnraums.

Sportinfrastruktur

Aus Berlins Olympiabewerbung 2000 entstanden drei neue Sportinfrastrukturen, die die Sportlandschaft in der Hauptstadt erweiterten.

Der Bau des *Velodroms* ist ein unmittelbarer Effekt der Olympiabewerbung und entspricht den höchsten internationalen Bahnrad-Standards. Das Velodrom dient heute dem Berliner Radsportverband als Trainingsstätte und ist Austragungsort verschiedener Radsportveranstaltungen wie den jährlichen *Six Day Berlin* (Berliner Sechstagerennen) und deutschen Bahnrad-Meisterschaften. Daneben haben im Velodrom die Bahnrad-

Europameisterschaften (2017) und Bahnrad-Weltmeisterschaften (2020) stattgefunden, wie auch Qualifikationsturniere der *CrossFit Games*.

Abbildung 1: Velodrom Berlin



(Markus Werner/ Velomax Berlin)

Die dem Velodrom angrenzende Schwimm- und Sprunghalle im *Europa-sportpark* (SSE) wurde ebenfalls anlässlich der Olympiabewerbung Berlin 2000 konzipiert und ist heute Bestandteil des Bundesstützpunkts und zweier Landesleistungszentren. Neben dem Trainingsbetrieb werden regelmäßig Events, wie die Schwimm-Europameisterschaften 2002 und 2014, der *FINA Swimming World Cup* oder die Deutschen Meisterschaften im Schwimmen ausgerichtet (SWC-Berlin, 2021).

Als Heimspielstätte zweier Teams der Volleyball- und Handball-Bundesliga fungiert heute die ebenfalls im Zuge der Bewerbung gebaute *Max-Schmeling-Halle*. Ihre Nebenhallen werden vom Schul- und Vereinssport genutzt und die Arena ist regelmäßig Eventstätte für Sport- und Entertainmentveranstaltungen wie die Hallenhockey-Weltmeisterschaft 2018, die Volleyball Champions League 2018/19 und diverser Musikkonzerte.

Angeregt durch die Olympiabewerbung Leipzig 2012 wurde der *Kanupark am Markleeberger See* gebaut. Die Kanu-Slalom-Strecke zählt zu den modernsten in Europa. Auf ihr finden zahlreiche hochkarätige Sportveranstaltungen statt, darunter bereits fünf Olympiaqualifikationen, vier

Weltmeisterschaften bzw. World Cups und vier Europameisterschaften (Kanupark am Markleeberger See, o.D).

Ein weiterer Impuls der Leipziger Bewerbung war der Bau einer neuen Judohalle, die heute dem Olympiastützpunkt dient und als Trainingsstätte bei großen Wettkämpfen sowie als Wettkampfstätte für Jugendmeisterschaften verbesserte Bedingungen für die Kaderathleten bietet (Tzschoppe, 2019).

Abbildung 2: Olympiapark München



(Christoph Keil/Unsplash)

Mit über 215 Millionen Besuchern seit der Eröffnung 1972 und seiner hohen Anziehungskraft für Spitzenevents (341 Events im Jahr 2011, 399 im Jahr 2018, davon 33 Weltmeisterschaften, 12 Europameisterschaften, über 100 Deutsche Meisterschaften) ist der *Olympiapark München* heute als weitergeführtes Erbe der Olympischen und Paralympischen Spiele 1972 ein international bekanntes Veranstaltungszentrum und bedeutende touristische Attraktion. Münchens Olympiabewerbung 2018 rückte den Olympiapark noch einmal als sportliches olympisches Erbe in den Fokus (Olympiapark München, 2018).

Weiterhin gelten Münchens Olympiaplanungen für 2018 zumindest als Katalysator für den Bau einer neuen Mehrzweckhalle am Standort des

2015 abgerissenen Olympia-Radstadions, die mit der Eröffnung (voraussichtlich 2022) zur neuen Heimspielstätte des EHC München und des Basketballteams des FC Bayern München werden und 11.500 Besuchern Platz bieten soll (ARGE München 2018, 2011).

Der Masterplan *Active City* ist als unmittelbarer Effekt aus der Olympiabewerbung Hamburgs 2024 hervorgegangen und enthält über 20 Infrastrukturprojekte für den Sport, die bis zum Jahr 2024 umgesetzt werden sollen.

Bereits im Stadtbild sichtbar sind unter anderem Bewegungsinselfür das wohnortnahe Sporttreiben im öffentlichen Raum.

Ebenfalls realisiert wurde die im Masterplan empfohlene neue Dachkonstruktion für das Stadion am Rothenbaum. Veranlasst durch die Beachvolleyball-Weltmeisterschaft 2019 bringt sie der Stadt weitere Eventpotenziale (Senatskanzlei Hamburg, 2016).

Stadtentwicklungs- & Wohnungsbauprojekte

Die Olympiabewerbung Hamburg 2024 war u.a. als Katalysator für den städtebaulichen *Sprung über die Elbe* geplant. Während der Olympiabewerbung wurde ein Planungsstand für die Bebauung des *Kleinen Grasbrooks* erreicht, der nach Bewerbungsende in Teilen umgesetzt wird. Darin zeigt sich die politische Kraft, die eine Bewerbung um Olympische und Paralympische Spiele auch im Bereich der Stadtentwicklung entfalten kann.

Im Zuge der Bewerbung wurde ein planungsreifes Wohnentwicklungskonzept ausgearbeitet und wird aktuell, wenn auch in geänderter Form, umgesetzt. Das Konzept beinhaltet unter anderem 3.000 Wohnungen, die Schaffung von 16.000 Arbeitsplätzen, Hallensportflächen und eine vier Kilometer lange Promenade mit Freiflächen für den Sport im öffentlichen Raum, womit mehr Wohnraum und Lebensqualität geschaffen werden (Richter, 2018).

Auch einige der Planungsansätze, die während der Olympiabewerbung Leipzig 2012 für die urbanen Räume zwischen den Spielstätten entwickelt worden waren, werden von der Stadt Leipzig bis heute weiterverfolgt. So wurde bis zum Frühjahr 2021 der neue Stadtteil *Lindenauer Hafen* realisiert, der ursprünglich als Olympisches Dorf vorgesehen war (Pawlik, 2020). Ein anderes Beispiel ist die Wiederöffnung des alten Elster-Flussbettes samt Ausbildung eines Stadthafens, der auch von Sportbooten genutzt wird.

Die Olympiabewerbung München 2018 sah ursprünglich ein Pressezentrum für bis zu 1.500 Medienvertreter sowie ca. 450 Wohnungen vor. Ein Teil der Pläne, die für das damalige *Mediendorf* erstellt wurden, wird derzeit städtebaulich in aktualisierter Form umgesetzt und schafft damit auch für die Landeshauptstadt München neuen Wohnraum (Zurek & Schöne, 2020, S. 7).

Bekanntheit

Auch wenn keine der deutschen Bewerberstädte als Ausrichterstadt Olympischer und Paralympischer Spiele im Blick der nationalen und internationalen Öffentlichkeit stand, trugen die Bewerbungen dazu bei, die Aufmerksamkeit und Bekanntheit der Städte in verschiedenen Bereichen national wie auch international zu beeinflussen.

Abbildung 3: Stadtbild Leipzig



(Stadt Leipzig)

Die Olympiabewerbung Leipzigs hatte ihren Anteil daran, dass eine gemeinsame Vision für die Stadt entwickelt wurde, die innovativ und vorwärtsdenkend ist und die mittelbar zu mehr Lebensqualität beiträgt.

Als Folge daraus erhöhte sich Leipzigs Attraktivität national und international signifikant.

Auch wenn der Zusammenhang zur Olympiabewerbung nur mittelbar besteht, verzeichnet Leipzig heute das schnellste Wachstum in Deutschland. Innerhalb von nur zehn Jahren wuchs die Stadtbevölkerung um fast 100.000 Menschen. Aktuell liegt das Wachstum bei rund 4.000 Menschen pro Jahr und bis zum Jahr 2035 wird mit einem Einwohnerplus von 16 Prozent gerechnet (Heinemann et al., 2019). Daneben platziert sich Leipzig seit der Bewerbung in nationalen Städterankings und als Tourismus-Destination deutlich erfolgreicher:

- *HWWI-Städteranking*: 2008: Platz 25 bzw. 2019: Platz 2
- *Quality of Living City Ranking*: 2019: Platz 60 (Top 231)
- seit 2011 in den Top 10-Standorten im Bereich der Übernachtungen (Platz 2) und dem Ausbau der Bettenkapazitäten (Platz 1)
- 2018 wurde wiederholt ein neuer Rekord von 3,4 Millionen Übernachtungen erreicht

Berlin war und ist unabhängig von der Bewerbung eine Hauptstadt von Weltruf. Die Bewerbung half Berlin jedoch, lokal, national und international noch stärker als Sportmetropole wahrgenommen zu werden und damit die Sportwirtschaft zu stärken und die Bekanntheit der international vertretenen Vereine zu erhöhen. Dies spiegelt sich unter anderem in den Umsätzen der Sportwirtschaft wider, die in den Jahren von 2000 bis 2010 um 43 % gestiegen sind (Maennig, 2012).

Hamburg bewarb sich mit dem als Erbe der Olympiaplanungen aufgestellten *Masterplan Active City* bei der TAFISA (The Association For International Sport for All) erfolgreich um den Titel der *Global Active City*. Mit der vom IOC unterstützten Zertifizierung gilt Hamburg als weltweites Vorbild darin, seine Bürger in Bewegung zu bringen. Neben Buenos Aires, Lillehammer, Liverpool, Ljubljana und Richmond gehört Hamburg zu den ersten Städten, die diese Auszeichnung erhalten haben. Die Zertifizierung erhöhte Hamburgs Bekanntheit in der internationalen Breitensportlandschaft bedeutend (Senatskanzlei Hamburg, 2016).

Netzwerk

Die erhofften internationalen Netzwerk-Effekte im und über den Sport konnten durch die deutschen Bewerbungen um Olympische und Paralympische Spiele nicht festgestellt werden. Jedoch gaben einige der Bewerber

bungsverfahren einen Anstoß für lokale Vernetzungen der Akteure im Sport sowie für Netzwerke des Sports mit anderen städtischen Akteuren.

Abbildung 4: Active City Hamburg



(Lars Wehrmann/Helga Cup)

Die Bewerbung Hamburgs hatte eine unterstützende Wirkung für eine stärkere Vernetzung innerhalb des Sports und für die Rolle des Sports in der Stadtentwicklung. Über die während der Bewerbungsphase entstandenen Kooperationen und Kontakte gelang es dem Sport, heute stärker in Stadtentwicklungsprojekte und politische Gremien eingebunden zu sein.

Die vom Hamburger Senat während der Olympiabewerbung eingerichtete Lenkungsgruppe der Staatssekretäre aller Senatsverwaltungen wurde von der Senatskanzlei als bewährte Struktur zum regelmäßigen Austausch über Querschnittsthemen wertgeschätzt und noch lange über die Bewerbung hinaus als Gremium beibehalten (Senatskanzlei Hamburg, 2016).

Die Olympiabewerbung Berlin 2000 war die Initialzündung für ein Wirtschaftsnetzwerk zur Vermarktung der Stadt, u.a. über den Sport (Dahms et al., 2019). Aus der *Olympia 2000 Marketing* entstand 1994 die *Partner für Berlin Gesellschaft für Hauptstadt Marketing mbH* und 2013 durch die Fusionierung mit der Technologiestiftung Berlin schließlich die *Berlin Partner für Wirtschaft und Technologie GmbH*. Die mit über 280 Partnern

vernetzte Gesellschaft vermarktet die Stärken und Zukunftschancen von Berlin regional, national und international und macht die Hauptstadt zu einer starken Marke.

Seit der gescheiterten Bewerbung für die Spiele 2000 setzt die Hauptstadt stärker auf eine internationale Vernetzung im Sport, richtet verschiedene Netzwerkveranstaltungen aus (bspw. diverse sportwissenschaftliche Kongresse in den 1990er Jahren, *SportAccord 2005*, *Laureus World Sports Awards 2020*) und präsentiert sich auf solchen und bemüht sich um die Ansiedlung nationaler und internationaler Sportorganisationen in Berlin (bspw. *ICSSPE – International Council for Sport Science and Physical Education*) (Dierker, 2017). Diese internationale Vernetzung trägt dazu bei, dass sich die Sportmetropole Jahr für Jahr hochkarätige Sportgroßveranstaltungen sichert.

Sportentwicklung

Im Bereich der Sportentwicklung brachten die Bewerbungen vielfältige Effekte hervor, wenngleich eine Ausrichtung der Spiele sicherlich noch deutlich stärkere Wirkungen hätte erzielen können. Einige Standorte nutzten die Bewerbungserfahrung zur konzeptionellen Neudefinition ihrer sportpolitischen Schwerpunkte. Zudem wurden über die Standorte hinaus bedeutende Entwicklungen in allen Bereichen der nachhaltigen Sportentwicklung angestoßen.

Einer der signifikantesten Effekte im Bereich der Sportentwicklung lässt sich aus der Interessensbekundung Berlins für die Olympiabewerbung 2024 erkennen. Aus einem Zusammenschluss von rund 50 Vertreter*innen aus Politik, Wirtschaft, Kirche und Sport ist die *Berliner Sporterklärung* hervorgegangen. Sie verfolgt das Ziel, die Bedeutung des Sports und seine integrative Kraft zu fördern. Die verlorene nationale Bewerbung 2024 wurde zum konkreten Anlass genommen, strategische Konzepte für die zielgerichtetere Ausrichtung der Sportförderung in Berlin zu erarbeiten, die in der aktuellen Sportpolitik Anwendung finden und mit dem Stadttrendite-Konzept aktuell ein Benchmark im deutschen Sport darstellen (Senatsverwaltung für Inneres und Sport, 2021):

- Sport in Berlin – Perspektiven der Sportmetropole 2024
- Sport in Berlin – Berliner Leistungssportkonzept 2024
- Strategische (Neu-)Ausrichtung der Veranstaltungsförderung in Berlin (Stadttrendite-Konzept)

Abbildung 5: Die Finals Berlin 2019



(Die Finals Berlin)

Berlin hat damit vor allem im Bereich der Veranstaltungsförderung eine erfolgreiche Entwicklung genommen und nutzt die jedes Jahr stattfindenden zahlreichen renommierten nationalen und internationalen Sportformate strategisch und nachhaltig für die Sport- und Stadtentwicklung (Dahms et al., 2019).

Auch die Hamburger Olympiabewerbung hinterließ sichtbare Spuren im Bereich der Sportentwicklung. Mit dem *Masterplan Active City* wurde die 2011 entwickelte Dekadenstrategie *HAMBURGmachtSPORT* um ein Handlungskonzept mit konkreten Projekten in den Bereichen Schul- und Vereinssport, Sport im öffentlichen Raum, Sport für Alle, Nachwuchsleistungssport und Spitzensport erweitert. Der Masterplan baut auf Ideen und Konzepten auf, die im Rahmen der Bewerbung entwickelt wurden und nutzt diese als Anstoß für die Weiterentwicklung der Stadt und des Sports. Ein besonderer Fokus aller Aktivitäten ist dabei der Weg zu einer barrierefreien Stadt. Dabei sollen der barrierefreie Ausbau von Schulsportanlagen vorangetrieben und bestehende Sportanlagen zeitgemäß umgerüstet werden (Senatskanzlei Hamburg, 2016). In Leipzig brachte die Bewerbung verbesserte Bedingungen und mehr Möglichkeiten für die Ausrichtung nationaler und internationaler Sportveranstaltungen und erhöhte mit den entstandenen Infrastrukturen die Attraktivität für Spitzensportler*innen zusätzlich, wovon nicht zuletzt auch der Breitensport in verschiedenen Sportarten profitiert haben dürfte.

Als Idee der Olympiabewerbung setzt das Stadtgeschichtliche Museum bis 2021 die vom Sportmuseum Leipzig konzipierte Sportroute um. Ausgewählte Standorte werden in einer *Stadthistorischen Sportroute* in Szene gesetzt und sichern dem Sport fortwährend Aufmerksamkeit. Zu den

insgesamt 22 Stationen gehören unter anderem das Sportforum Leipzig, wo der Olympiapark als größter Sportcluster der Spiele geplant war, und die *Regattastrecke Am Elsterwehr*, auf der im Jahr 2012 die Ruderwettbewerbe stattfinden sollten (Demmig, 2018).

Fazit

Unabhängig vom Erfolg bringen Bewerbungen um Olympische und Paralympische Spiele Menschen aus Sport, Politik, Wirtschaft und Gesellschaft dazu, eine gemeinsame langfristige Vision für ihre Stadt bzw. Region zu entwickeln. Auch wenn die daraus entstehenden Effekte nicht immer unmittelbar nachweisbar sind, zeigen zahlreiche Beispiele die Wirkung vergangener Bewerbungen als Katalysatoren für verbesserte Infrastruktur, Bekanntheit, Netzwerke und Sportentwicklung.

Die Städte machten sich die Bewerbung in unterschiedlichen Bereichen eigeninitiativ zu Nutzen. Die Gesamtbetrachtung aller aufgeführten Bewerbungseffekte der vergangenen deutschen Bewerbungen und nationaler Bewerbungsanläufe lässt erkennen, dass der Sport und die Bewerbungsstandorte auch ohne internationalen Bewerbungserfolg durchaus von einer Bewerbung profitieren können. Mit einem strategischeren Vorgehen und einem klaren Bekenntnis zur Nachhaltigkeit dürften sich für zukünftige Bewerbungen sogar noch unmittelbarer Effekte erzielen lassen.

Literatur:

- ARGE München 2018 (2011). *Das München 2018 Bewerbungserbe*. München (Internes Arbeitspapier der München 2018 Bewerbungsgesellschaft).
- Dahms, C., Dierker, H., Härtel, T., Niroomand, K., Strauven, J., & Teuffel, F. (2019). *Was haben die beiden Berliner Olympiabewerbungen gebracht?* Berlin (Internes Arbeitspapier der an der Bewerbung beteiligten Akteure).
- Demmig, M. (2018). *Neue Sportroute erzählt die 200-jährige Sportgeschichte in Leipzig*. Abgerufen am 10.03.2021 unter <http://www.cdu-leipzig-mitte.de/2018/12/neue-sportroute-erzaehlt-die-200-jaehrige-sportgeschichte-in-leipzig/>
- Dierker, H. (2017). Visionär und nachhaltig. In D. Dumon, Hofmann, A. R., Dikemüller, R., Koenen, K., Bailey, R., & Zinkler, C. (Hrsg.), *Passionately Inclusive: Towards Participation and Friendship in Sport* (S. 37f.). Münster: Waxmann Verlag.

7. Energie (2014). *Stiftung für die nachhaltige Entwicklung der Bergregionen*. Abgerufen am 12.12.2020 unter <http://www.fddm.ch/de/aktionen-beratung/gemeinden/7-energie/>
- Heinemann, J., Naber, M., & Schultz, A. (2019). *Methoden und Ergebnisse der Bevölkerungsvorausschätzung 2019*. Leipzig: Stadt Leipzig, Amt für Statistik und Wahlen.
- Interreg-Projekt Ecostations, (2014). *Stiftung für die nachhaltige Entwicklung der Bergregionen*. Abgerufen am 12.12.2020 unter <http://www.fddm.ch/de/vorteile/zusammenarbeit/referenzen/interreg-projekt-ecostations-216>
- IOC (2011). *Beyond the bid, thriving today. Legacies of Bidding for the Olympic Games*. Lausanne (Unternehmensarchiv PROPROJEKT).
- Kanupark am Markleeberger See (o.D). *Event-Rückblick*. Abgerufen am 10.03.2021 unter <https://kanupark-markleeberg.com/events/>
- Maennig, W. (2012). *Sportwirtschaftsbericht Berlin. Gesamtwirtschaftliche Bedeutung des Sports in Berlin*. Hamburg: Universität Hamburg.
- Olympiapark München (2018). *Geschäftsbericht 2018*. München: Olympiapark München GmbH.
- Pawlik, P. (2020). *HAFEN EINS Leipzig am Lindenauer Hafen feiert Richtfest*. Abgerufen am 10.03.2020 unter <https://www.immobilien-aktuell-magazin.de/topics/hafen-eins-leipzig-neubau-am-lindenauer-hafen/>
- Richter, S. (2018). Reif für die Insel. *Süddeutsche Zeitung*. Abgerufen am 10.03.2020 unter <https://www.sueddeutsche.de/geld/hamburg-reif-fuer-die-insel-1.3939400>
- Senatskanzlei Hamburg (2016). *Masterplan Active City. Für mehr Bewegung in Hamburg*. Hamburg.
- Senatsverwaltung für Inneres und Sport (2021). *Veröffentlichungen, Formulare, Rechtsvorschriften*. Abgerufen am 10.03.2021 unter <https://www.berlin.de/sen/inneres/sport/sportmetropole-berlin/broschueren-flyer-rechtsvorschriften/>
- SlowUp Wallis (2014). *Stiftung für die nachhaltige Entwicklung der Bergregionen*. Abgerufen am 12.12.2020 unter <http://www.fddm.ch/de/vorteile/ereignisse/laufende-projekte/slowup-wallis-96>
- SWC-Berlin (2021). *Wettkampfhalle*. Abgerufen am 10.03.2021 unter <https://swcberlin.de/event-guide/wettkampfhalle/>
- Tzschoppe, P. (2019). *Leipzig 2012 – Die Bewerbung um Olympische und Paralympische Spiele und was von ihr bleibt*. Leipzig (Internes Arbeitspapier der an der Bewerbung beteiligten Akteure).
- Zurek, B., & Schöne, M. (2020). *Die Landeshauptstadt München und die Olympischen Spiele*. München (Internes Arbeitspapier der an der Bewerbung beteiligten Akteure).

OLYMPIA INSIDE – Blickwinkel auf Olympia

„Fitnesssport ohne den Leistungsgedanken würde mich nicht glücklich machen“

Thomas Röhler

Der Leichtathlet Thomas Röhler wurde in der Disziplin Speerwurf fünf Mal Deutscher Meister sowie Europameister 2018. Seinen sportlichen Höhepunkt erreichte er bisher mit dem Gewinn der Olympischen Goldmedaille bei den Olympischen Spielen 2016 in Rio de Janeiro.

Als ich 2016 bei meiner ersten Teilnahme an den Olympischen Spielen in Rio de Janeiro die Goldmedaille gewonnen hatte, hätte ich eigentlich meinen Speer in die Ecke stellen können. Mehr kann man in meiner Sportart nicht erreichen, der Sieg auf olympischem Parkett ist die absolute Krönung einer Sportlerkarriere. Dennoch genieße ich jeden Tag meinen Sport und das Training – und das, was ich mithilfe meiner Stellung als Sportler bewirken kann.

Wenn man an das Bildungspotenzial der Olympischen Idee denkt, hat man zunächst den Dreiklang der Olympischen Werte Exzellenz, Freundschaft und Respekt vor Augen. Deren universelle Bedeutung und Strahlkraft macht für mich mit Aspekten wie der Größe des Events, seiner gewachsenen Historie und dem Zusammentreffen unterschiedlichster Kulturen die besondere Bedeutung Olympischer Spiele aus. Diese Werte empfinde ich keineswegs als überholte romantische Idee, die der Wirklichkeit des knallharten Wettbewerbs hinterherhinkt. Von der überwiegenden Mehrheit der Sportler*innen werden die Olympischen Werte tagtäglich gelebt.

Für mich stellen diese Werte in ihrem Dreiklang eine wichtige Norm dar, die auch über den Sport hinaus Relevanz hat. Gerade das Zusammenspiel dieser Werte ist es, das ihre Bedeutung ausmacht. Einzeln mögen sie zwar lobenswert sein, ihre volle Wirkung entfalten sie aber gemeinsam. Wo Freundschaft nicht mehr greift, kommt der Respekt zum Tragen, und gemeinsam halten sie auch die Exzellenz im Sinne eines positiven Wettbewerbsdenkens in einem vernünftigen Rahmen.

Bei der Vermittlung dieser Werte bin ich gespannt, wo die Reise hingeht. Einerseits bin ich sehr skeptisch, was Begleitprogramme bei den Olympischen Spielen angeht, ob für Athlet*innen oder Publikum. Wer zu den Wettkämpfen kommt, möchte Höchstleistungen bringen oder ihnen

als Zuschauer*in beiwohnen, da sind alle anderen Aspekte zweitrangig. Die Olympiade andererseits, die vier Jahre zwischen den Spielen, bietet für mich große Potenziale. Hier könnte ich mir viele Ansätze für neue Konzepte vorstellen, ob nun im digitalen Bereich, auf Social Media oder mit Eventcharakter. Auch viele Athlet*innen sind sicherlich offen und bereit, sich gerade in diesem Zeitraum noch stärker mit ihrer Rolle als Vorbilder auseinanderzusetzen. Denn natürlich sind wir die Projektionsfläche für die Ideale des Sports, ohne, dass das allen Aktiven immer bewusst ist. Viele haben diese Werte schon so verinnerlicht, dass sie ihnen in gewisser Weise banal erscheinen. Daher wäre es ein sinnvoller Schritt, unter Athlet*innen noch einmal das Bewusstsein zu schärfen, wie viel Positives sie mit ihrem guten Beispiel bewirken können.

Die Werte, deren Vermittlung und die Rolle als Vorbild stellen aus Athlet*innensicht gewissermaßen die Außenperspektive dar. Ebenso entscheidend ist aber die Innensicht und das Bildungspotenzial, das eine leistungssportliche Biografie für jede*n Einzelne*n bereithält.

Das Leben als Leistungssportler*in bietet besondere Herausforderungen. Ein hohes Maß an Beharrlichkeit und Disziplin sind elementare Grundvoraussetzungen für eine erfolgreiche Laufbahn. Höhepunkte und Wettkämpfe sind eher die Ausnahme, die Vorbereitungszeiten ohne öffentliche Aufmerksamkeit oder externe positive Bestätigung überwiegen. Während des ersten Lockdowns aufgrund der Corona-Pandemie 2020 wurde mir klar, wie viele Menschen immer noch ein verzerrtes Bild vom Leistungssport besitzen. Insbesondere über die Social-Media-Kanäle haben mich viele Rückmeldungen von Menschen erreicht, die unser Training (-spensum) ohne Zuschauer in leeren Stadien sehr bemerkenswert fanden. Dazu braucht es für Speerwerfer aber keine Pandemie, das ist Alltag – und der ist im Leistungssport oft ein einsamer.

Ich für mich habe damit meinen Umgang gefunden und finde im täglichen Training meine eigenen Höhepunkte. „Love the process“ klingt etwas klischeehaft, trifft es aber für mich sehr gut – auch ein sehr ungemütliches Wintertraining kann mir große Freude bereiten. Mit einem klaren Ziel vor Augen weiß ich sehr genau, wofür ich Strapazen auf mich nehme und kann mich damit identifizieren. Reiner Fitnesssport hingegen, ohne den Leistungsgedanken und eine klare Zielsetzung, würde mich kaum erfüllen und glücklich machen können.

Darüber hinaus bin ich aber auch sehr stark in die Trainingssteuerung involviert und empfinde gerade diese sehr bewusste Auseinandersetzung mit dem eigenen Leistungsvermögen als eine große Quelle der Motivation. Während wir langfristig natürlich mit Rahmenplänen arbeiten, haben wir uns in der täglichen Arbeit von starren Plänen verabschiedet und steuern

die Belastungen im engen Austausch zwischen Sportlern und Trainern. Im Dialog versuchen wir jeden Tag erneut, unser „tägliches Optimum“ zu finden. Das spornt unglaublich an.

Weiterhin benötigen Sportler*innen eine hohe Kompetenz im Umgang mit sportlichen Misserfolgen. Gerade junge Athlet*innen müssen lernen, ihren Umgang damit zu finden und diese Erlebnisse produktiv für ihre Weiterentwicklung zu nutzen. Im Laufe der Jahre habe ich für mich Abstand von der Dichotomie „Sieg – Niederlage“ genommen und arbeite stattdessen lieber mit den Begriffen „erfolgreich“ und „mislungen“. Sieg und Niederlage charakterisieren für mich das Ergebnis – erfolgreich kann für mich aber eben auch ein technisch sehr sauberer Wurf sein, dem die Weite fehlt. Wenn ich jeden misslungenen Wurf als schmerzhaftes Niederlage empfinden würde, wäre selbst für einen Olympiasieger der Trainingsprozess ein sehr unglücklicher.

So aber erlebe ich meinen Sport und die Möglichkeit, diesen als Beruf ausüben zu können, als riesiges Geschenk. Das möchte ich so lange machen, wie ich noch als gesunder Mann abtreten kann. Es gab genügend negative Beispiele, die mir eine Warnung sind – ich möchte mich auch nach der Karriere noch schmerzfrei bewegen können.

Ob ich meinem Sohn dazu raten würde, Leistungssport zu machen, kann ich allerdings nicht beantworten. Ich würde ihn definitiv nicht davon abhalten, wenn der Wunsch, es zu versuchen von ihm kommt. Für mich war dieser Weg der richtige. Aber die Beantwortung dieser Frage hängt in meinen Augen ganz eng mit der Entwicklung zusammen, die der olympische Sport in den kommenden Jahren gerade auch gesellschaftlich nehmen wird. Kann ein Heranwachsender künftig noch die Begeisterung für den Sport entwickeln, die mich geprägt hat? Bekommen Leistungssportler*innen dann auch gesellschaftlich noch die Anerkennung, nach der Menschen nun einmal streben? Viele Entwicklungen lassen mich daran zweifeln.

Dennoch versuche ich jeden Tag, mich dafür einzusetzen, dass der Sport auch in der Breite der Bevölkerung wieder den Stellenwert erlangt, den er in meinen Augen verdient. Der Olympiasieg, so pragmatisch das klingen mag, ist dabei für mich in erster Linie ein „Ermöglicher“. Er öffnet mir Türen, die mir sonst vielleicht verschlossen geblieben wären, und verleiht meiner Stimme mehr Gehör. Die Wurfweite und die Lust an der Auseinandersetzung mit dem eigenen Körper und dem Messen mit anderen sind nicht mehr die alleinigen Ziele. Ich betreibe meinen Sport auch, weil er mir weiterhin die Plattform gibt, Menschen zu erreichen, mich in die öffentliche Meinungsbildung einzubringen und womöglich den ein oder

Thomas Röbler

anderen dort draußen zu inspirieren. Und so habe ich genug Gründe, auch nach meinem Olympiasieg weiter Speer zu werfen.

Hero-Geschichten: Vorbilder für die ganze Gesellschaft

Janne Müller-Wieland

Janne Müller-Wieland ist Hockeyspielerin und Spielführerin der deutschen Hockey-Nationalmannschaft. Neben Titeln als Welt- und Europameisterin (2018 & 2013) und mehrfache deutsche Meisterin war ihr bislang größter internationaler Erfolg der Gewinn der Bronze-Medaille bei den Olympischen Spielen 2016 in Rio de Janeiro. Dafür wurde sie mit ihrem Team mit dem Silbernen Lorbeerblatt ausgezeichnet.

Um den olympischen Traum zu leben, benötigt es mehr als sportliche Höchstleistung. Als Spitzensportlerin in Deutschland bin ich mit vielen verschiedenen Herausforderungen und Spannungsfeldern konfrontiert. Ich muss nicht nur sportliche Hürden meistern, sondern mich auch immer wieder mit meiner Zukunft nach dem Sport auseinandersetzen und gleichzeitig aushalten, dass viele Menschen meinen Lebensinhalt die meiste Zeit sehr kritisch betrachten. Dennoch würde ich mich immer wieder für meinen Weg und den Leistungssport entscheiden – ich wäre sonst nie die geworden, die ich bin.

Dieser Weg hat mich dreimal zu Olympischen Spielen geführt: 2008 in Peking, 2012 in London und 2016 in Rio de Janeiro konnte ich sehr unterschiedliche Spielarten des olympischen Traums kennenlernen. Und obwohl ich ihn mir schon mehrfach erfüllt habe, ist er immer noch sehr präsent. Olympische Spiele sind einfach das Nonplusultra im Sport. Zum einen ist gerade im Hockey die Leistungsdichte durch die begrenzte Anzahl der Teams unglaublich hoch und schon die Teilnahme an den Olympischen Spielen stellt einen großen Erfolg dar. Zum anderen aber lebt für mich das Flair Olympischer Spiele von der Begegnung mit anderen: Die Zeit im Olympischen Dorf, wo wir unter Gleichgesinnten leben, habe ich immer sehr genossen. Die große Offenheit, die ich dort zum einen sportartübergreifend im deutschen Team, zum anderen aber auch im internationalen Kontakt mit anderen Nationen erlebt habe, ist für mich einzigartig. Die Sportler*innen im Olympischen Dorf haben alle einen langen Weg mit vielen Höhen und Tiefen hinter sich. Verzicht und Disziplin, aber auch eine große Leidenschaft für ihre jeweiligen Sportarten sind Aspekte, die alle miteinander teilen. Der Respekt für die Leistung der anderen ist allgegenwärtig. Egal, aus welcher Kultur man kommt, welchen

Sport man betreibt oder wie bekannt man ist – alle können sich auf einen gemeinsamen Nenner, das Athlet-Sein, verständigen. Das verbindet.

Natürlich gibt es am Ende auch unglaublich viele, die diesen Weg nicht zu Ende gehen konnten und vorher aufhören. Dem olympischen Sport wird daher ja auch bisweilen vorgeworfen, sich von der Gesellschaft und seinen Wurzeln entfremdet zu haben. Gerade die Athlet*innen aber, die es dann am Ende nach ganz oben geschafft haben, können mit ihren Hero-Geschichten in meinen Augen ein sehr wertvolles Vorbild sein – für die ganze Gesellschaft. Das sind junge Menschen, die an ihren Traum glauben und bereit sind, dafür alles in die Waagschale zu werfen, obwohl damit gerade auch finanziell große Einschränkungen verbunden sind. Das finde ich nach wie vor sehr inspirierend.

Diesen positiven Erfahrungen steht im Alltag oft eine ablehnende bzw. geringschätzige Haltung gegenüber, wenn es um Olympische Spiele im Speziellen oder auch um Spitzensport im Allgemeinen geht. Gerade Aspekte wie fehlende Transparenz oder Dopingskandale werfen immer wieder ein schlechtes Licht auf die Olympische Bewegung. In großen deutschen Tageszeitungen entsteht manchmal der Eindruck, Olympische Spiele seien komplett korrupt und überflüssig. Selbstverständlich sind das unglaublich wichtige Aspekte, über die auch berichtet werden muss. Aber Olympische Spiele sind eben auch Schauplatz von Völkerverständigung und Austausch, von sauberen sportlichen Spitzenleistungen und beeindruckenden Fair Play Gesten. Viele Sportler*innen füllen die Erwartungen an ihre Rolle als Vorbilder mit Leben und geben so Kindern und Jugendlichen eine positive Orientierung. Das geht mir zu oft unter, da sollte die Berichterstattung eine Balance finden.

Diese Tendenzen in der öffentlichen Diskussion schlagen sich auch im verhältnismäßig niedrigen Standing nieder, das man als Topathlet*in in Deutschland im Vergleich zu anderen Nationen genießt. Während in den USA Topathlet*innen Stipendien für die besten Unis bekommen, fällt man hier mitunter durch, wenn man wettkampfbedingt eine Klausur nicht mitschreiben kann. Natürlich sollen wir alle vier Jahre unseren Anteil zum Medaillenspiegel beitragen und genießen es dann auch, wenn das ganze Land mit uns mitfiebert. Aber im Anschluss verpufft dieser Effekt oft schnell wieder und die Anerkennung für die Herausforderungen, die man als Leistungssportler*in besonders im Alltag und abseits der öffentlichen Aufmerksamkeit zu bewältigen hat, bleibt in Teilen der Gesellschaft überschaubar.

Als wir in Rio die Bronzemedaille geholt und das im Anschluss in Hamburg gefeiert haben, kam tatsächlich jemand vorbei und meinte: „Ich will mitfeiern, die Chance teilzunehmen habe ja auch ich mit meinen

Steuergeldern bezahlt.“ Solche Äußerungen, oder wenn dir dann als Olympiateilnehmerin eine Unterschriftenliste gegen Olympia in Hamburg vorgelegt wird, machen uns Athlet*innen auch durchaus zu schaffen. Dabei haben wir so tolle Spitzensportler*innen in Deutschland. Wir müssten das auch als Gesellschaft viel stärker herausstellen und das Potenzial dieser positiven Geschichten besser nutzen, um die olympischen Werte in die Gesellschaft zu tragen.

Bei allen Unsicherheiten, die der Job als Leistungssportlerin und die Jagd nach dem olympischen Traum mit sich bringt: Ich würde mich jederzeit wieder dafür entscheiden. Wenn ich reflektiere, was mich als Mensch geformt hat und wo ich für mein Leben auch nach der Karriere am meisten mitgenommen habe, dann sind das nicht die Seminare in der Uni, Bachelor oder MBA. Da stehen ganz klar die Erfahrungen aus dem Sport, der Umgang mit Siegen und Niederlagen oder Kritik, verinnerlichte Werte wie Fair Play und Respekt oder Begegnungen in internationalen Kontexten wie dem Olympischen Dorf an erster Stelle.

Das letzte Jahr im Lockdown hat noch einmal einen ziemlichen Einschnitt bedeutet. In dieser Unterbrechung des Alltags habe ich wieder deutlich gespürt, wie sehr ich das liebe, was ich mache. Bei aller Unsicherheit, die die Vorbereitung auf Tokio begleitete: Es gab so viel Positives auf dem Weg dorthin, dass es sich hundertprozentig gelohnt hat, noch einmal vollen Einsatz zu bringen, auf Dinge zu verzichten und sich durchzubeißen. Schon auf dem Weg zu den Spielen konnte ich meinen Traum leben!

Die Lust am Wettkampf

Niko Kappel

Niko Kappel ist ein paralympischer Leichtathlet der Startklasse F41 (Kleinwüchsige Athleten). Im Kugelstoßen gewann er bei den Paralympics 2016 in Rio de Janeiro die Goldmedaille sowie 2017 die Weltmeisterschaft in London. Zwei Mal wurde er zum Deutschen Behindertensportler des Jahres gekürt.

Wenn ich meinen Werdegang betrachte, hatte Sport schon immer einen sehr hohen Stellenwert in meinem Leben, fast im Gegensatz zur Tatsache, dass ich kleinwüchsig bin. Ich habe schon sehr früh gemeinsam mit allen anderen Fußball im Verein gespielt oder Leichtathletik betrieben. Inklusive Sportangebote gab es damals in der heutigen Form kaum und hätte ich auch nie für nötig befunden. Im Schwimmbad gab es vielleicht schon hin und wieder den ein oder anderen verwunderten Blick, wenn wir als Gruppe kamen – aber ich habe die Blicke damals, auch wenn das komisch klingt, nie auf mich bezogen. Auf die Idee, dass ein Kleinwüchsiger aus dem Rahmen dessen fällt, was die Leute zu sehen gewohnt sind, bin ich nicht gekommen.

Auch von sportlichen Hürden im wahrsten Sinne des Wortes habe ich mich nie abhalten lassen: Bockspringen war sicherlich nicht meine Paradedisziplin, aber es gab ja genug andere Herausforderungen wie etwa Bodenturnen, bei denen ich glänzen konnte. Neben meinem Elternhaus hat Sport sicherlich einen großen Anteil daran, dass ich meinen Weg immer mit einem gesunden Selbstbewusstsein gehen konnte. Ich habe früh gelernt: Jeder kann irgendetwas nicht und irgendetwas besonders gut. Sport ist diesbezüglich zwar erst einmal knallhart, aber er gibt einem eben auch den Anstoß, sich mit eigenen Stärken und Schwächen auseinanderzusetzen. Würden Marcel Nguyen und Robert Harting die Sportart tauschen, hätte das sicherlich einen gewissen Unterhaltungswert – Weltspitze erreichen aber auch diese beiden Ausnahmeathleten eben nur in ihrer jeweiligen Paradedisziplin. Mit der Tatsache, dass ich wohl keine Karriere im Basketball hinlegen werde, hatte ich jedenfalls früh meinen Frieden gemacht.

Mich auf einer gemeinsamen Bühne mit anderen Athleten zu messen, die über ähnliche Ausgangsbedingungen verfügen wie ich, war meine große Motivation zum Einstieg in den paralympischen Sport. Das große

Ganze hatte ich als junger Athlet nicht im Blick, das kam erst nach und nach. Mir ging es zunächst vor allem um den Wettkampf. Im Laufe der Jahre habe ich aber mehr und mehr realisiert, wie sehr gerade Themen wie Fair Play oder die Olympischen Werte in die Gesellschaft abstrahlen können und welche Rolle dabei Olympische Spiele und Paralympics als Aushängeschilder spielen. Als ich nach der Rückkehr aus Rio de Janeiro 2016 auf einmal zum Bundespräsidenten eingeladen wurde, ist mir diese Dimension erst so richtig bewusst geworden.

Möchte man die Olympischen Werte wirklich dauerhaft im Handeln von Kindern und Jugendlichen verankern, ist es in meinen Augen der falsche Weg, sie ausschließlich theoretisch zu thematisieren. Zentral ist es doch, dass sie im Sport erlebt werden. Der Schulsport spielt dabei für mich nach wie vor eine entscheidende Rolle. Auch wenn dessen Standing gerade in der aktuellen Zeit nicht besonders hoch ist: Im Schulsport werden für mich unglaublich viele soziale Kompetenzen entwickelt, die mindestens so wichtig sind wie mathematische Formeln. Der Respekt und gegenseitige Rücksichtnahme, Fair Play und der Umgang mit Niederlagen werden hier spielerisch eingeübt. Vor allem letzteres finde ich sehr entscheidend: Wenn ich nicht im Sport lerne, zu verlieren – wo soll ich es denn sonst lernen? Wenn ich jedenfalls für mich persönlich reflektiere, welche Aspekte mich in meiner Schulzeit am meisten geprägt haben und was bis heute geblieben ist, dann nehmen Werte und Erfahrungen aus dem Sport einen deutlich größeren Raum ein als das Wissen aus Lehrbüchern.

Natürlich haben auch wir Athlet*innen eine wichtige Rolle, wenn es um die Vermittlung der Werte geht. Wir stehen als Vorbilder im Rampenlicht und tragen damit eine besondere Verantwortung für unser Verhalten. Viele Menschen sehen zu uns auf und orientieren sich an dem, was wir tun. Das heißt aber nicht, dass wir keine Fehler machen dürfen. Fehler sind menschlich und kommen vor. Viele von uns leben Emotionen und stehen oft unter hohem Leistungsdruck. Es ist fast nicht zu verhindern, dass man angesichts dieser Bedingungen irgendwann einmal ein bisschen aus der Rolle fällt. Wichtig ist dann aber die Reaktion: Wie gehe ich damit um, wie positioniere ich mich auch öffentlich? So kann man vielleicht mit einem Fehler beziehungsweise dem reflektierten Umgang damit dann auch noch Positives bewirken.

Die Goldmedaille bei den Paralympics in Rio 2016 hat meine sportlichen Ambitionen nicht geschmälert, im Gegenteil. Ich stecke mitten in der Vorbereitung auf die Wettkämpfe in Tokio und habe mich auch durch den Lockdown nicht aus dem Tritt bringen lassen. Auf unvorhergesehene Entwicklungen muss man mit einer gewissen Flexibilität reagieren, ohne deswegen gleich alle Pläne zu ändern. Erfolg stellt sich für mich oft vor

allem dann ein, wenn man seinen Weg mit einer gewissen Konsequenz geht.

Die Paralympics entwickeln sich stetig weiter und die Leistungsdichte steigt konstant an. Die Luft an der Spitze wird angesichts der nachrückenden starken Konkurrenz immer dünner, und ich genieße das. Denn nach wie vor ist der Wettkampf das, wofür ich brenne – und je spannender es wird, desto besser. Meine zweite Goldmedaille habe ich jedenfalls fest im Blick.

Der Weg ist es wert

Anna Schaffelhuber

Anna Schaffelhuber ist eine ehemalige Monoskibobfahrerin. In ihrer sportlichen Laufbahn nahm sie dreimal an den Paralympics teil und gewann dabei insgesamt sieben Goldmedaillen sowie je eine Silber- und Bronzemedaille. Die mehrfache Weltmeisterin und Gesamtweltcupsiegerin wurde 2020 vom Deutschen Behindertensportverband zur Para-Sportlerin des Jahrzehnts gekürt und arbeitet nach ihrem Rücktritt mittlerweile als Realschullehrerin.

Drei Paralympics-Teilnahmen, neun Medaillen, davon alleine fünfmal Gold in Sotschi 2014: In meiner Karriere habe ich mehr erreicht, als ich mehr das je hätte erträumen können. Ich durfte mein Land auf der großen Bühne der Paralympics präsentieren und kann noch heute meine Bekanntheit als Botschafterin meiner Sportart nutzen. Und auch wenn manche Aspekte der paralympischen Realität nicht immer den idealisierten Vorstellungen der Öffentlichkeit entsprechen, will ich diese Erfahrungen nicht missen.

Schon bei Olympischen Spielen ist der Unterschied in der medialen Wahrnehmung zu Welt- und Europameisterschaften enorm. Im paralympischen Sport ist das Gefälle noch extremer. Während einer normalen Saison fliegen wir da meist unter dem Radar, sodass die Paralympics für alle Athlet*innen eine enorme Bedeutung haben und eine wichtige Plattform darstellen, um den paralympischen Sport in die Gesellschaft zu tragen.

Dazu kommt, dass dort alle Wintersportdisziplinen vertreten sind. Viele Athlet*innen berichten von einem großen Gemeinschaftsgefühl auch über die eigene nationale Delegation hinaus. Leider konnte ich diesen völkerverbindenden Aspekt nie so ganz nachvollziehen. Für mich standen in den Tagen und Wochen rund um die Wettkämpfe zu viele sportliche und mediale Termine auf der Agenda, als dass für den Austausch mit anderen Nationen im paralympischen Dorf viel Zeit blieb.

Der Friedensgedanke war hingegen für mich unter den Sportler*innen gerade in Sotschi sehr präsent und gerade angesichts der damaligen Krim-Krise sehr beeindruckend. Die russischen und ukrainischen Sportler*innen saßen gemeinsam beim Essen und tauschten sich völlig entspannt und normal miteinander aus. Die Ebene des gegenseitigen Umgangs war eine

rein sportliche, die Politik spielte da nur für die Öffentlichkeit und in Interviewanfragen eine Rolle.

Das öffentliche Interesse an Äußerungen zu Themen abseits des Sports kann ich sehr gut nachvollziehen. Sportler*innen sind für viele Menschen Vorbilder, deren Aussagen aufgrund ihrer Popularität ein gewisses Gewicht haben. Wir können Themen eine Stimme geben, und ich habe diese Möglichkeit auch immer gerne für Themen genutzt, die mir am Herzen lagen. Es muss aber Grenzen geben, und mitunter habe ich mich da von Journalist*innen und Funktionär*innen auch etwas instrumentalisiert gefühlt. Gerade im direkten Umfeld der Wettkämpfe oder von Siegerehrungen muss die sportliche Leistung auch Thema genug sein.

Allgemein ist die Erwartungshaltung an Sportler*innen groß und für mich gerade im Leistungssport etwas zwiespältig. Sie sollen immer das Maximum ihrer Leistungsfähigkeit abrufen und möglichst viele Medaillen holen, dabei aber immer auch ein einwandfreies Verhalten zeigen und so Vorbild für Kinder und Jugendliche sein. Gerade als Pädagogin kann ich diesen Wunsch nachvollziehen, denn vorbildliches Verhalten strahlt ganz besonders auch auf die untersten Leistungsebenen und Altersklassen positiv ab. Die ehemalige Leistungssportlerin in mir sieht da aber auch die andere Seite. Denn um auf höchstem Level zu bestehen, benötigt es auch ein gewisses Maß an Egoismus. Gerade ein Wert wie Freundschaft stößt da unter direkten Konkurrent*innen durchaus an Grenzen und hat sich auch in meiner Karriere nie ganz verwirklichen lassen.

Trotz der Einschränkungen im Spitzensport würde ich die Relevanz der olympischen Werte immer wieder unterschreiben. Gerade im Breitensport- und Nachwuchsbereich liefern sie unglaublich wertvolle pädagogische Anknüpfungspunkte und können viel stärker mit Leben gefüllt werden, als das an der Spitze vielleicht der Fall ist. Und selbst dort konnte ich in Einzelsituationen feststellen, wie fest ein Wert wie Respekt auch auf höchstem Niveau verankert sein kann: In Sotschi etwa, als ich wegen eines vermeintlichen Startfehlers disqualifiziert wurde, setzten sich andere Nationen dafür ein, dass mein Lauf doch gewertet wurde. Für mich war dieser Respekt unter Konkurrent*innen fast so wertvoll wie die Goldmedaille.

Neben diesen großen Idealen sind es aber gerade auch die vermeintlichen Nebeneffekte einer leistungssportlichen Karriere, aus denen ich viel für mein Leben ziehen konnte. Der positive Umgang mit Niederlagen, aus denen ich immer viel mitnehmen konnte, hat mich sicherlich geprägt. Dazu musste ich schon in jungen Jahren lernen, meinen Alltag gut zu strukturieren und diszipliniert verschiedene Aufgaben zu bewältigen. Ich habe nie alles auf eine Karte gesetzt und mir zum Glück in

der Schule immer leichtgetan, sodass ich mir neben dem Sport etwas aufbauen konnte. Auch im Training selber konnte ich mich dank meiner Trainer*innen schon früh selbst einbringen, Dinge ausprobieren und den Prozess mitgestalten. Für meine Motivation war das ein wichtiger Faktor.

In meinem neuen Leben als Lehrerin kann ich diese Entwicklungen nun auch an einzelnen Schüler*innen beobachten, die sich in Richtung Leistungssport orientieren. Schon nach wenigen Wochen waren dabei deutliche Auswirkungen zu spüren: Sie hatten mehr Struktur gelernt und Werte wie Fair Play, Respekt und Teamplay wesentlich stärker verinnerlicht als zuvor. Leistungssport ist sicherlich kein Wundermittel, das möchte ich damit nicht ausdrücken. Wenn allerdings Kinder den Wunsch haben, es zu versuchen, würde ich sie immer dabei unterstützen. Auch wenn sie nicht ganz oben ankommen, können sie auf diesem Weg viel Positives mitnehmen.

Im Jahr 2019 habe ich meine aktive Karriere beendet und genieße es jetzt, ohne Leistungsdruck sportlich aktiv zu sein – auch wenn mitunter der Ehrgeiz immer noch die Oberhand gewinnt. Vielleicht gelingt es mir ja jetzt als Athletin im Ruhestand, auch den Aspekt der Völkerverständigung bei den kommenden Paralympics noch mehr aufzusaugen, als mir das in meiner aktiven Laufbahn gelungen ist. Denn unter den Zuschauer*innen, so wurde mir von meiner Familie gespiegelt, wurde der Gedanke der Völkerverständigung komplett gelebt. Gerade 2026, wenn die Paralympics nach Cortina d’Ampezzo und damit endlich wieder in eine traditionelle Wintersportregion kommen, wird es daher sicherlich ein tolles Erlebnis sein, die Wettkämpfe aus einer anderen Perspektive zu verfolgen.

Mit Herzblut und Leidenschaft

Mark Solomeyer

Der Special-Olympics-Athlet Mark Solomeyer erzielte in der Sportart Badminton seinen größten Erfolg mit der Goldmedaille bei den Special Olympics World Games 2007. Seit 2014 ist er Athletensprecher und Vizepräsident von Special Olympics Deutschland und vertritt seit 2007 als Vorsitzender des Werkstatt-Rates und Mitglied des Betriebs-Rates die Interessen von 650 Beschäftigten mit Behinderung.

Sport begleitet mich seit etlichen Jahren und bedeutet mir sehr viel – auf ganz unterschiedlichen Ebenen. Zuerst verbinde ich meinen Sport mit großer Freude und Spaß. Das ist der Grund für mich, Badminton zu spielen, daraus kann ich viel Energie ziehen. Ganz besonders wichtig dabei ist mir die Gemeinschaft mit den anderen Athlet*innen. Das ist sicherlich ein wichtiges Charakteristikum bei Special Olympics. „Gemeinsam stark“ – unser Motto ist für uns Programm. Wir treiben unseren Sport mit Herzblut und Leidenschaft und sind füreinander da.

Gerade bei den Special Olympics World Games spürt man, dass dieser Gedanke auch über Landesgrenzen hinausreicht. Wenn man mit fünf, sechs anderen Nationen in einem Hotel wohnt, freundet man sich schnell an. Da entstehen tolle Kontakte, man tauscht Jacken oder Pins und auch Freundschaften entstehen. Das beschränkt sich aber nicht nur auf die Aktiven. Jeder, der einmal bei den World Games im Publikum dabei war, sagt: „Das ist so toll, ich muss da wieder hin!“

Natürlich spielt auch Leistung bei den Special Olympics eine große Rolle, ist aber nicht das Wichtigste. Jeder soll im Rahmen seiner Möglichkeiten sein Bestes geben, Freundschaft und Fairness stehen aber klar an erster Stelle. Deshalb wird auch jede Leistung bei den Special Olympics anerkannt. Verlierer im engen Sinne gibt es bei uns gar nicht. Auch wenn wir nicht gewinnen, sind wir mit Leib und Seele dabei.

Bei den Special Olympics World Games in Shanghai 2007 habe ich gezeigt, dass das für mich keine Floskel ist. Ich lebe diesen Gedanken. Ich bin dort ganz bewusst mit einem Partner aus einer schwächeren Leistungsklasse im Doppel angetreten. Als wir dann zusammen die Bronzemedaille holten, war das für mich ein viel größerer Erfolg als die Goldmedaille im Einzel.

Dann ist natürlich auch Gesundheit ein wichtiger Punkt. Über den Sport konnte ich einen guten Umgang mit meinen körperlichen Beeinträchtigungen finden. Meinen Spitzfuß – ich konnte früher nur auf Zehenspitzen laufen – habe ich nicht zuletzt über das Training verbessern können. Auch meine Epilepsie kann ich nun besser kontrollieren. Das Training und der Austausch mit meinen Trainingspartner*innen geben mir geistige und körperliche Frische, von der ich im Alltag und in meinen Ehrenämtern sehr profitiere.

Denn Sport ist für mich als Athlet der Special Olympics nie eine Vollzeitbeschäftigung gewesen. Profis gibt es bei uns nicht. In meiner ganzen Sportlerlaufbahn war ich immer auch beruflich tätig und engagiere mich seit vielen Jahren nebenberuflich im Ehrenamt. Seit mehr als 16 Jahren bin ich Vorsitzender des Werkstatt-Rates. Als Athletensprecher setze ich mich seit 10 Jahren für unsere Athlet*innen ein, seit 2014 als „Vizepräsident Athleten“ auch im Präsidium von Special Olympics Deutschland.

Sport ist also auch eine Möglichkeit für mich, anderen zu helfen. Das war mir schon immer sehr wichtig. Ich möchte gerne mit gutem Vorbild vorangehen und andere beeinflussen, sich auch selbst zu engagieren. Dabei gibt es für mich zwei Richtungen, in die ich Einfluss nehmen kann: im Sport und über den Sport in der Gesellschaft.

Im Sport geht es mir zum einen darum, die Anliegen unserer Athlet*innen zu stärken. Das gelingt uns bei Special Olympics Deutschland sehr gut, da wir in den verschiedenen Gremien sehr gut vertreten sind. Das ist sicherlich auch für andere Teile unserer Gesellschaft vorbildlich. „Von Athleten, für Athleten“ – daran orientieren wir uns bei Special Olympics.

Zum anderen geht es mir aber auch darum, meinen Sport voranzubringen. Mir macht es große Freude zu sehen, wie die Leistungsdichte immer größer wird. Nicht erst seitdem die Leistungsklassen eingeführt wurden, muss ich mich mehr anstrengen, um meine Spiele zu gewinnen. Für mich ist es schön zu sehen, wie sich auch meine Gegner weiterentwickeln. Wo ich kann, gebe ich daher gerne Tipps und Hilfestellungen.

Der Gesellschaft wiederum können gerade Events wie die Special Olympics World Games 2023 sehr positive Impulse geben. Daran möchte ich mitwirken. Ich hoffe, dass sich dann vor allem auch die mediale Darstellung ändert. Wir sind Sportler*innen wie alle anderen auch. Das muss mehr transportiert werden. Damit gehen wir selbstbewusst um und erwarten daher, dass auch wir den Respekt bekommen, den wir anderen geben. Diesen Umgang lernt man nicht zuletzt im Sport, weswegen der Sport auch gut geeignet ist, das Thema Inklusion voranzutreiben. Die

Weltspiele sind außerdem ein guter Anlass, um Barrieren in Deutschland abzubauen und ein Bewusstsein für Themen wie *Leichte Sprache* zu schaffen. Das erleichtert das Zusammenleben für alle Menschen.

Sport hat für mich aus ganz unterschiedlichen Gründen schon immer eine große Rolle gespielt und wird das auch weiterhin tun. Gerade in Zeiten von Lockdown und Kontaktbeschränkungen merke ich, wie mir besonders der Kontakt mit meinen Mitspieler*innen und Freund*innen und das Gefühl fehlen, endlich wieder den Federball schlagen zu können. Ob ich bei den Special Olympics World Games noch einmal aktiv sein werde, weiß ich aktuell nicht. Da muss ich schauen, ob ich neben meinen anderen Aufgaben Zeit dafür finde. Mit Herzblut dabei sein werde ich auf jeden Fall.

„Ich habe den Leistungssport geliebt und gelebt“

Felicitas Merker

Felicitas Merker ist eine ehemalige deutsche Gehörlosensportlerin. Im Siebenkampf holte sie unter anderem bei den Deaflympics 2017 die Bronzemedaille oder Silber- bzw. Bronzemedailles (2015 und 2012) bei Europameisterschaften. Als Auszeichnung wurde ihr daraufhin das Silberne Lorbeerblatt verliehen.

Der Leistungssport war lange ein sehr wichtiger Bestandteil meines Lebens. Er hat mir viel gegeben, wofür ich immer dankbar sein werde. Ich durfte mein Land zweimal bei den Deaflympics, den vom IOC anerkannten Weltspielen der Gehörlosen, repräsentieren und konnte dabei einmal sogar die Bronzemedaille gewinnen. Nach meinem Karriereende bin ich dem Sport treu geblieben und versuche nun, einen Teil meiner Leidenschaft und positiven Erfahrungen weiterzugeben.

Begonnen hat alles ganz klassisch: Nach einer sehr erfolgreichen Teilnahme bei Bundesjugendspielen meldeten mich meine Eltern im Leichtathletikverein an. Das war ein ganz regulärer Verein ohne spezielle Angebote für Menschen mit einer Hörbehinderung, aber die Trainingsgruppe und meine Trainer*innen nahmen mich damals gleich toll auf.

Gerade in der Schulzeit war der Sport für mich immer ein wichtiger Anker. Ich war zwar eine sehr gute Schülerin und wurde auch von meinen Lehrer*innen aufgrund meiner Beeinträchtigung immer besonders gefördert. In der Klasse war aber gerade diese Vorzugsbehandlung auch der Grund für Neid und mitunter sogar für eine Form von Mobbing. Und obwohl mir das Lernen leichtfiel, war doch der Geräuschpegel in der Klasse immer eine große Herausforderung für meine Konzentration. Der Unterricht war daher oft sehr anstrengend für mich. Sobald ich aber nachmittags auf dem Sportplatz war und mich auspowern konnte, war das vergessen. Der Sport hat mir schon damals viel Energie gegeben.

Die Begeisterung für den Sport hat mich bis zu den Deaflympics gebracht. Ähnlich wie die Olympischen Spiele und die Paralympics zeichnen sich auch unsere Weltspiele durch ein ganz besonderes Flair aus. Wenn die verschiedenen Nationalitäten mit ihren unterschiedlichen Gebärdensprachen aufeinandertreffen, entsteht eine besondere Stimmung.

Menschen mit einer Hörbehinderung haben sehr spezielle Bedürfnisse, weswegen ich auch einer Aufnahme in das Programm der Paralympics

skeptisch gegenüberstehe. Das würde zwar auch einige Vorteile wie eine stärkere mediale Aufmerksamkeit nach sich ziehen, ich hätte aber die Befürchtung, dass ein Teil unserer besonderen Kultur verloren ginge.

Leider ist es bei den Deaflympics nicht üblich, dass die Athlet*innen in einem eigenen Komplex wie etwa dem Olympischen Dorf zusammenwohnen. Da der Austragungsort nicht wie der der Paralympics an die Olympischen Spiele gekoppelt ist, können wir auch keine bestehenden Anlagen nutzen. So beschränkt sich der intensive Austausch mit anderen Nationen auf die gemeinsamen Eröffnungs- und Schlussfeiern.

Auch auf der persönlichen Ebene hat mich der Sport sehr geprägt. Werte wie der Respekt vor der Leistung anderer oder Fair Play, die mir in Fleisch und Blut übergegangen sind, versuche ich, auch in allen anderen Bereichen meines Lebens umzusetzen. Meine Disziplin, der Siebenkampf, ist sogar ein Stück weit Teil meines Charakters geworden. Vergangene Leistungen abhaken, sich neu fokussieren und den Blick auf die nächsten anstehenden Aufgaben zu richten ist auch im beruflichen Kontext eine wichtige Ressource. Ich habe über meine Erfolge im Sport ein großes Maß an Selbstbewusstsein gewonnen, das für mich als junge Frau mit einem beeinträchtigten Hörvermögen sonst vielleicht gefehlt hätte. Und über die Auseinandersetzung mit den eigenen Bedürfnissen sowie leistungshemmenden und -fördernden Faktoren habe ich auch einen sehr verantwortungsvollen Umgang mit mir selbst entwickeln können.

Das Gefühl, sich in harten Trainingseinheiten zu quälen und die Zufriedenheit, mit der man anschließend ins Bett geht, fehlt mir nach meinem Karriereende 2019 manchmal. Auch das Adrenalin und die Nervosität vermisse ich ab und zu. Klar ist aber auch: Als Leistungssportlerin habe ich dem sportlichen Erfolg viel untergeordnet. Die Freiheit, nach Lust und Laune Sport zu treiben oder auch einmal die Beine hochzulegen, neue Sportarten ohne Angst vor Verletzungen auszuprobieren oder spontan in den Urlaub zu fahren, ist eine neue Lebensqualität, die ich nicht missen möchte.

Meine Erfahrungen als Leistungssportlerin im Gehörlosensport möchte ich weitergeben. Nach dem Abitur habe ich daher auch Sport studiert und begleite nun als Referentin für Leistungssport unsere Athlet*innen im Deutschen Gehörlosen-Sportverband. Neben meiner Rolle als Ansprechpartnerin in allen Fragen der sportlichen Karriere möchte ich aber auch helfen, den gesamten Gehörlosensport voran zu bringen. Mein Traum ist es, dass die Deaflympics irgendwann ein ähnliches Standing genießen wie die Paralympics. Das ist ein ambitioniertes Ziel, aber der Fokus auf neue Ziele und große Herausforderungen bereiten einer Siebenkämpferin wenig Probleme.

Aus der Sicht einer Trainerin

Ulla Koch

Ulla Koch ist seit 2005 Cheftrainerin der deutschen Kunstturnerinnen. 34 Medaillen haben Turnerinnen bei internationalen Wettbewerben unter ihrer Führung gewonnen. Für ihre „außergewöhnliche Arbeit“ wurde sie vom Internationalen Olympischen Komitee während einer feierlichen Zeremonie im olympischen Museum von Lausanne ausgezeichnet.

Für Sportler*innen und auch für Trainer*innen sind die Olympischen Spiele das Ziel einer langen und intensiven Reise und der Höhepunkt aller Wettkampfformen. Hier treffen die besten Athlet*innen aus aller Welt aufeinander und messen sich auf höchstem Niveau. Sportbegeisterte aus allen Kontinenten verfolgen die Wettkämpfe live vor Ort und schaffen eine friedliche und völkerverbindende Atmosphäre.

Schon als Kind faszinierten mich die Berichte von den Olympischen Spielen im Fernsehen und in den Zeitungen. Die Inszenierung als Ereignis der Superlative mit den Sportler*innen, die für mich damals eine Art Heldenfiguren darstellten, übte einen großen Reiz auf mich aus. Über die TV-Bilder habe ich aber damals natürlich nur die Oberfläche wahrnehmen können, heute hat sich dieser Blick gewandelt. Je tiefer die Einblicke, die man bekommt, desto mehr sieht man auch die Arbeit, die Enttäuschungen und die Freude, das Menschliche, das hinter diesen vermeintlichen „Superhelden“ steckt. Gerade diese Vielschichtigkeit übt eine ganz besondere Faszination auf mich aus.

Die heutige Gemengelage stellt uns als Trainer*innen vor vielfältige Herausforderungen. Neben der sportlichen Entwicklung unserer Athlet*innen tragen wir auch große Verantwortung für deren persönliche Entwicklung. Denn schon die Teilnahme an Olympischen Spielen ist eine hohe Hürde, an der auch viele Topathlet*innen scheitern. Als der Begründer der Olympischen Spiele der Neuzeit, Pierre de Coubertin, seinen berühmten Ausspruch formulierte, konnte er diese Dimension noch nicht erahnen: „The most important thing in the Olympic Games is not winning, but taking part, for the essential thing in life is not conquering, but fighting well.“ Klar definierte Zielvereinbarungen bei Olympischen Spielen und abgesteckte Erfolgspotenziale, wie sie heutzutage für den jeweils gesamten Olympiazzyklus in Meilensteingesprächen

der beteiligten Partner (Verbände, DOSB, BMI) festgelegt werden, waren für ihn noch kein Thema. Eine Leistungssportkarriere birgt Unsicherheiten und unterliegt vielen Unwägbarkeiten und externen Einflüssen. Umso wichtiger ist es, dass Trainer*innen immer die Menschen hinter den Athlet*innen im Blick behalten.

Angesichts von Zielvereinbarungen heißt das, dass sich Trainer*innen nicht von externen Erwartungshaltungen treiben lassen dürfen. Ziele sollen immer anspruchsvoll sein, müssen aber in jedem Fall umsetzbar bleiben. Diese Haltung muss gegenüber Partnern wie dem DOSB auch klar vertreten werden.

Um die Athlet*innen im Umgang mit Leistungsdruck zu unterstützen, gilt diese Maxime aber auch auf der individuellen Ebene: Jede*r Athlet*in benötigt persönliche, realistische Ziele, bei denen die eigene Leistung und nicht das reine Ergebnis im Mittelpunkt stehen muss. Vor Tokio etwa standen 16 Turnerinnen im Kader, letztlich gab es allerdings nur für vier von ihnen die Möglichkeit, tatsächlich mit zu den Olympischen Spielen zu fahren. In den Zielvereinbarungsgesprächen ist es uns daher immens wichtig, mit jeder einzelnen Athletin individuell erreichbare Ziele zu definieren und diese dann auch in einen größeren Kontext einzuordnen. Natürlich war das große Ziel die Teilnahme an den Olympischen Spielen. Diejenigen aber, die es jetzt nicht in den Olympiakader geschafft haben, konnten vielleicht schon wertvolle Erfahrungen auf dem Weg zu den Olympischen Spielen in Paris 2024 sammeln.

Auch Trainer*innen bleiben nicht davor verschont, den steinigen Weg zu gehen und gewisse Erfahrungen am eigenen Leib zu machen. Gerade angesichts der großen medialen Aufmerksamkeit ist es bei Olympischen Spielen auch für das Team hinter dem Team extrem wichtig, einen Umgang mit dem Thema Druck zu finden. Die mediale Aufmerksamkeit und das große öffentliche Interesse im Vorfeld der Olympischen Spiele berührt die Vorbereitung in einem viel höheren Maße als bei einer WM oder EM. Politische Szenarien wie in Peking, die Frage nach der Einstellung der Londoner Bevölkerung oder der Zika-Virus in Rio beherrschten im Vorfeld der vergangenen Spiele die Medien. Die Sensibilisierung für diese Themen gehört ebenso zur Vorbereitung wie die optimale physische und psychische Vorbereitung auf den Wettkampf. Im richtigen Augenblick den Fokus von externen Einflüssen auf die eigenen Aufgaben zu richten ist eine wichtige Voraussetzung für sportlichen Erfolg. Hier sind wir als Trainer*innen gefordert, Hilfestellung zu geben und mit unseren Erfahrungswerten einen Rahmen zu schaffen, der Topleistung ermöglicht.

Bei meiner ersten Olympiateilnahme hatten mein Team und ich damit ziemlich zu kämpfen. Wir konnten auf keine großen Erfahrungswerte von

vorherigen Spielen zurückgreifen, sodass das Erlebnis Olympische Spiele uns am Anfang überrollte. Mein Team lief in den ersten Tagen neugierig durch das Olympische Dorf, um alles zu erkunden, Briefmarken für die Familien daheim zu kaufen und Souvenirs zu besorgen. Die Fokussierung auf den Wettkampf litt vor allem bei den Jüngeren.

In der Vorbereitung auf meine zweiten Olympischen Spiele London 2012 habe ich angesichts dieser Erfahrungen ein Mentaltrainerstudium begonnen, um sowohl mich als Person als auch das Team besser auf diese besonderen Anforderungen vorbereiten zu können. Denn wenn ich von den Athletinnen erwarte, dass sie fokussiert sind und sich auf den Punkt konzentrieren können, muss ich ihnen das auch selbst vorleben. Mein Motto bei allen Wettkämpfen lautet seitdem: „Komm an, befriedige die Neugier auf das Neue und Unbekannte, lerne alle Wege kennen, richte dich häuslich ein. Und lege dann den Fokus auf den Wettkampf!“

Der Umgang mit Druck ist ein wesentlicher Lernprozess für Nachwuchssportler*innen. Dabei ist der sportliche Leistungsdruck nur ein Aspekt. Beinahe alle Hochleistungssportler*innen müssen zusätzlich die Aufgabe bewältigen, sich mit viel Disziplin neben der sportlichen Karriere ein zweites berufliches Standbein zu schaffen. Die Athlet*innen dabei zu unterstützen, ist ein nicht zu unterschätzender Erziehungsbeitrag der Trainer*innen. In meinen Augen ist es unglaublich wichtig, Athlet*innen schon so früh wie möglich Perspektiven aufzuzeigen, wie sie ihr Leben gestalten können, und sie auch auf eine Zukunft ohne Leistungssport vorzubereiten.

Das Wissen um Alternativen abseits des Leistungssports gibt andererseits auch eine Sicherheit, die sich positiv auf die sportliche Leistung auswirken kann. Natürlich gibt es Sportler*innen, die sich ausschließlich auf die Verbesserung ihrer sportlichen Leistungsfähigkeit fixieren. Wenn das klappt und die Betroffenen gut damit zurechtkommen, spricht da aus meiner Sicht auch nichts dagegen. Für viele stellt aber gerade die Auseinandersetzung mit Themen außerhalb des Sports eine wichtige Möglichkeit dar, den Kopf freizubekommen und auch mental zu regenerieren.

Die sportimmanenten Bildungspotenziale des Leistungssports, die etwa im Training und dem Wettkampf, der Auseinandersetzung mit der eigenen Leistung und dem Umgang mit Siegen und Niederlagen zu finden sind, sind eng mit dem Aspekt Persönlichkeitsentwicklung verknüpft. Diese kann schon in jungen Jahren gefördert werden: Wenn Trainer*innen einfordern, dass Kinder selber dafür Verantwortung tragen, ihre Sportsachen dabeizuhaben, ist das bereits ein erster Schritt der Verantwortungsübernahme für eigenes Handeln. Im Laufe der Jahre wächst dieser Verantwortungsbereich stetig. Und so, wie man sich körperlich zu

den Kleinen herunterbückt und ihnen Hilfe anbietet und die Kleinen dann größer werden und irgendwann auf Augenhöhe angekommen sind, so entwickelt sich auch der Austausch mit den Sportler*innen mit zunehmendem Alter. Athlet*innen lernen sich, ihren Körper und ihren Umgang mit mentalen Herausforderungen immer besser kennen und einzuschätzen. Dieses Wissen können sie dann natürlich auch immer stärker in die Trainingssteuerung einfließen lassen und so auch in eine neue Form von Verantwortung für den eigenen Werdegang hineinwachsen.

Daher ist es sehr wichtig, frühzeitig eine offene und wertschätzende Kommunikationskultur aufzubauen. Für mich ist es entscheidend, jede Einzelne als Persönlichkeit wahr- und mit ihren Ängsten und Sorgen ernst zu nehmen – ganz unabhängig von der aktuellen sportlichen Leistung. Gerade in Krisen und schweren persönlichen Momenten macht sich das bezahlt. Denn natürlich bleibt es nicht aus, dass für einzelne Athlet*innen immer wieder der Traum von Olympischen Spielen platzt. Leistungssport ist in diesem Bezug einfach knallhart. Die Gespräche, bei denen man jemandem sagen muss, du bist nicht dabei – das sind für mich definitiv die schwierigsten. Das kann man auch nicht schönreden, da muss es Raum und Trost geben, um mit dem Platzen eines Traumes umzugehen. Wenn man im Vorfeld aber durchgehend offen und transparent kommuniziert hat und jeder Einzelnen die Wertschätzung für ihren Einsatz und für sie als Mensch vermittelt hat, hat man da eine andere Basis.

Und schließlich bleiben auch die pädagogischen Ideale, die in den Olympischen Werten Ausdruck finden und für Pierre de Coubertin untrennbar mit der Idee der Olympischen Spiele verknüpft waren, ein wichtiges Handlungsfeld für Trainer*innen im Spitzensport. Auch wenn dem heute einige Rahmenbedingungen entgegenstehen scheinen, sind Ideale wie eine ganzheitliche Ausbildung, Fair Play oder der Friedensgedanke für mich nach wie vor auch auf höchster Leistungsebene aktuell. Es ist von immenser Bedeutung, dass wir als Trainer*innen trotz des nicht zu leugnenden Leistungsdrucks jungen Athlet*innen die Idee fairer und friedlicher Wettkämpfe vermitteln und diesen Grundsatz schon in kleinsten Wettkampfformen etablieren. Einen fairen Wettkampf zu liefern, die Gegner*innen zu respektieren, miteinander zu wetteifern, Sieger*innen zu küren, alle Beteiligten wertzuschätzen, keine Diskriminierung zuzulassen, Ergebnisse zu akzeptieren, sich selbst zu hinterfragen und eine Atmosphäre respektvollen Umgangs zu schaffen sind wichtige Elemente eines Wettkampfs.

Als Trainerin und Pädagogin ist es mir wichtig, olympische Werte nicht losgelöst von der Praxis zu thematisieren, sondern konkret an Aspekten im

Training und im Wettkampf anzusetzen. So ist es etwa bei unseren Vorbereitungen Usus, die Wertschätzung gegenüber den Schiedsrichter*innen als grundlegende Haltung des gesamten Teams anzusprechen und einzufordern. Fehler sind menschlich und kommen vor, bei Unparteiischen ebenso wie bei den Athlet*innen. Beeinflussen können wir aber eben nur die jeweils eigene Leistung.

Ebenso offen und respektvoll versuchen wir auf alle anderen Personen zuzugehen, mit denen wir in Kontakt kommen. Athlet*innen und Trainer*innen sind ja auch in gewissem Maße Botschafter*innen des eigenen Landes. Diese Rolle versuche ich anzunehmen. In den Hallen begegnet man im Rahmen der Trainingseinheiten immer wieder auch den anderen Nationen. Da können schon kleine Gesten – ein Lächeln, das erwidert wird, eine Begrüßung in der jeweiligen Landessprache – erste kleine Schritte auf dem Weg zu ein bisschen mehr Völkerverständigung darstellen. Mannschaften und Delegationen, deren Länder miteinander Kriege führen und Konflikte austragen, haben in der Halle ein freundschaftliches Verhältnis.

Nach der Verschiebung der Olympischen Spiele Tokio 2020 habe ich meinen Vertrag als Bundestrainerin noch einmal für ein Jahr verlängert und versuche nun, meine Abschiedsrunde mit mehr lachenden als weinenden Augen zu drehen. Schon jetzt ist mir allerdings klar, dass ich vor allem die Begegnungen mit den vielen tollen Menschen aus ganz unterschiedlichen Ländern vermissen werde. Dieser Austausch über Ländergrenzen hinweg ist ein wichtiger Aspekt meines Berufs, der mir sehr fehlen wird. Der Olympischen Bewegung hingegen werde ich sicher treu bleiben, wenn auch in veränderter Rolle. Wer weiß – vielleicht bin ich ja 2024 als Volunteer in Paris mit dabei.

Die Olympischen Ringe verbinden unseren Sport in all seiner Vielfalt

Veronika Rücker

Die Sportfunktionärin Veronika Rücker ist Vorstandsvorsitzende des Deutschen Olympischen Sportbundes. Neben ihrer beruflichen Karriere als Sportwissenschaftlerin und Diplom-Sportlehrerin war sie für lange Zeit aktive Tennisspielerin und A-Trainerin des Deutschen Tennis Bundes und wurde 2019 mit dem DTB-Award ausgezeichnet.

Der Deutsche Olympische Sportbund (DOSB) ist das Dach des organisierten Sports in Deutschland, unter dem sich zahlreiche sportliche und sportpolitische Themen sammeln. Zugleich ist er das Nationale Olympische Komitee für Deutschland (NOK). 2006 haben die beiden Vorgänger-Organisationen – „Deutscher Sportbund“ und „NOK“ – ihre Kräfte, Aufgaben und Ziele gebündelt und sind zum DOSB zusammengewachsen. Wir engagieren uns für den Vereinssport und sind die Stimme einer Gemeinschaft des Sports mit 27 Millionen Mitgliedschaften in 90.000 Vereinen. Zugleich stehen wir für die Olympische Idee und sind Teil der olympischen und paralympischen Bewegung.

Unser Sportverständnis ist in allen Bereichen durch die olympischen Werte Leistung, Freundschaft, Fair Play und Respekt geprägt. Das zeigt unser Logo auf wunderbar einfache und für jeden verständliche Weise: Die vier Buchstaben DOSB wirken wie die festen Säulen der Basis, der bunten Vereinslandschaft von Sportdeutschland, und eng dazu gehören die ineinander verschlungenen fünf Olympischen Ringe, die in fünf Farben für weltweite Verbundenheit, für ein weltumspannendes, friedliches Miteinander der Verständigung stehen.

Uns im DOSB begeistert der Sport in seiner Vielfalt und wir schätzen seine verbindende Kraft. Diese Begeisterung leben und fördern wir – und das in langer Vereinstradition. Wir wertschätzen alle: von der Olympiasiegerin bis zum Freizeitsportler. Wir zollen allen unsere Anerkennung und Respekt und fördern die Leistungsfähigkeit unserer Athlet*innen. Wir unterstützen dabei all diejenigen, die ohne Manipulation maximalen Erfolg im Spitzensport wollen. Zugleich unterstützen wir auch jene, die in ihrer Freizeit den Wettkampf mit anderen oder mit sich selbst suchen oder aus reiner Freude sportlich aktiv sind.

Aus der Größe dieser Gemeinschaft in Sportdeutschland erwächst zugleich Verantwortung. Der DOSB versteht sich als ein wichtiger Teil der Zivilgesellschaft und bringt sich aktiv in gesellschaftliche Entwicklungen ein. Als Stimme des Sports entwickeln wir für zentrale Herausforderungen Lösungen und setzen uns für die gesellschaftliche Anerkennung des Sports und dessen Leistungen ein. Wir vertreten die Interessen des Sports als eine der tragenden Säulen der Gesellschaft – lokal wie regional, national wie international.

Die Integrität des Sports ist unser höchstes Gut. Der Sport basiert auf Werten wie Ehrlichkeit, Fair Play und Respekt – diese leiten unser selbstbestimmtes und demokratisches Handeln. Wir setzen uns für einen doping- und korruptionsfreien Sport ein. Und wir wollen Erfolg, aber nicht um jeden Preis.

Die Begeisterung für den Sport in all seinen Facetten wird im Verein gelegt. Ich bin davon zutiefst überzeugt, weil ich es selbst so erlebt habe. Diese Erfahrungen helfen mir auch in meiner Aufgabe als Vorstandsvorsitzende des DOSB. Leistung, Freundschaft, Fair Play und Respekt – das ist die Basis, und diese Werte sind im Verein und im olympischen Spitzensport absolut vergleichbar. Im noch so kleinen Verein findet sich schon das wieder, was die Olympische Idee ausmacht.

Diesen Zusammenhang wollen wir noch stärker herausstellen. Denn das strahlt selbstverständlich auch aus auf all die Projekte und Tätigkeiten im Dachverband des deutschen Sports. Von der Unterstützung der Vereine bis hin zur Entsendung der deutschen Olympiamannschaft (Team D) zu den Olympischen Spielen versuchen wir, die Olympische Idee mit Leben zu füllen, weiterzuentwickeln und mitzutragen.

Ich bin im Verein groß geworden. Ich habe Tennis gespielt und spiele bis heute noch in meinem Verein. Meine Begeisterung für den Sport im Allgemeinen und für Tennis im Besonderen ist bereits früh entstanden. Ich habe weite Teile meiner Kindheit und Jugend auf dem Tennisplatz verbracht. Dabei ist auch etwas gereift, was ich später erst erkannt habe und was der DOSB als sein Grundverständnis und Leitbild festgeschrieben hat.

Sport ist für viele Menschen Lebensinhalt und Lebensqualität, er bereichert das Leben. Sport kann Tradition und Trend sein. Jeder kann ihn für sich allein oder in einer Mannschaft ausüben, im Ehrenamt oder auch als Beruf. Aber immer gilt: Sport ist eine Basis für gemeinsame Werte und Leidenschaften. Sport bringt Menschen zusammen – unabhängig von persönlichen Überzeugungen und Voraussetzungen, von Herkunft, Geschlecht, Neigung oder Alter. Letztlich kann Sport Motor sein für das

soziale Zusammenleben in gesellschaftlicher Vielfalt. Für uns gilt damit auch: Jeder Sportverein an der Basis ist Teil der olympischen Bewegung.

Unsere Teams bei internationalen Sportevents sind Aushängeschilder und Botschafter für unser Land und für die Olympische Idee, die wir leben, fördern und unterstützen. Als Nationales Olympisches Komitee für Deutschland arbeiten wir deshalb auch in einem weltweiten Netzwerk. Wir handeln entsprechend der Olympischen Charta und treten für Erfolge ein, die fair errungen werden.

Olympische und Paralympische Spiele schaffen magische, verbindende Momente und begeistern die Menschen weltweit. Das habe ich selbst erlebt, und gerade vor dem Hintergrund meiner eigenen Erlebnisse habe ich eine ganz eigene Perspektive auf die Spiele. Ich habe es zwar als Tennisspielerin nicht so weit gebracht, aber trotzdem blicke ich auf eine längere, ganz persönliche olympische Geschichte zurück. Im Jahr 1992 habe ich in Barcelona erstmals Olympische Spiele live erlebt – und war von da an mit dem „Olympischen Virus“ infiziert. Seitdem habe ich als Touristin zahlreiche Spiele mit all den magischen, verbindenden Momenten erleben dürfen und bin immer wieder aufs Neue fasziniert.

Die Erinnerungen sind vielfältig und gehen weit über den Sport hinaus. Während der Spiele in Sydney 2000 beispielsweise haben wir uns direkt in der Stadt auf einem Campingplatz eingemietet. Diese 14 Tage inmitten olympischer Stimmung werde ich nie vergessen. Ich habe das großartige Kulturprogramm in der Innenstadt genossen. Jeden Abend, bis tief in die Nacht hinein, waren Menschen aller Nationen unterwegs. Sie haben sich an Aufführungen beteiligt und ausgetauscht, natürlich auch über Sport, aber vor allem über Gott und die Welt. In friedlicher Atmosphäre haben wir gemeinsam ein buntes, einmaliges und unvergessenes Fest gefeiert.

Olympia kann Perspektiven verändern. Mich hat auch dieser Rollenwechsel fasziniert und tut es immer noch: von jemandem, der die Olympische Bewegung als Touristin aufsaugt und genießt, zu jemandem, der mit Verantwortung dafür trägt, dass die Werte dieser Bewegung weitergetragen und geteilt werden. Ich empfinde das nach wie vor als eine besondere Ehre.

Im Jahr 2016 war ich als damalige Direktorin der Führungs-Akademie des DOSB zwar als Touristin in Rio de Janeiro, aber gelegentlich schon in offizieller Funktion im Deutschen Haus tätig. Zwei Jahre später, bei den Olympischen Winterspielen in Pyeongchang 2018, war ich dann zum ersten Mal Teil der Delegationsleitung des Team Deutschland. Damit war es auch meine Aufgabe, für die Umsetzung und Einhaltung der Olympischen Werte einzutreten. So trug ich Verantwortung dafür, dass sich das

Team vorbildlich verhielt und dass all das, was der DOSB für sein Team D propagiert, auch gelebt wird.

Dafür versuchen wir, die bestmöglichen Bedingungen für unsere Leistungssportler*innen zu schaffen und den größten Talenten eine optimale und verantwortungsvolle Förderung zu bieten. Dafür unterstützen wir die Athlet*innen in ihrer Persönlichkeitsentwicklung und unterstützen sie in ihrer Lebens- und Karriereplanung. All das in meiner heutigen Funktion begleiten zu dürfen, ist ein großes Privileg, das ich sehr zu schätzen weiß.

Ich bin deshalb aus eigenem Erleben fest überzeugt, dass der organisierte Sport im Verein eine wesentliche Säule der Gesellschaft in einer zunehmend globalisierten Welt darstellt. Die Sportvereine leisten unschätzbar wertvolle Arbeit mit ihrem Beitrag zu Bildung, Gesundheit, sozialer Integration und Inklusion im und durch Sport, denn dieser prägt die Lebenswelt von Menschen positiv und schafft Lebensqualität. Mit internationalen Begegnungen und Wettkämpfen trägt er zudem zu Frieden und Völkerverständigung bei. Deswegen setzen wir uns dafür ein, dass der Sport die Wahrnehmung und Anerkennung erhält, die er verdient.

Wir sind Teil einer globalen Sportgemeinschaft und tragen zur Entwicklung des Sports auf der ganzen Welt bei. Deshalb wollen wir auch große Sportveranstaltungen nach Deutschland holen. Wir wollen die Bevölkerung überzeugen, dass wir nachhaltige, verantwortungsvolle und vor allem begeisternde Gastgeber sind, die gerne die Sportwelt zu Gast in Deutschland begrüßen.

Die Strahlkraft der Olympischen Ringe, des bekanntesten Markenzeichens überhaupt, können bei alledem helfen. Künftig könnten sie in allen Sportvereinen, an möglichst vielen Sport- und Wettkampfstätten oder Stützpunkten, auf allen Straßenschildern und Wegweisern, auf das bunte, den ganzen Sport verbindende Band hinweisen: Wir alle stehen für die Olympische Idee und sind Teil der olympischen und paralympischen Bewegung.

Leben wir gemeinsam die Olympischen Werte und lassen wir möglichst viele an dieser Begeisterung teilhaben!

Bildungspotenziale der Olympischen Spiele aus Funktionärssicht

Dirk Schimmelpfennig

Dirk Schimmelpfennig ist ehemaliger Tischtennispieler, Cheftrainer und Sportdirektor des Deutschen Tischtennis-Bundes. Seit 2015 ist er Vorstand im Bereich Leistungssport des DOSB.

Wir streben nach Leistung. Das ist in unserer Gesellschaft verankert und steckt auch tief im Wesen des Sports. Dieses Leistungsstreben kann sich auf vielfache Art ausdrücken. Es ist so bunt wie der Sport selbst und auch Niederlagen und Scheitern gehören dazu. Der Deutsche Olympische Sportbund (DOSB), der Dachverband des deutschen Sports und zugleich Nationales Olympisches Komitee für Deutschland, unterstützt all diejenigen, die ohne Manipulation maximalen Erfolg im Spitzensport anstreben. Wir wollen einen modernen, humanen Spitzensport fördern.

Seit 2015 leite ich den Geschäftsbereich Leistungssport im DOSB. Unsere Aufgabe ist es, übergeordnet den gesamten Leistungssport zu beurteilen und Entwicklungen zu steuern, um damit den Spitzenverbänden zu helfen. Sportler*innen und Trainer*innen stehen dabei im Mittelpunkt. Sie brauchen professionelle Bedingungen, um sich bestmöglich entwickeln können. Zu unseren Aufgaben zählt auch, dass wir die besten Athlet*innen im Team Deutschland zu den Olympischen Spielen im Sommer und Winter entsenden und betreuen.

Mich hat der Leistungssport schon als kleiner Junge fasziniert. Ich bewunderte die besten Fußballspieler und war auch an anderen Sportarten interessiert. Irgendwann habe ich Tischtennis kennengelernt und war gefesselt von der Schnelligkeit, der Kreativität und der Taktik in diesem Spiel. Als Spieler habe ich es bis zur dritten Liga geschafft. Ein Jahr lang habe ich in der Regionalliga gespielt. Das war aber für meine Ambitionen, im Sport etwas erfolgreich zu leisten, noch nicht genug.

Schon mit 16 Jahren habe ich angefangen, als Jugendtrainer in meinem damaligen Verein zu arbeiten. Ich habe Sport studiert und während des Studiums in Grundschulen daheim im Erftkreis nahe Köln Talente gesichtet und in Zusammenarbeit mit den Vereinen ausgebildet. Die besten unter meinen jungen Schüler*innen schafften es damals bis in die Spitzengruppe ihrer Altersklassen. So bin ich als Trainer selbst in die natio-

nale und internationale Spitze im Tischtennis gekommen und habe im Leistungssport in verschiedenen Funktionen gearbeitet. Ich war Nationaltrainer in Luxemburg, wurde dann in Deutschland Damen-Bundestrainer, später Herren-Bundestrainer, Cheftrainer und schließlich Sportdirektor. Nach fast 25 Jahren bin ich vom Deutschen Tischtennis-Bund zum DOSB gewechselt und seither verantwortlich daran beteiligt, die Rahmenbedingungen für den Leistungssport insgesamt in Deutschland auf höchstem Niveau zu halten und stetig zu verbessern.

Ich habe den Leistungssport also in all seinen Facetten kennengelernt. Seine Faszination hat sich für mich über all die Jahre nicht nur gehalten, sondern mich zunehmend mehr begeistert.

Ich habe das Glück gehabt, in einer dopingfreien Sportart als Trainer erfolgreich sein zu können. Ich bin erklärter Verfechter eines sauberen, an Werten orientierten Leistungssports. Mich fasziniert, wie die Athlet*innen im Vergleich an ihre Grenzen gehen. Dass sie dabei die Werte des Sports wie Fairness und Respekt voranstellen. Dass die Regeln des Sports auf allen Ebenen in einer Art und Weise anerkannt werden, die zugleich Vorbild für unser gesellschaftliches Leben sein können. Für diese Werte setzen wir uns auch im DOSB ein.

Damit verkenne ich nicht, dass es Dopingfälle gibt. Aber in der Regel erlebe ich Sportler*innen, die sich an die Vorgaben des sportlichen Reglements halten – mehr noch: die auch im Leben neben dem Sport mit diesen Prinzipien und Werten verantwortungsbewusst auf eine Weise umgehen, die mich nach wie vor begeistert.

Ich habe in meiner beruflichen Laufbahn als Spitzensporttrainer auch das Glück gehabt, gleich zu Beginn Olympische Spiele kennenzulernen. Seit 1988 gehört Tischtennis zum olympischen Programm, und seit 1992 in Barcelona habe ich in verschiedenen Funktionen für Athlet*innen bei allen Sommerspielen gearbeitet – zuletzt in PyeongChang auch erstmals bei Winterspielen als Chef de Mission für das Team Deutschland.

Für jemanden wie mich, der den Leistungssport schon als kleiner Junge leidenschaftlich verfolgt hat und der später viele Größen des Sports kennenlernen und begleiten durfte, hat sich damit wahrhaft ein Traum erfüllt.

Wer auch bei den Spielen Verantwortung für ein Team und die Sportler*innen trägt, findet kaum Gelegenheit, nach rechts und links zu schauen und damit zu erleben, was für die Zuschauer*innen den besonderen Reiz Olympias ausmacht: die bunte Vielfalt, das Rahmenprogramm, die besondere Stimmung, die weit über die Arenen hinauswirkt. Und doch ist das Flair der Spiele überall zu spüren: bei der Eröffnungsfeier, in der internationalen Gemeinschaft des Olympischen Dorfes, bei Begegnungen

beispielsweise in der Mensa, auch kuriosen, wenn etwa Gymnastinnen und Ringer bei der Essensausgabe staunend vergleichen, was sie sich aufs Tablett laden.

Meine Aufgaben sind mit Olympia vielfältiger geworden. Das galt schon als Tischtennis-Bundestrainer, der als verantwortlicher Teilmannschaftsführer für diesen kleinen Teil der deutschen Olympiamannschaft natürlich mit den Leitern der anderen Teilmannschaften zusammengearbeitet hat. Schon in der Vorbereitung der Spiele bei Seminaren und Sitzungen habe ich viel über andere Sportarten, deren Bedürfnisse, Notwendigkeiten und besonderen Bedingungen kennengelernt. Das hat mir geholfen, als Sportlicher Leiter wie bei den Olympischen Spielen 2016 in Rio de Janeiro oder als Chef de Mission in PyeongChang 2018 Verantwortung für das gesamte Team Deutschland zu übernehmen.

Die Aufgabe ist, in möglichst engem Kontakt mit den Sportler*innen, den Trainer*innen und den Teilmannschaftsleitungen zu sein, aber auch, höchst professionell und mit kühlem Blick auf mögliche Szenarien vorbereitet zu sein, die leider auch Teil der olympischen Geschichte sind. Dann muss in einem Team klar sein, wer sich in welcher Rolle einbringt und helfen kann, das Problem zu lösen. Dazu gehören auch Expert*innen aus verschiedenen Bereichen wie beispielsweise Polizei, Politik oder Medizin.

Meine Leidenschaft für den Leistungssport haben solche Erlebnisse nicht abkühlen können. So begann meine Geschichte, und das treibt mich immer noch an: die Leidenschaft für den Leistungssport, die Leistungssportler*innen und das Leistungssportsystem. Doch bei aller Emotionalität ist es für die Funktionsträger*innen einer Olympiamannschaft wichtig, Prozesse zu versachlichen und vorzubereiten. Solche Leitplanken helfen zugleich, in besonderen Momenten das Richtige zu tun.

Über allem steht dabei das Ziel, für die Athlet*innen die optimalen Rahmenbedingungen zu schaffen, im gesamten Olympiazzyklus, in der unmittelbaren Vorbereitung und während der Olympischen Spiele selbst. Das ist bei der größten Multisportveranstaltung, deren Wettkämpfe frühmorgens beginnen und spätabends enden, eine gewaltige und anstrengende Herausforderung. Dazu gehört auch die Überzeugung, sich nicht nur für Interessen einzelner Sportarten einzusetzen, sondern das große Ganze im Blick zu behalten.

Das ist für alle kräftezehrend. Aber es ist positive Energie. Denn so ermöglichen wir zugleich ein Erlebnis, das für die Teilnehmenden einzigartig und unvergesslich ist. Ein Erlebnis, das eben nur alle vier Jahre möglich ist – und für manche nur einmal in ihrer gesamten Karriere.

Diesen Eindruck des Einmaligen habe ich bei vielen Sportler*innen gesehen, auch solchen, die in ihren Sportarten Millionen verdienen.

Für den Golfer Martin Kaymer beispielsweise war seine Teilnahme bei Olympischen Spielen trotz vieler Widerstände unter Kollegen besondere Motivation und großes Ziel. Er hat in Rio 2016 die Atmosphäre, die Begegnungen und Gespräche im Olympischen Dorf regelrecht aufgesaugt und aus vollem Herzen für olympische Werte wie Leistung, Respekt und Freundschaft geschwärmt und geworben.

Ein anderes Beispiel ist Dirk Nowitzki, unser Fahnenträger bei den Spielen 2008 in Peking und gerade zur Sportlegende des Jahrzehnts gewählt. Auch der Basketballstar genoss das Miteinander mit Sportler*innen aus anderen Disziplinen in dem besonderen geschlossenen Kosmos des Olympischen Dorfs. Daneben ließ er es sich nach Ende des eigenen Turniers nicht nehmen, frühmorgens im Bus zu anderen Wettkämpfen zu fahren, um andere Mitglieder der deutschen Mannschaft zu beobachten und anzufeuern. Auch für ihn haben Olympia und die damit verbundenen Erlebnisse und Begegnungen einen ganz besonderen Platz in seiner Karriere.

So sind beispielsweise Dirk Nowitzki und Timo Boll, unser beliebtester und erfolgreichster Tischtennispieler, seitdem eng befreundet, und sie besuchen sich gegenseitig. So etwas zu erleben, bereitet mir besondere Freude.

All diese Beobachtungen zeigen mir, dass die Prinzipien und Werte, für die unsere Arbeit im Leistungssport steht, keine hehren, unerreichbaren Ziele sind. Unsere olympischen Erlebnisse zeigen uns immer wieder: Auch die Haltungssätze, die sich unser Team Deutschland auf die Fahne geschrieben hat, sind keine Lippenbekenntnisse, sondern werden gelebt.

Die Athlet*innen sind überzeugt, dass sie im Team am stärksten sind. Sie fühlen sich als Botschafter*innen für unser Land, als Vorbild und Inspiration. Und vor allem: Sie lieben den Sport, die Höchstleistung und den Wettkampf und wollen Erfolg – aber nicht um jeden Preis, sondern nach klaren Regeln im fairen Wettstreit.

Perspektive Olympiaseelsorge

Elisabeth Keilmann/Thomas Weber

*Die katholische Sport- und Olympiaseelsorgerin der Deutschen Bischofskonferenz sowie Geistliche Bundesbeirätin im DJK-Sportverband Elisabeth Keilmann und der evangelische Olympiapfarrer Thomas Weber sind für die seelsorgerische Betreuung der Olympiathlet*innen, ihren Trainern und Betreuer*innen zuständig. Als Ansprechpartner für die Sportverbände ist es ihre Aufgabe, Sport und Kirche zu vereinen.*

„Seelsorger – das ist ein passender Begriff. Es ist so gut, dass auch Trainer für die Seele dabei sind“, sagte eine Sportlerin einmal. Für sie sei es wichtig, dass bei großen Sportevents Seelsorgerinnen und Seelsorger dazu gehören, die nah bei den Menschen sind und als Ansprechpartner*innen für Gespräche über das Leben und den Glauben und für Begleitung zur Verfügung stehen.

Die Spitzensportseelsorge in Deutschland ist in der katholischen Kirche bei der Deutschen Bischofskonferenz (DBK) und in der evangelischen Kirche bei der Evangelischen Kirche Deutschlands (EKD) beheimatet. München 1972 prägte in besonderer Weise die Partnerschaft von Kirche und Sport. Welt offen sollten diese Olympischen Spiele sein und für ein neues Verständnis von olympischer Kultur stehen. Allerdings wurde die Fröhlichkeit von dem Attentat auf die israelische Mannschaft überschattet. Im Ökumenischen Kirchenzentrum im Athletendorf fand schließlich eine Gedenkfeier für die Opfer statt und die kirchlichen Dienste gewannen an Bedeutung. Seit 1972 gehört das ökumenische Seelsorgeteam bei allen Olympischen Sommer- und Winterspielen, aber auch bei Sommeruniversiaden, den Weltspielen der Studierenden, als fester Bestandteil zur deutschen Mannschaft. Von 2006 an betreut auf evangelischer Seite Pfarrer Thomas Weber die deutsche Delegation und auf katholischer Seite seit 2018 als erste Frau Elisabeth Keilmann.

Neben dem Angebot von Gottesdiensten und der Unterstützung in Krisen ergibt sich so manches gute Gespräch, auch mit der Kirche Fernstehenden. Es geht nicht immer um „schneller, höher, stärker oder weiter“. Die wichtigsten Fragen im Sport haben mit dem Menschsein zu tun. Darin liegt der Grundgedanke der Sportseelsorge: für Menschen in unterschiedlichen Lebenssituationen ein offenes Ohr zu haben – nicht

nur für die Sportler*innen, auch für Trainer*innen, Betreuer*innen oder Zuschauer*innen -, ihnen Mut zuzusprechen, zu trösten. Vorbereitende Begegnungen schaffen notwendige Kontakte. Und über die Großveranstaltungen hinaus ergeben sich durch die persönlichen Erfahrungen vielfältige Beziehungen.

Uschi Schmitz, Vize-Präsidentin des Deutschen Olympischen Sportbundes (DOSB) für den Bereich Leistungssport, führte kürzlich in einem Interview sehr zutreffend aus: „Bei den Olympischen Spielen sind seit vielen Jahren die beiden Sportpfarrer fester Bestandteil. Sie gehören genauso zum Team wie Physiotherapeuten, Ärzte und Trainer. Was ich geschätzt habe, ist, dass sie ganz verschiedene Aufgaben übernommen haben, keinem ein Gespräch aufzwingen, aber mit Vielen ins Gespräch gekommen sind. ... Es ist so eine Art Lebenshilfe bei Olympischen Spielen. Das Dasein ist das Wesentliche und dass die Athleten wissen, es gibt das Angebot. Das finde ich großartig!“ (in: srs-Magazin einSatz 4/2020, s. 34)

Das kirchliche Engagement bei Olympia hat auch einen theologischen Hintergrund. Im Sport erlebt der Mensch in besonderer Weise die Einheit von Körper, Seele und Geist und auch Kirche wendet sich dem ganzen Menschen zu. Im Neuen Testament verspricht Jesus: „Ich bin gekommen, damit sie das Leben haben und es in Fülle haben.“ (Johannesevangelium 10,10b). Das biblisch-ganzheitliche Menschenbild mit all den Erfahrungen von Freude, Gemeinschaft, Gelingen, Grenzen, Sieg und Niederlage bildet die Grundlage der Sportseelsorge. Es geht um das Aufgreifen von Fragen, die Menschen in vielfältigen Lebenskontexten betreffen.

Die Athletinnen und Athleten erfahren, dass sie aufeinander angewiesen sind, miteinander wetteifern und sich wechselseitig stärken können. Im Glauben wie im Sport geht es um eine gemeinsame Wertebasis, nämlich die Anerkennung der menschlichen Würde in der Person des Anderen. Ein Roll-Up-Banner von Team Deutschland in der deutschen Mannschaftsunterkunft in Südkorea 2018 bringt es auf den Punkt:

Wir leben Sport und lieben den Wettkampf.
Wir setzen uns keine Grenzen, aber klare Regeln.
Wir wollen Erfolge, aber nicht um jeden Preis.
Wir glauben an die verbindende Kraft des Sports.
Wir sind überzeugt, dass wir im Team am stärksten sind.
Wir sind stolze Botschafter für unser Land.
Wir schreiben Sportgeschichte für Deutschland.
Wir sind das Team Deutschland.

Hinter den Kulissen

Für alle, die Olympische und Paralympische Spiele hautnah aus den unterschiedlichsten Perspektiven miterleben können, für die Sportler*innen, Trainer*innen, Ärzt*innen, Betreuer*innen, Funktionär*innen, Medienvertreter*innen oder Fans, übt die Teilnahme eine Faszination aus. Spannende Wettkämpfe auf höchstem Niveau, begeistertes Publikum, neue persönliche Begegnungen, das Glück der Siegerinnen und Sieger und die Tränen der Unterlegenen prägen das Bild dieser Tage. Es ist greifbar, dass die Begeisterung für den Sport Menschen, Völker, Kulturen und Religionen vereint. Olympische Spiele und Paralympics haben die Kraft, Grenzen zu überwinden Türen zu öffnen, Werte zu erleben und Frieden zu stiften.

"Passion. Connected." – "Leidenschaft verbindet" – unter diesem Motto standen beispielsweise die Olympischen Winterspiele und die Paralympics 2018. Gerade in Südkorea erwärmte sich durch die Ausrichtung der Spiele die politische Eiszeit zwischen Nord- und Südkorea. Tauwetter setzte ein und die olympischen und paralympischen Tage standen ganz im Zeichen der Annäherung zwischen beiden Ländern.

Schon jede Eröffnungsfeier zu Beginn der Wettkämpfe liefert eindrückliche Bilder, wenn die teilnehmenden Nationen in das Stadion einziehen. Da folgen die Mannschaften aus dem Iran und Israel in alphabetischer Reihenfolge direkt aufeinander, um dem anschließenden Spektakel der Eröffnungszeremonie begeistert Seite an Seite sitzend zu folgen.

Dass die Leidenschaft verbindet, wird gerade auch an dem bunten Erscheinungsbild und dem Trubel des Olympischen Dorfes deutlich, dort wo die Athleten*innen und ihre Betreuer*innen während der Wettkampftage wohnen, essen und ihre Freizeit verbringen. Da begegnen sich Sportlerinnen und Sportler aus den verschiedensten Ländern. Und erst wenn der Schriftzug auf der Sportbekleidung zum Vorschein kommt, wird einem bewusst, dass viele aus Staaten stammen, die miteinander verfeindet sind oder in denen zu Hause Krieg und Waffengewalt herrschen.

Ein israelischer Trainer, der seinen Sohn betreute, erzählte am Rande eines Wettkampfes, dass sie ein solch freundliches und fröhliches internationales Miteinander zuvor selten erlebt hätten. Das bestätigte ihm auch sein Sohn, der mit Sportlerinnen aus Malaysia ins Gespräch gekommen sei. Diese hätten sich gewundert, dass ein Israeli so sympathisch sein könne. Als er verwundert nachgefragt habe, hätten sie ihm ihre Reisepässe gezeigt: „Für alle Länder gültig, nur die Einreise nach Israel ist damit nicht erlaubt.“

Wie gut, dass es den Sport gibt! Dieser Gedanke bleibt nachhaltig im Gedächtnis.

Aber nicht nur das internationale Miteinander begeistert, sondern gerade auch der Teamgeist innerhalb der eigenen Mannschaft. Über alle Sportartgrenzen hinweg führen das Zusammenleben im Olympischen Dorf, das gegenseitige Anfeuern, das Interesse am Abschneiden der Anderen und die gemeinsame Freizeitgestaltung zu einem besonderen Wir-Gefühl. Es ist Gold wert und führt oft zu einer erstaunlichen Leistungssteigerung der Einzelnen. Um diese Erfahrung einmal mitzuerleben, sind selbst Top-Stars bereit, den Komfort des eigenen Hotelzimmers gegen die eher bescheidene Ausstattung einer Wohnung im Olympischen Dorf einzutauschen.

Für jede Athletin und jeden Athleten geht mit der Teilnahme an den Olympischen Spielen ein großer Traum in Erfüllung. Sie stellt den Höhepunkt der sportlichen Karriere dar. Was das bedeutet, führte einmal die Mutter einer Athletin mit Blick auf ihre Familiengeschichte aus. Sie berichtete, dass ihr Mann, der zugleich der Trainer der Tochter war, im Jahr zuvor verstorben sei. Die Tochter habe daraufhin ihre sportliche Laufbahn beenden wollen. Dann habe sie sich aber anders entschieden und weitergemacht. Tatsächlich sei es ihr gelungen, sich für die Olympischen Spiele zu qualifizieren, was ein toller Erfolg für die ganze Familie sei. Die unvergesslichen positiven Eindrücke, die sie hier in den Tagen sammeln könnten, würden sicherlich ihr ganzes weiteres Leben prägen. Das sei eine Entschädigung für viele, viele Jahre hartes Training im Hochleistungssport und die Zeit, das Geld und die ungezählten Kilometer, die sie als Familie in früheren Jahren für ihre Tochter geopfert hätten.

Die Hilfe bei der Verarbeitung von Sieg und Niederlage – nicht nur im Sport – gehört darum zu den zentralen Aspekten der kirchlichen Begleitung der Olympiamannschaft, die sozusagen „eine Gemeinde auf Zeit“ ist.

Ein sehr beeindruckender Moment bei Olympia war für mich (Thomas Weber) ein Gottesdienst an einem Sonntagnachmittag in der Wohnung einer Athletin, die am Vormittag Gold gewonnen hatte. Sie konnte ihr Glück kaum fassen, während andere Teilnehmerinnen in der Runde ihren Enttäuschungen über die eigene Leistung freien Lauf ließen und offen über ihre Gefühle sprachen. Solch „einen geschützten Raum“ ohne Kameras und Mikrofone anbieten zu können, darin besteht die große Chance der seelsorgerlichen Begleitung.

Mit dem Bild einer „Auszeit im Sport“ lassen sich ihr Selbstverständnis und ihre Wirkungsweise gut veranschaulichen. Der Begriff beschreibt die Unterbrechung eines Spiels, um einen Augenblick innezuhalten und auf eine Situation zu reagieren. Gerade das Religiöse Zentrum mitten

im Olympischen Dorf bildet einen solchen Ruhepunkt in den hektischen Abläufen des sportlichen Großereignisses. Es ist von frühmorgens bis in die Abendstunden geöffnet. Dort gibt es Räume der Stille, es werden jedoch ebenso Gottesdienste, Messen, Gebete und angeleitete Meditationen für die Interessierten aus den verschiedenen Kulturen und Religionen angeboten, so wie es die Bestimmungen des IOC vorsehen.

Neben dem Angebot der Feier von Ökumenischen Gottesdiensten und Andachten im Religiösen Zentrum oder in ansprechenden Räumen in der deutschen Mannschaftsunterkunft bzw. im Deutschen Haus bieten die Seelsorger vor allem Möglichkeiten zum vertrauensvollen Gespräch an. Sie stehen als Ansprechpartner*innen nicht nur in Glaubensfragen zur Verfügung. Sie bringen viel „Zeit zum Hören“ mit, sprechen Mut zu und trösten. Begegnungen ergeben sich mit den Mannschaftsmitgliedern, darüber hinaus aber auch mit Familienangehörigen der Sportler*innen, die zum Anfeuern dabei sind, mit ehemaligen Aktiven, mit Zuschauer*innen, Pressevertreter*innen, Politiker*innen usw.. In vielen Begegnungen wird interessanterweise deutlich, dass es eine große Schnittmenge zwischen Kirchengemeinden und Sportvereinen gibt. Die Einen aus der Familie engagieren sich im Sport und die Anderen sind in der Kirchengemeinde aktiv.

Das Anwachsen der öffentlichen Aufmerksamkeit, die Leistungsdichte und nicht zuletzt die Fragen der finanziellen Förderung stellen die im Sport Handelnden unter großen Erfolgsdruck. Zudem bildet der Sport nur einen Teilbereich unseres Lebens ab. Darum ist es ein wertvolles Gut und gerade bei Olympia etwas Nicht-Selbstverständliches, mit einem Seelsorger oder einer Seelsorgerin auch über ganz normale Dinge sprechen zu können, ohne Bedenken haben zu müssen, dass das Erzählte nachher nach außen getragen wird. Dies wissen viele zu schätzen.

In den Gesprächen mit den „Älteren“ werden so manches Mal die Höhen und Tiefen im Zusammenleben in Partnerschaft und Familie thematisiert. Die gemeinsame Zeit sei oft knapp.

Jüngere Sportlerinnen und Sportler bewegt oft der Blick in die Zukunft: „Wie geht es nach Olympia weiter? Wieviel bin ich bereit, in meinen Sport zu investieren?“ Aber auch die grundsätzlichen Fragen werden ausgesprochen: „Was wünsche ich mir für mein Leben? Was sind meine Ziele?“

„Vor Jahren auf dem Flug nach Vancouver saß ich (Thomas Weber) neben einem Spieler, der zum Eishockeyteam gehörte. Über den Wolken erzählte er mir irgendwann die tragische Geschichte des am Gehirntumor erkrankten und später verstorbenen Mitspielers und Freundes Robert Müller. Es war meinem Sitznachbarn ein inneres Bedürfnis – und ich

hörte zu. Am Ende sagte er dann: „Wenn so etwas passiert, dann merkt man, wie kostbar das Leben ist, und dann stellt sich doch jeder die Frage, was im Leben eigentlich wirklich zählt.“

Gerade in Krisensituationen wird der Bedarf an seelsorgerlicher Begleitung besonders offenkundig. Dies zeigte sich etwa bei den Olympischen Spielen 2016 in Rio de Janeiro, als die Kompetenz der Seelsorger*innen in Krisenintervention und Trauerbegleitung gefordert war. Zur Halbzeit der Spiele ereignete sich nämlich ein tragischer Zwischenfall. Der 35-jährige Kanuslalomtrainer Stefan Henze verstarb an den Folgen seiner schweren Kopfverletzungen, die er sich wenige Tage zuvor bei einem Verkehrsunfall zugezogen hatte. In der Vergangenheit hatte es in der deutschen Mannschaft noch nie einen Todesfall während der Spiele gegeben. Die Anwesenheit der Seelsorger*innen als Notfallseelsorger*innen war nicht nur für die übrigen Teammitglieder, sondern ebenso für die Verantwortlichen des DOSB und des Auswärtigen Amtes, die sich um die Familienangehörigen kümmerten, in diesen Tagen überaus wichtig. Unter dem Eindruck eines solch‘ schrecklichen Ereignisses kommen viele ins Nachdenken und stellen die Frage: Was ist denn eigentlich wirklich wichtig im Leben? Auch an der Gestaltung der sich anschließenden Gedenkfeier, die auf dem „Platz der Trauer“ im Olympischen Dorf stattfand und an der 150 deutsche Teammitglieder sowie zahlreiche ausländische Weggefährt*innen des Verstorbenen teilnahmen, waren die Seelsorger*innen wesentlich mitbeteiligt.

Die Begleitung des Kanuslalom-Teams fand zwei Jahre später eine Fortsetzung, als sich der Todestag von Stefan Henze zum zweiten Mal jährte. Die Mannschaft bereitete sich gerade im Heimatort der Familie Henze auf die anstehende WM vor. Die Seelsorger*innen besuchten die Mannschaft im Trainingslager und im gemeinsamen Gespräch wurden die Geschehnisse von Rio und ihre Auswirkungen noch einmal aufgearbeitet. Es war ein tief beeindruckendes Erlebnis, als alle zum Abschluss mit den Angehörigen auf dem Friedhof das Grab von Stefan Henze besuchten und sich in einer kleinen Feier noch einmal an ihn erinnerten.

Neben der „Zeit im Gepäck“ verteilen die Sportpfarrer ein weiteres Geschenk an die Sportlerinnen und Sportler – eine handliche selbstgestaltete Broschüre mit dem programmatischen Titel „Mittendrin“, die schon bei der Einkleidung im Vorfeld ausgelegt wird. Die Texte, Psalmen, Gebete und Meditationen in dieser Broschüre sollen helfen, in Momenten der Ruhe und Entspannung neue Kraft für die Seele zu schöpfen.

Kritische Begleitung

Als Partner des Spitzensports bleibt Olympiaseelsorge aber nicht nur bei der Begleitung der Einzelnen und liturgischer Angebote stehen, sondern vertritt auf den unterschiedlichen Ebenen deutlich das christliche Menschenbild und damit die Sichtweise eines humanen Hochleistungssports: Sportlerinnen und Sportler sind als mündige Athlet*innen zu begreifen. Ihre persönliche Würde und Unversehrtheit sind gegen alle Vereinnahmungen durch strukturelle Zwänge zu verteidigen. Es darf nicht sein, dass Höchstleistungen forciert werden, dies aber zu Lasten der Gesundheit der Athlet*innen geht und von Veranstalter*innen, Geldgeber*innen, Regelwächter*innen oder auch Zuschauern billigend in Kauf genommen wird.

Es ist zudem offensichtlich, dass Kommerz, Gigantismus, Doping, Korruption und Umweltzerstörung die olympische Idee stark beschädigt haben. Für die jüngeren Athlet*innen mag zwar gelten, dass mit der Teilnahme und dem Sammeln von Erfahrungen das Ziel erreicht ist, aber Dabeisein allein scheint keineswegs alles zu sein, wenn in der öffentlichen Wahrnehmung nur die Medaillen gezählt werden und ein vierter Platz schon als Niederlage gilt.

Die Athlet*innen selbst laufen darum Gefahr, sich durch fremde, unerlaubte Mittel den Traum vom Sieg erfüllen zu wollen. Ebenso enden viele Karrieren aufgrund von Verletzungen oder Misserfolgen frühzeitig. Am Ende stehen junge Menschen ohne Ausbildung, Beruf und Perspektive da.

Auch Journalist*innen, Trainer*innen und andere im Sport verantwortlich Handelnde suchen das seelsorgerliche Gespräch – es geht zunehmend um berufsethische Fragen.

Im Hinblick auf zukünftige Entwicklungen wird ein neuer tragfähiger Wertekompass gewünscht. Gerade an diesem Punkt scheinen die kirchlichen Arbeitskreise Kirche und Sport gefragt zu sein, sich in die Diskussion mit den Verantwortlichen einzubringen.

Außenwirkung und innerkirchliche Impulse

Auf zwei weitere Aspekte der Olympiaseelsorge soll abschließend noch kurz hingewiesen werden:

Zum einen hat die Olympiaseelsorge eine enorme Außenwirkung. Dieser kirchliche Dienst im Sinne einer ökumenischen Gemeinschaft wird

von sehr vielen positiv wahrgenommen und ist ein unverkennbares, sichtbares Zeichen für das Bemühen, ganz nah bei den Menschen zu sein. Oft heißt es sonst, dass sich die Kirchen aus immer mehr gesellschaftlichen Bereichen zurückzögen und damit ihren Einfluss aufgäben.

Die Seelsorger*innen geben ihren Kirchen ein Gesicht und nutzen zugleich die Chance, den christlichen Glauben weiterzugeben.

Gerade junge Menschen haben häufig in ihrer Lebensgeschichte einen immer geringeren Bezug zu biblischen Traditionen und Kirche. Andererseits machen sie sich Gedanken über ihr Leben und sind auf der Suche. So regt die Begegnung mit den Olympiaseelsorger*innen zu Neugierde und tiefer gehenden Fragen an.

Unter diesem Gesichtspunkt sind auch die Besuche der Seelsorger*innen bei den Teilnehmenden der Olympischen Jugendlager sehr wertvoll und werden gut angenommen. In Gesprächen, Diskussionen und Andachten berichten die Seelsorger*innen von ihrer Arbeit und haben zugleich die Möglichkeit, sich mit den jungen Erwachsenen über Themen wie „Werte im Sport“ oder „Frieden und Völkerverständigung“ auszutauschen.

Zum anderen werfen die gezielten Kontakte zum Spitzensport schließlich auch selbstkritische Fragen in Bezug auf die innerkirchliche Praxis auf. Gerade für junge Menschen ist es beispielsweise schwierig, kirchliche Aktivitäten mit dem im Leistungssport üblichen Trainings- und Wettkampfaufwand zu verbinden. So erzählt mancher Sportler stolz von seiner Konfirmation bzw. Firmung, erinnert sich gleichzeitig aber daran, dass dies damals gar nicht so einfach gewesen sei. Denn während die anderen Jugendlichen aus der Gruppe fleißig am Wochenende ihre Gottesdienstbesuche abhaken konnten, sei es für ihn als heranwachsenden Hochleistungssportler schwierig gewesen, den Erwartungen des Gemeindepfarrers zu entsprechen. Eine Athletin erinnerte sich schmunzelnd, dass sie im Vorfeld der Konfirmation alle sieben Heiligabend- und Weihnachtsgottesdienste in ihrer Gemeinde besucht habe, um auf die erforderliche Zahl der Gottesdienstanwesenheiten zu kommen.

Vielerorts wird in Gemeinden keine Rücksicht auf junge Spitzensportlerinnen und Spitzensportler genommen. An dieser Stelle sollte die Partnerschaft von Kirche und Sport nicht nur verbal betont werden, sondern auch praktische Vereinbarungen und Kompromisse im Gemeindeleben zur Folge haben.

Beten Sie für die deutsche Mannschaft?

So manches Mal wird schließlich die Frage gestellt – nicht nur von Journalist*innen: „Beten Sie für die deutsche Mannschaft?“ Unsere Antwort lautet dann: „Sie erwarten vielleicht, dass wir Nein sagen. Für Millionen von Menschen ist Sport ihr Ding. Und für uns auch. Ebenso gilt: Der Glaube ist uns so wichtig, dass wir keinen Bereich des Lebens davon ausklammern wollen. Weder den Alltag noch die Freizeit und somit auch den Sport nicht. Deshalb werden wir dafür beten, dass die deutschen Sportlerinnen und Sportler ihre beste Leistung abrufen können und ihre Wünsche und Hoffnungen auf sportliche Erfolge in Erfüllung gehen, so wie die Christ*innen in anderen Ländern auch für ihre Mannschaft beten. Aber wir werden bestimmt nicht dafür beten, dass die Deutschen mit allen Mitteln Siege erringen, sondern dass sie fair kämpfen, nach den geltenden Regeln handeln, und dass alle, die am Wettkampf teilnehmen, von Verletzungen verschont bleiben und die Fans fröhliche Begeisterung zeigen.“

Zusammenfassung und Ausblick

Erziehungs- und Bildungspotenziale der Olympischen Idee

Gerald Fritz, Stefanie Pietsch, Matthias Thaler

Im vorliegenden Sammelband *Bildungspotenziale der Olympischen Idee* werden blitzlichtartig wichtige Aspekte der Olympischen Idee und der Olympischen Bewegung von profilierten Expert*innen dargestellt. Die unterschiedlichen Blickwinkel und Themengebiete ermöglichen einen breiten und fundierten Einblick in aktuelle olympische Fragestellungen. Über das Faktenwissen in den ersten Beiträgen hinaus ist dieses Werk mehr als ein weiteres „Lehrwerk“ für Olympische Erziehung. Neben der reinen Wissensvermittlung regen die Beiträge zu einer kritischen Auseinandersetzung sowie zum Nachdenken an. Sie ermöglichen es den Leser*innen, sich selbst eine auf Fakten basierte persönliche Meinung zu vielen Facetten der Olympischen Bewegung zu bilden und sich so auch in Bezug auf die eigene Selbst-, Sozial- und Sachkompetenz weiterzuentwickeln.

Durch den einleitenden Artikel erfolgt eine grundsätzliche Sensibilisierung für die Möglichkeiten von Erziehung und Bildung im und durch Sport, speziell für die zugrundeliegende pädagogische Bedeutung des Olympismus und die Auslegung der Olympischen Idee als Erziehungs- und Bildungsidee. Erziehung als Grundlage und Bedingung von Bildung im Kontext der *Olympischen Bildung* stellt den Ausgangspunkt der Auseinandersetzung mit der Olympischen Bewegung als Beitrag zur Entwicklung einer eigenständigen und individuellen Persönlichkeit dar. Werte und Prinzipien wie soziales Lernen, Fairness und die kontinuierliche Arbeit an der Verbesserung der persönlichen sportlichen Leistung stehen dabei im Vordergrund. Aufbauend darauf kann ein dynamischer und ganzheitlicher Ansatz von Olympischer Bildung dazu beitragen, den allgemeinen lebensbegleitenden Entwicklungsprozess kognitiver, kultureller und lebenspraktischer Fähigkeiten sowie sozialer und personaler Kompetenzen zu unterstützen und zu bereichern.

OLYMPIC BASICS – Entwicklung von olympischen Basiskompetenzen

Ausgehend von dieser Sichtweise sind die im ersten Abschnitt erläuterten OLYMPIC BASICS keine reine Aneinanderreihung von Fakten. Im Rahmen der historischen Einordnung setzen sich die Autor*innen nicht nur mit sich entwickelnden und sich verändernden Teilnehmer*innenfeldern, Disziplinen oder Austragungsorten auseinander, sondern auch mit den sich wandelnden Werten und Normen in Bezug auf Sport und Wettkampf. In den Ausführungen wird deutlich, dass die häufig verkündeten Olympischen Spiele der Antike nur wenig mit dem modernen Olympismus gemein haben. Bei genauer Betrachtung bleibt als gemeinsame Basis im Wesentlichen die Durchführung sportlicher Wettkämpfe in einem festen zeitlichen Rhythmus.

Auch die Ausführungen zur Gründung der modernen Olympischen Spiele und ihrer Entwicklung zum größten Multisportevent der Gegenwart sowie die pädagogische Intention, die Coubertin mit ihnen verband, regen dazu an, den eigenen Blick auf das „Konstrukt Olympia“ anzupassen und zu überdenken. Wie viele der grundsätzlichen Ideen Coubertins werden aktuell tatsächlich noch so umgesetzt und wie hat sich die Olympische Bewegung seit ihrer Entstehung weiterentwickelt? Coubertins ursprüngliche Erziehungsziele, die mittels eines an Leistung und Internationalität orientierten fairen Sports verwirklicht werden sollten, gelten mit Sicherheit heute nicht mehr so uneingeschränkt wie zum Zeitpunkt der Gründung der modernen Spiele.

Aufbauend auf den historischen Grundlagen ermöglicht die Beschäftigung mit der Entwicklung der Spiele seit 1896, speziell in Verknüpfung mit den Meilensteinen deutscher Geschichte, eine umfassende Einordnung der Zusammenhänge von sportlichem und politischem Zeitgeschehen. Vor allem die differenzierte Auseinandersetzung mit den in Deutschland ausgetragenen Olympischen Spielen liefert viele Ansatzpunkte für die Schärfung eigener politischer und sozialer Kompetenzen. Dabei bietet die Betrachtung mit der Entwicklung der sportlichen Wettkämpfe, die bei den Olympischen Spielen der Neuzeit ausgetragen werden, eine interessante Möglichkeit zur Erweiterung der eigenen Kenntnisse. Das kontinuierlich wachsende und sich beständig verändernde Wettkampfprogramm bei sportlichen Großveranstaltungen spiegelt die Ambivalenz zwischen Tradition und Zeitgeist wider, die nicht nur im Sport vorzufinden ist, sondern die auch in der Olympischen Agenda 2020 und ihrer Fortführung in der Agenda 2020+5 deutlich wird.

Die kontinuierliche Weiterentwicklung der Olympischen Bewegung und ihre vielfältige Ausrichtung lässt sich auch an der Einführung der

Paralympischen Spiele für Sportler*innen mit verschiedenen Behinderungen, der Deaflympics für gehörlose Sportler*innen sowie der Special Olympics für Athlet*innen mit geistiger Behinderung und Mehrfachbehinderung nachzeichnen. Diese Spiele bieten in besonderem Maß Ansatzpunkte und Weiterentwicklungsmöglichkeiten der verankerten Erziehungs- und Bildungspotenziale. Auch steht die Olympische Bewegung seit ihrer Gründung vor der Frage der Gleichberechtigung. Waren Frauen zu Beginn noch ausgeschlossen, erhöhte sich die Zahl der Sportarten, Disziplinen und Wettbewerbe für Frauen im Olympischen Programm im Laufe der Jahre kontinuierlich. Bei den Youth Olympic Games 2018 in Buenos Aires und 2020 in Lausanne wurde bereits Geschlechterparität erreicht.

Ein für die gesamte Olympische Bewegung übergreifendes Ziel ist die Vermittlung von Fair Play, einem zentralen Wert des (olympischen) Sports. Gerade im Spitzensport müssen nicht zuletzt aufgrund der Vorbildwirkung der Athlet*innen Chancengleichheit und faire Wettbewerbe sowohl im Hinblick auf die Durchführung der sportlichen Wettkämpfe als auch in Bezug auf das Verhalten aller Teilnehmer*innen angestrebt und garantiert werden.

Die Beschäftigung mit Olympia in seiner Entstehungsgeschichte von der Antike bis heute, eingebettet jeweils nicht nur in den deutschen, sondern auch in den internationalen, kulturellen, politischen und gesellschaftlichen Kontext, sowie die Auseinandersetzung mit den Entwicklungen und Erweiterungstendenzen liefert somit wertvolles allgemeinbildendes Hintergrundwissen zur Beurteilung aktueller Ausprägungen der Olympischen Idee. Sowohl die Entwicklung der weiblichen Teilnehmer*innenfelder und die Auseinandersetzung mit genderspezifischen Aspekten als auch die Entstehung der weiteren olympischen Formate machen deutlich, dass Inklusion und Gleichberechtigung auch im (Spitzen-)Sport gelebt werden können und müssen. Die Auseinandersetzung mit den Beiträgen des ersten Kapitels dieses Sammelbandes trägt dazu bei, eigene Wertvorstellungen und Normen durch eine qualitativ wertvolle Auseinandersetzung mit ambivalenten und häufig nur in komplexen Zusammenhängen beurteilbaren Fakten zu differenzieren und zu schärfen.

OLYMPIA AKTUELL – Das IOC und die Olympischen Spiele im Wandel der Zeit

Der mittlere Teil des Sammelbands veranschaulicht die besondere Entwicklung des IOC von einer kleinen Organisation, gegründet und

geführt von einigen wenigen Gleichgesinnten mit erziehungs- und bildungspädagogischen Visionen, zu einer bedeutsamen globalen und komplexen Sport-, Wirtschafts- und Medienorganisation. Daneben führte die Ökonomisierung und Medialisierung des olympischen Sports in den letzten Dekaden dazu, dass die Politik zunehmend Einfluss auf die Olympische Bewegung nahm und das IOC erhebliche Anstrengungen unternehmen musste, die Autonomie des Sports nachhaltig zu sichern. Durch die Verflechtung des Sports mit verschiedenen Feldern der Politik, ihren Akteur*innen und Interessen entstanden zusätzliche Konfliktfelder (z.B. Olympiaboykotte, Dopinggesetzgebungen, Vergabe Olympischer Spiele an autoritäre Systeme).

Das IOC als oberste Instanz der Olympischen Bewegung ist eine gemeinnützige, unabhängige und von den Vereinten Nationen anerkannte Non-Profit-Organisation, die es sich zum Ziel gesetzt hat, die Welt durch den Sport und seine immanenten Werte besser zu machen. Diese finden sich in der Olympischen Charta, der Satzung des IOC wieder. Neben den Grundwerten Exzellenz, Respekt und Freundschaft besitzt auch Fair Play eine elementare Bedeutung für Olympische Erziehungs- und Bildungsziele und findet so besondere Berücksichtigung im Olympic Values Education Programme (OVEP) des IOC. Außerdem regelt die Olympische Charta viele Themen wie „Werbeexklusivität der IOC-Sponsoren“ (Regel 40) bzw. „Neutralität der Meinungsäußerung“ (Regel 50), die aktuell in öffentlicher Diskussion stehen.

Das IOC gilt daneben als Initiator erfolgreicher Kooperationen mit Nationalen Olympischen Komitees, internationalen Sportverbänden, Organisationskomitees der Spiele sowie mit weltweiten Sponsoren und Medienpartnern. Die Entwicklung des IOC ist der Ausdruck einer überaus erfolgreichen Vermarktung der Olympischen Ringe in einer global geprägten Welt. Dadurch ist es dem IOC gelungen, unter international agierenden Großkonzernen Begehrlichkeiten zu wecken, sich als offizielle Medienpartner und Sponsoren exklusiv der Olympischen Idee zu verschreiben und über hochkomplexe Marketingaktionen weltweite Aufmerksamkeit zu generieren. Die finanziellen Gewinne, die sich daraus für die Olympische Bewegung einstellen, scheinen unerschöpflich zu sein: Seit über drei Dekaden steigen sie kontinuierlich. Gleichzeitig geht diese Entwicklung mit großen Herausforderungen einher, da beinahe drei Viertel aller Erlöse des IOC (annähernd im zweistelligen Milliardenbereich) von Medienkonzernen stammen. Diese Entwicklung hat nicht nur eine Einflussnahme auf die olympischen Sportarten, die Sendezeiten und ihre traditionellen Formate durch die Sicherung hoher Einschaltquoten und Konsumenteninteresse zur Folge, sondern schafft auch große Abhän-

gigkeiten. Das zieht den Blick nach weiteren Formaten von Großsportveranstaltungen nach sich. Zu diesen gehören die Youth Olympic Games (YOG), die im Jahr 2007 vom IOC ins Leben gerufen wurden und zum ersten Mal 2010 als Sommerspiele ausgetragen wurden. Sie stehen für einen alternativen Ansatz zur zunehmenden Kommerzialisierung der Olympischen Spiele, da ihre Ausrichtung aufgrund des kleineren Teilnehmerfeldes und der geringeren Anzahl von Wettkampfdisziplinen wesentlich kostengünstiger ist. Neue Formate wie die Olympic Virtual Series (elektronische Sportsimulationen) und vor allem die YOG dienen dem IOC als Testfeld für innovative, attraktive und auf eine junge Zielgruppe zugeschnittene Sportformate. So haben zukünftige olympische Disziplinen wie Breaking und Sportklettern bereits die YOG erfolgreich als Testdisziplinen durchlaufen, waren teilweise in Tokio 2020 schon Teil des olympischen Programms oder werden dies in Paris 2024 sein. Analog zu den Olympischen Spielen finden die YOG alternierend alle zwei Jahre mit bisherigen kontinentalen Schwerpunkten in Asien (Singapur 2010, Nanjing 2014) für die Sommer- bzw. in Europa (Innsbruck 2012, Lillehammer 2016, Lausanne 2020) für die Winterspiele statt. Die YOG verfolgen ein weiteres wichtiges Ziel: Sie sollen die Jugend der Welt zum wettkampforientierten Sporttreiben animieren und ihnen gleichzeitig die olympischen Werte vermitteln. Es geht nicht um das Siegen um jeden Preis, sondern um das gemeinsame und völkerverbindende Erleben. Dabei stehen neben dem Sport auch wichtige Kultur- und Lernprogramme im Fokus der YOG, die durch digitale Angebote und Nutzung von Social-Media-Plattformen auf die Generation der *Millennials* zugeschnitten sind. Das IOC verfolgt diesen digitalen Ansatz auch bei seinen Olympischen Spielen. So sind heutzutage olympische Inhalte über 24 Stunden an sieben Tagen pro Woche über verschiedene Social-Media-Kanäle und den eigens 2016 dafür gegründeten *Olympic Channel* abrufbar. Damit wurde das IOC zu einer News Producing Company (NPC) – eine Antwort auf die besonderen Anforderungen des digitalen Zeitalters.

Das IOC behauptet sich zudem proaktiv auf anderem Terrain. Mit der im Jahr 2014 verabschiedeten *Agenda 2020* sollten die Olympischen Spiele zukunftsfähig gemacht, die olympischen Werte gesichert und die Rolle des Sports in der Gesellschaft gefestigt werden. Durch die negativen Begleiterscheinungen des Hochleistungssports (Doping, Match Fixing) und der Ausrichtung von Mega-Sportevents wie der Olympischen Spiele (Kosten, ökologische Belastungen, Menschenrechte, Korruption), sieht sich auch das IOC zunehmender weltweiter Kritik ausgesetzt. Die *Agenda 2020* versucht mit ihren 40 Empfehlungen, diesen Auswüchsen entgegenzusteuern. Um auf die aktuellen Herausforderungen, u.a. durch

die Corona-Pandemie, einzugehen und die Agenda neu auszurichten, wurde diese im Jahr 2021 mit der *Agenda 2020+5* um 15 Empfehlungen erweitert. Dabei stehen Schlüsseltrends wie Solidarität, Digitalisierung, Nachhaltigkeit, Glaubwürdigkeit und finanzielle Absicherung im Mittelpunkt. Schaut man genauer auf die nationalen Strukturen der Olympischen Bewegung, so sticht das Thema *Nachhaltigkeit* heraus. Dass Olympische Spiele hinsichtlich ihrer Sportanlagen und städtischen Infrastrukturentwicklung nachhaltig sein können, zeigt sich unter anderem eindrücklich an den Olympischen Sommerspielen München 1972. Im Jahr 2022 wird das fünfzigjährige Jubiläum der Münchner Spiele gefeiert – das letzte Mal, dass Olympische Spiele auf deutschem Boden stattfanden. Um die Potenziale der Olympischen Spiele hinsichtlich einer nachhaltigen Sport- und Infrastrukturentwicklung zu nutzen, vorhandene Ressourcen zu bündeln und gleichzeitig die Bevölkerung einzubinden sowie am Bewerbungsprozess aktiv teilhaben zu lassen, verabschiedete das Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat (BMI) und der DOSB im März 2021 die Nationale Strategie Sportgroßveranstaltungen. Unter dem Motto „Gemeinsam. Mehr. Wirkung.“ sollen diese Ziele erreicht, mit der Ausrichtung von Mega-Events der Zusammenhalt der Gesellschaft in Deutschland forciert und gleichzeitig alle Bereiche der Nachhaltigkeit in den Fokus gerückt werden. Dies über eine erfolgreiche Bewerbung für Olympische Spiele zu erreichen und die Spiele nach Deutschland zu holen, ist und bleibt ein hehres Ziel – schließlich unternahm Deutschland in den letzten 20 Jahren fünfmal erfolglos Anstrengungen um die Ausrichtung der Olympischen Sommer- wie Winterspiele (Berlin 2000, Leipzig 2012, München 2018, München 2022 und Hamburg 2024). Obwohl diese Bewerbungen überwiegend negativ im öffentlichen und politischen Diskurs wahrgenommen wurden, zogen sie viele positive Effekte nach sich, von denen der Sport bis heute profitiert. Dazu gehören Verbesserungen in der Sportentwicklung, urbanen Infrastruktur, Netzwerkbildung sowie Standortbekanntheit.

OLYMPIA INSIDE – Persönliche Perspektiven auf Bildungspotenziale der Olympischen Idee

Wie aber stellen sich die Bildungspotenziale der Olympischen Idee aus einer Binnenperspektive dar? Wie beurteilen Athlet*innen und Funktionär*innen die olympischen Ideale auf Basis ihrer persönlichen Erfahrungen? Der dritte Abschnitt des Sammelbands gibt darauf Antworten und damit den unmittelbar Betroffenen eine Stimme.

Stellt man die Beiträge nebeneinander, so zeigen sich einerseits gewisse Unterschiede, die mit dem jeweiligen Blickwinkel verbunden sind. Der Leistungsgedanke bei den Special Olympics etwa ist mit dem der Olympischen Spiele, der Paralympics oder der Deaflympics kaum zu vergleichen. Auch das Erleben der Wochen rund um die Wettkämpfe weicht voneinander ab, je nachdem ob es von Sportler*innen, Trainer*innen, Funktionär*innen oder von Seelsorger*innen geschildert wird. Mit jeder Rolle sind spezifische Aufgaben und Erwartungen verknüpft, die die individuelle Aufmerksamkeit entsprechend lenken.

Sehr deutlich wird aber andererseits auch, dass bestimmte Motive immer wieder auftauchen. Auch wenn die Einzelbeiträge jeweils unterschiedliche Schwerpunkte setzen, kann man aus der Zusammenschau dennoch gewisse Tendenzen ablesen, die auf allgemeine Bildungspotenziale hinweisen.

Zunächst einmal fällt auf, dass die Protagonist*innen, unabhängig von der jeweiligen Rolle, die Antwort auf die Frage nach Bildungspotenzialen in einem übergeordneten biografischen Kontext verorten. Dem langen und bisweilen beschwerlichen Weg zur Teilnahme an Olympischen Spielen, Paralympics, Special Olympics oder Deaflympics wird bei einer Bewertung des Ergebnisses große Bedeutung zugemessen. Lebenslanges Lernen ist hier in vielerlei Hinsicht angelegt.

Nimmt man einzelne Aspekte in den Blick, ist – erwartungsgemäß – das Thema der Olympischen Werte als grundlegende und verinnerlichte Haltungsorientierung ein sehr wesentliches. Insbesondere die Athlet*innen schildern die Olympischen Werte als Basis ihrer Leistungssportkarriere, als Grundlage des sportlichen Wettkampfs und als gelebte Realität – auch im Höchstleistungsbereich. Im Hinblick auf ihre Vorbildrolle sind sich die Aktiven, so scheint es, ihrer exponierten Stellung sehr bewusst. Botschafter*innen des eigenen Landes zu sein und sich mit den Erwartungen konfrontiert zu sehen, mit dem eigenen Verhalten eine Blaupause für Kinder und Jugendliche, ja für die ganze Gesellschaft zu liefern, scheint tief in ihrem Bewusstsein verankert.

Wenn es um die Aneignung dieser Werthaltungen geht, wird deutlich, dass dieser Prozess bereits in jungen Jahren beginnt und in gewisser Weise beiläufig vonstattengeht. Das Erleben, die praxisnahe Vermittlung und die Bedeutung von Schule und Verein werden wiederholt angesprochen.

Auch die einzelnen Werte für sich genommen – Exzellenz, Freundschaft und Respekt, auch im Sinne von Fair Play – spielen jeweils eine große Rolle. Der Leistungsgedanke, in der deutschen Übersetzung des vom IOC proklamierten Werts *Excellence* etwas sperrig wiedergegeben, ist im Sinne des Wettkämpfens mit anderen und dem Verschieben der eigenen

Grenzen für die Sportler*innen ein wichtiger innerer Antrieb. Dabei ist offensichtlich nicht nur das reine Ergebnis von Bedeutung: Wenn Mark Solomeyer in seinen Ausführungen die Bedeutung einer sportlichen Herausforderung – im Doppel gemeinsam mit einem schwächeren Partner anzutreten – klar über das Resultat stellt, ist das vielleicht in gewisser Weise auch beispielhaft für die Sinnstrukturen in Wettbewerben der Special Olympics. Aber auch in den anderen Beiträgen lassen sich Belege dafür finden, dass gerade in der Auseinandersetzung mit – nicht nur sportlichen – Herausforderungen ein großes Potenzial für die persönliche Weiterentwicklung liegt. Die Ausführungen der Protagonist*innen zum Komplex *Duale Karriere* stützen diese These.

Gleichwohl wird dem Umgang mit dem Ergebnis ebenfalls eine hohe Bedeutung beigemessen. Fast von allen Athlet*innen, die hier zu Wort kommen, wird die Polarität *Sieg vs. Niederlage* als großes Lernpotenzial genannt. Der Sport bietet sich als Lernumgebung an, die einen insbesondere in jungen Jahren schonend und in der Regel, zumindest auf unteren Leistungsebenen, auch ohne drastische Konsequenzen an den Umgang mit diesen beiden Polen heranführen kann. Die Lernprozesse, die gerade in Niederlagen angestoßen werden, werden als besonders wertvoll bewertet.

Freundschaft, verstanden als Austausch und Verständigung im internationalen Kontext, wird etwas differenzierter gesehen. Begegnungen über Ländergrenzen hinweg, etwa im Olympischen Dorf, das Erleben von Gemeinschaft und Teamgeist und generell der Austausch mit anderen kommen situations- und sicher auch personenabhängig unterschiedlich zum Tragen. Der hohe Druck, der in diesem Zeitraum auf Mannschaft, Betreuer*innen und Aktiven lastet, und die Verpflichtungen durch vielfältige Termine und Medienanfragen stehen ungezwungenen Begegnungen mitunter im Weg. Immer wieder werden jedoch auch genau diese geschildert, teilweise in kleinen Sequenzen – und für die eigene Entwicklung als unglaublich wertvoll erlebt.

Respekt wiederum scheint auf verschiedenen Ebenen relevant zu sein. Wenn die Seelsorger*innen Elisabeth Keilmann und Thomas Weber oder die Trainerin Ulla Koch die wertschätzende Kommunikation mit den Athlet*innen als wichtigen Eckpfeiler ihrer Arbeit beschreiben, zeichnen sie dabei jeweils ein humanistisches Menschenbild, das den Einzelnen leistungsunabhängig in den Mittelpunkt stellt. Aspekte wie Fair Play und Teamgeist, die viele gerade mit ihren Anfängen im Kinder- und Jugendbereich verbinden, zielen in dieselbe Richtung. Die Beschreibung des Respekts unter Athlet*innen, den Janne Müller-Wieland vorrangig eben genau mit dem Athlet*in-Sein und dem Wissen begründet, dass alle Teilnehmer*innen an den Olympischen Spielen bereits mit der überstan-

denen Qualifikation Großes geleistet haben, scheint dem zunächst zu widersprechen. Ein Widerspruch, der sich aber dahingehend auflöst, dass der Respekt vor allem auf den gemeinsam geteilten Erfahrungen auf dem Weg zu sportlichem Erfolg beruht.

Der Weg als Ziel – dieses Bild drängt sich ebenfalls auf, wenn es um den Aspekt der Einbindung der Athlet*innen in Prozesse der Zielvereinbarung und der Trainingssteuerung geht. Die Mitverantwortung für sportliche Belange ist ganz offenbar eine wichtige Ressource für andauernde Motivation und Sinnempfinden im Prozess der Vorbereitung auf Wettkämpfe. Hier zeigen sich zumindest in Ansätzen Parallelen zu sportpädagogischen Leitbildern wie dem des *mündigen Ästheten*, das durch Selbstbestimmtheit und das wertschätzende Erleben der eigenen (ästhetisch wahrgenommenen) leistungssportlichen Aktivität geprägt ist. Nicht nur Athlet*innen äußern diese Auffassung immer wieder, auch für Trainerin Ulla Koch stellt der Einbezug der Athlet*innensicht einen Mehrwert für den Trainingsprozess und damit letztendlich einen leistungsfördernden Gewinn dar.

Im Verhältnis zwischen Spitzenathlet*innen beziehungsweise Leistungssport auf der einen und Gesellschaft auf der anderen Seite zeigt sich in den meisten Beiträgen eine gewisse Ambivalenz. Die Erwartungshaltung, maximalen Erfolg bei tadellosem Verhalten zu erzielen, und die Strahlkraft dieser Vorbildrolle bis in die untersten Alters- und Leistungsbereiche spüren beinahe alle Athlet*innen. Einige aber, so scheint es, vermissen eine Wertschätzung ihres Einsatzes in der öffentlichen Diskussion. Dabei geht es ausdrücklich nicht um monetäre Anreize, zumindest nicht in erster Instanz. Vorrangig geht es um das allgemeine gesellschaftliche Standing des olympischen Spitzensports und die Anerkennung für seine Athlet*innen, die sich mittelbar eben auch in Aspekten der Förderung und Unterstützung bemerkbar macht. Diese wahrgenommene Einseitigkeit steht den genannten Bildungspotenzialen zwar nicht entgegen, trübt aber in einigen Fällen wohl das positive Bild des eigenen Berufs.

Eine Vereinnahmung und Instrumentalisierung des Sports, vor allem durch den Bereich der Politik, wird kritisch bewertet. Die Stimme aber, die erfolgreiche und bekannte Athlet*innen haben, für Themen einzusetzen, die ihnen persönlich wichtig sind, gilt als akzeptiert. Insbesondere die Vertreter*innen der Paralympics, der Special Olympics und der Deaflympics stellen auch die Rolle des Sports für das Thema Inklusion und die Bedeutung internationaler Wettkämpfe heraus. Diese verstärken die Aufmerksamkeit für die spezifischen Anliegen der unterschiedlichen Gruppen und können so als Katalysator für gesellschaftliche Entwicklungen und gewissermaßen damit auch als gesamtgesellschaftliches Bildungspotenzial genutzt werden.

Schließlich zeigt sich eine grundlegende motivationale Haltung in allen Beiträgen: Die Leidenschaft für den Sport ist es, die die hier vertretenen Athlet*innen, Funktionär*innen, Seelsorger*innen und Trainerin eint. Diese Leidenschaft ist der Motor für die Disziplin und Ausdauer, mit der sie ihren Weg beschreiten, und wahrscheinlich der kleinste gemeinsame Nenner, auf den sich alle Autor*innen verständigen können. In einer Gesellschaft, in der Engagement häufig rational kalkuliert und begründet wird, stechen Menschen mit einer solchen Leidenschaft heraus und können mit ihrem Beispiel auch anderen Orientierung geben, wie es Janne Müller-Wieland formuliert.

Olympische Erziehung und Bildung in Deutschland: Ansätze der Deutschen Olympischen Akademie

Gerald Fritz, Matthias Thaler

Das Spektrum an Perspektiven, das dieser Sammelband anbietet, ist bewusst sehr breit angelegt, ohne einen Anspruch auf Vollständigkeit erheben zu wollen. Wenn man, ausgehend von dieser Fülle an Themen, nun Ansatzpunkte für die olympische Bildungsarbeit identifizieren möchte, ist man geneigt, Thomas Röhlers Ausführungen in dieser Publikation zuzustimmen: Die Zeit der Wettkämpfe, ob nun Olympische Spiele, Paralympics, Deaflympics oder Special Olympics World Games, ist dafür nur bedingt geeignet. Ein Rahmenprogramm kann zwar gewisse Tendenzen aufgreifen und einzelne Schwerpunkte in den Fokus rücken, die Aufmerksamkeit aller Beteiligten richtet sich in diesen Tagen aber in erster Linie auf das sportliche Geschehen.

Die Bildungsarbeit muss sich daher auf die Zeit zwischen den Spielen, während der Olympiade, konzentrieren und von der nationalen Ebene ausgehen. Die Olympische Charta schreibt jedem NOK vor, sich für die Verbreitung der Olympischen Idee einzusetzen und Programme im Bereich der Olympischen Erziehung zu fördern.

Der DOSB, der in Deutschland als NOK fungiert, stellte die zentrale Bedeutung dieser Aufgabe bei der Gründung der Deutschen Olympischen Akademie Willi Daume e. V. im Mai 2007 heraus. Als Nachfolgestitution des Deutschen Olympischen Instituts und des Kuratoriums Olympische Akademie und Olympische Erziehung trägt die DOA die Verantwortung für die Verbreitung der Olympischen Idee in Deutschland und setzt zahlreiche Maßnahmen für verschiedene Zielgruppen um.

Im Bereich der Olympischen Erziehung etwa sind die „*Olympia ruft: Mach mit!*“-Unterrichtsmaterialien seit Ende der 1980er Jahre etabliert. Zu Olympischen Spielen erscheinen jeweils spezifische Broschüren und Online-Materialien für verschiedene Altersstufen, die thematisch an das jeweilige Gastgeberland und dessen Kultur anknüpfen. Fächerübergreifende Unterrichtsentwürfe und Arbeitsblätter liefern Lehrkräften vielfältige Anregungen, um olympische Themen im Unterricht zu behandeln. Die Materialien sind online und kostenlos zugänglich, um möglichst viele Bildungseinrichtungen mit diesem Angebot zu erreichen.

In *Fortbildungen* werden diese Ansätze an Lehrkräfte vermittelt. In zweijährigem Rhythmus wird eine Lehrerfortbildung in Griechenland durchgeführt, die bereits seit den frühen 90er Jahren Vorträge und Workshops mit einem Bildungsprogramm verknüpft. Der Kern der Fortbildung findet dabei auf dem Gelände der Internationalen Olympischen Akademie (IOA) in Olympia statt, dem internationalen Studienzentrum der Olympischen Bewegung. Seit 2019 wird zudem in Kooperation mit der Nationalen Anti-Doping Agentur Deutschland (NADA) eine Fortbildung zu den Themen Dopingprävention und Werteerziehung umgesetzt.

Die *Jugendlager* anlässlich Olympischer Spiele richten sich gezielt an hoffnungsvolle Nachwuchsleistungssportler*innen und ehrenamtlich im Sport engagierte Jugendliche. Eingebettet in ein Bildungs- und Kulturprogramm, das gemeinsam mit der Deutschen Sportjugend als Partner organisiert wird, bieten sie die Möglichkeit, die Wettkämpfe und die besondere Atmosphäre vor Ort im Gastgeberland zu erleben.

Einen erlebnisorientierten Zugang zu olympischen Themen bietet der *Olympic Day*, der die Gründung des IOC in Erinnerung ruft. Kinder und Jugendliche können bei dieser eintägigen Veranstaltung Sportarten praktisch ausprobieren und sich an Infoständen mit Themen wie gesunder Ernährung oder Dopingprävention auseinandersetzen. Seit 2020 wurde das Programm über die Präsenzveranstaltung in Köln hinaus erweitert. Am *virtuellen Olympic Day Run*, der im Jahr 2020 ins Leben gerufen wurde, nehmen Menschen jeden Alters aus ganz Deutschland teil. Außerdem beteiligen sich seit einigen Jahren mit wachsender Tendenz auch verschiedene Hochschulen und Universitäten mit akademischen Programmpunkten am Olympic Day.

Darüber hinaus bildet seit mehr als zwei Jahrzehnten das *Sportwissenschaftliche Olympiaseminar* einen Schwerpunkt in der akademischen Bildungsarbeit der DOA. Universitäten und Hochschulen aus ganz Deutschland können sich um die Teilnahme bewerben. Ziel dieser Veranstaltung ist es, einen interdisziplinären Diskurs über historische und aktuelle Fragen der Olympischen Bewegung zu ermöglichen und einen intensiven Austausch zwischen Studierenden und Lehrenden aus den beteiligten akademischen Einrichtungen zu fördern.

Im Rahmen der *Gesprächsreihe* „*Biebricher Schlossgespräche*“ werden Fragestellungen aufgegriffen, die auch über den Sport hinaus gesellschaftliche Relevanz besitzen und von Expert*innen diskutiert werden. Das Format richtet sich an ein Fachpublikum aus Sport, Gesellschaft, Politik und Wirtschaft. Seit einigen Jahren ist auch die *Verleihung des Fair Play Preises des Deutschen Sports* in diese Veranstaltung eingebettet.

Im internationalen Kontext schließlich prägt die enge Zusammenarbeit mit der IOA die Aktivitäten der DOA, die für die Auswahl und Vorbereitung der deutschen Teilnehmer*innen an den verschiedenen Sessionen verantwortlich ist. Im europäischen Kontext stellen die Beteiligung an verschiedenen *Erasmus+ Projekten* und die Zusammenarbeit mit dem *Dachverband der European Olympic Academies (EOA)*, der seinen Sitz in Frankfurt hat, wichtige Säulen der Bildungsarbeit dar.

Darüber hinaus gibt es zahlreiche weitere Projekte, Initiativen und Kooperationen, mit deren Hilfe die DOA ihren satzungsgemäßen Bildungsauftrag verfolgt. Über verschiedene Kanäle werden sowohl die vorgestellten Maßnahmen und ihre Ergebnisse einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht als auch über einzelne Formate im Social-Media-Bereich gezielt Inhalte vermittelt.

Den hier angesprochenen Ansatz Olympischer Bildung im Sinne einer ganzheitlichen und lebenslangen Auseinandersetzung mit olympischen Themen füllt die Deutsche Olympische Akademie mit diesen Aktivitäten also bereits jetzt mit Leben. Um die Olympische Idee weiterzuentwickeln und zu verbreiten, wird es künftig darauf ankommen, bestehende Ansätze mit neuen Innovationen zu verknüpfen. Dabei gilt es, vor allem die Möglichkeiten der zunehmenden Digitalisierung zu nutzen und aktuelle Themen der Olympischen Bewegung wissenschaftlich zu begleiten. Entscheidend wird sein, die Vernetzung mit Multiplikator*innen in allen gesellschaftlichen Bereichen zu intensivieren, um so dauerhaft die Wirksamkeit der Inhalte Olympischer Erziehung und Bildung auf verschiedenen Ebenen zu sichern.

Autor*innen

Prof. Dr. Gudrun Doll-Tepper

Die Berliner Professorin für Sportwissenschaft und Integrationspädagogik Gudrun Doll-Tepper ist Mitglied in verschiedenen nationalen und internationalen Gremien. Sie ist Vorsitzende der Deutschen Olympischen Akademie, Vizepräsidentin des Deutschen Olympischen Sportbunds für Bildung und Olympische Erziehung und langjähriges Mitglied in Kommissionen des Internationalen Olympischen Komitees (IOC). In ihrer Arbeit setzt sie sich insbesondere für die Förderung des Sports von Menschen mit Behinderungen sowie für die Steigerung des Frauenanteils im organisierten Sport ein. Als Präsidentin des Weltrats für Sportwissenschaft und Leibes-/Körpererziehung (ICSSPE) hat sie sich für die vernetzte Kooperation zwischen Sport, Sportwissenschaft und Sporterziehung engagiert und erhielt dafür zahlreiche Auszeichnungen.

Dr. Gerald Fritz

Gerald Fritz ist Direktor der Deutschen Olympischen Akademie. Zahlreiche Erfahrungen in Forschung und Lehre sammelte er durch seine Promotion am Lehrstuhl für Sportökonomie der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz, als Gastdozent für Sportmanagement beim Internationalen Trainerkurs Leipzig, an der Audencia Business School Paris sowie als Vizedekan und Professor für Sportmanagement an der Hochschule für angewandtes Management. Sein enger Bezug zur Olympischen Bewegung ist u.a. durch seine Teilnahme an der Session für Pädagog*innen und Hochschullehrende 2015 der Internationalen Olympischen Akademie geprägt.

Justus Kalthoff

Justus Kalthoff war als Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Münster am Institut für Sportwissenschaft im Arbeitsbereich Sportpädagogik und Sportgeschichte und im Arbeitsbereich Sozialwissenschaften des Sports tätig und forschte im Rahmen eines vom Deutschen Fußball-Bund geförderten Projektes zum Thema „Wissenschaft und Fußball in

der DDR“. Seit Oktober 2020 arbeitet er als Studienrat für die Fächer Sport, Philosophie und Praktische Philosophie am Gymnasium Petrinum in Dorsten. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in der Wissenschaftsgeschichte des Sports, der Sportphilosophie und der Sportpädagogik.

Stefan Klos & PROPROJEKT

Wiebke Balcke, MBA Sportmanagement/M.A. Internationale Beziehungen, Projektleiterin, seit 2015 bei PROPROJEKT

Stefan Klos, Dipl.-Ing., Geschäftsführender Gesellschafter, seit 2001 bei PROPROJEKT

Sarah Sebesta, B.A. Politikwissenschaft und Sportwissenschaft, Projektmanagerin, seit 2019 bei PROPROJEKT

Die PROPROJEKT Planungsmanagement & Projektberatung GmbH ist ein interdisziplinäres Planungs- und Beratungsunternehmen mit Sitz in Frankfurt am Main, Berlin und Lausanne. PROPROJEKT entwickelt u.a. Konzepte für nachhaltige Sportgroßveranstaltungen. Das Büro war maßgeblich an zahlreichen internationalen Bewerbungen um Mega-Events beteiligt. Im nationalen Kontext wurden die Bewerbungen um die Olympischen und Paralympischen Spiele in Leipzig 2012, München 2018 und 2022 sowie Hamburg 2024 begleitet. PROPROJEKT ist außerdem Partner des Team D sowie Team D Paralympics.

Volker Kluge

Volker Kluge ist Diplom-Journalist. Er war ehrenamtlicher Pressechef und Präsidiumsmitglied des NOK der DDR (1982-1990) und persönliches Mitglied im NOK für Deutschland (1990-1993). Er hat eine Vielzahl an Werken zu den Olympischen Spielen veröffentlicht, unter anderem Chroniken, Statistiken und Text-Bildbände sowie Biografien von Olympiasportler*innen. Seit 2008 ist er Mitglied des Exekutivkomitees der International Society of Olympic Historians und seit 2012 Herausgeber und Chefredakteur des Journal of Olympic History.

Annegret Korff

Annegret Korff „Sportgroßveranstaltungen“ in der Abteilung Sport im Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat. Gemeinsam mit dem Deutschen Olympischen Sportbund hat das BMI unter breiter Beteiligung eine Nationale Strategie für Sportgroßveranstaltungen erarbeitet, auch um

die Perspektive auf eine erfolgreiche Bewerbung um die Ausrichtung von Olympischen und Paralympischen Spielen in den Blick zu nehmen.

Holger Kühner

Holger Kühner ist Sportredakteur beim Südwestrundfunk, SWR (ARD) und beschäftigt sich in seiner Arbeit mit sportpolitischen und speziell mit olympischen Themen. In Kooperation mit „Das Erste“ veröffentlichte er „Das Olympia-Hörbuch“ zur Geschichte der Olympischen Spiele von 1896-2004. Er ist Vorstandsmitglied im Deutschen Pierre-de-Coubertin-Komitee.

Prof. Dr. Manfred Lämmer

Manfred Lämmer, Diplomsportlehrer und Klassischer Philologe, ist Stellvertretender Vorsitzender der Deutschen Olympischen Akademie und Präsident der European Olympic Academies (EOA). Als langjähriger Leiter des Instituts für Sportgeschichte der Deutschen Sporthochschule Köln und Initiator des Deutschen Sport- und Olympiamuseums lagen seine Forschungsschwerpunkte auf der Athletik in der griechischen Antike und auf der Geschichte der modernen Olympischen Bewegung. Als Mitbegründer der European Fair Play Movement und Vorsitzender der Jury des Fair Play Preises des deutschen Sports setzt er sich für die Verbreitung des Olympischen Idee und die Bewahrung der Werte des Sports ein. Mehr als 50 Jahre hat er die Entwicklung der deutsch-israelischen Sportbeziehungen maßgeblich mitgestaltet.

Prof. Dr. Jürgen Mittag

Jürgen Mittag ist Professor für Sportpolitik und Leiter des Instituts für Europäische Sportentwicklung und Freizeitstudien an der Deutschen Sporthochschule Köln. Mit den Olympischen Spielen beschäftigt er sich vor allem aus sportpolitischer Perspektive. In aktuellen Forschungsprojekten untersucht er u.a. den Wandel von Repräsentation und Arbeitsbeziehungen im olympischen Sport, die Entwicklung von Good Governance-Strukturen im IOC und die Bewerbung um Sportgroßereignisse wie etwa in Bezug auf die Olympiabewerbung 2032 der Rhein-Ruhr-Region.

Dr. Ansgar Molzberger

Ansgar Molzberger ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Sportgeschichte und am Zentrum für Olympische Studien der Deutschen Sporthochschule Köln. Auch durch seine frühere Arbeit als Kurator im DeutschenSport & Olympia Museum in Köln bekam er einen tiefen Einblick in die Olympische Bewegung. Insbesondere fasziniert ihn deren facettenreiche Geschichte im Spannungsfeld von Sport und Politik, in seiner Dissertation setzte er sich ausgiebig mit den Olympischen Spielen 1912 in Stockholm auseinander.

Prof. Dr. Roland Naul

Roland Naul arbeitete als Professor für Sportwissenschaft und Sportpädagogik an der Universität Duisburg-Essen (1980 bis 2013). Danach beauftragte die WWU Münster ihn zum Seniorprofessor für „European Studies in Physical Education and Youth Sport“ (2013 bis 2020). Roland Naul ist Gründungspräsident des Willibald Gebhardt Instituts (1992 bis 2017), ein akkreditiertes Olympic Study Centre des IOC. Zu seinen Lehr- und Forschungsschwerpunkten gehört der Kinder- und Jugendsport in Schule und Sportverein. In diesem Rahmen hat er zahlreiche Studien zu den Aufgaben und Zielen der Olympischen Erziehung veröffentlicht.

Prof. Dr. Stefanie Pietsch

Stefanie Pietsch ist Professorin für Sportpädagogik an der Universität Regensburg und Expertin für das Themengebiet Olympische Erziehung. Sie arbeitet in Bezug auf die Vermittlung und Umsetzung von Olympischer Erziehung in verschiedenen Projekten eng mit der Deutschen Olympischen Akademie zusammen. Früher selbst als aktive Athletin und Trainerin im Leistungssport tätig, ist es ihr wichtig, nicht nur Schüler*innen und künftigen Sportlehrer*innen in diesem Bereich Wissen zu vermitteln, sondern das Potenzial der Olympischen Idee als vielfältige Bildungsmöglichkeit zu nutzen.

Prof. Dr. Holger Preuß

Holger Preuß ist Professor für Sportsoziologie und Sportökonomie an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Er erforscht die ökonomischen Wirkungen von Sportgroßveranstaltungen, u.a. die der Olympischen

Spiele. Bisher hat er zahlreiche Wirtschaftlichkeitsrechnungen für olympische Bewerberstädte, darunter München 2018, 2022 und Hamburg 2024 und Paris 2024 durchgeführt. Er ist Kommissionsmitglied für Sustainability und Legacy im IOC und als Schatzmeister im geschäftsführenden Vorstand der DOA.

Dr. Marcel Reinold

Marcel Reinold verwaltet die Professur für „Sport- und Gesundheitssoziologie“ am Institut für Sportwissenschaften der Georg-August-Universität Göttingen. In seiner Forschungsarbeit fokussiert er sich primär auf die Themen Doping, Dopingbekämpfung und Anti-Doping-Politik. Gefördert wurden seine Forschungsprojekte zu dieser Thematik unter anderem vom Bundesinstitut für Sportwissenschaft und vom Internationalen Olympischen Komitee. Seine Dissertation mit dem Titel „Doping als Konstruktion“ erlangte den Wissenschaftspreis des Deutschen Olympischen Sportbundes 2015/2016.

Prof. Dr. Martin Schnitzer

Martin Schnitzer ist Professor für Sportwissenschaft mit dem Schwerpunkt Sportökonomik am Institut für Sportwissenschaft der Universität Innsbruck. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in den Wirkungen, der Bewerbung und dem Management von Sportgroßveranstaltungen sowie in der Sportentwicklung. Zuvor war er für viele Jahre in der Privatwirtschaft als Unternehmensberater aktiv sowie bei der Durchführung und im Bewerbungsprozess von Sportgroßveranstaltungen beteiligt, unter anderem bei den Olympischen Winterspielen 2006 und den Olympischen Winterjugendspielen 2012. Daneben ist er Organisator und Gastgeber des jährlichen Sportökonomie und -management Symposiums an der Universität Innsbruck.

Thomas Schwarzbauer

Thomas Schwarzbauer ist Absolvent der Bachelorstudien Sportwissenschaft sowie Sportmanagement an der Universität Innsbruck und seit 5 Jahren als Projektmitarbeiter im Bereich Sportökonomik des Instituts für Sportwissenschaft der Universität Innsbruck tätig. Seine Hauptaufgaben liegen im Bereich der Vereinsentwicklung, des Vereinsmanagements sowie

in der Unterstützung bei Befragungsprojekten und dem jährlichen Sportökonomie und -management Symposium in Innsbruck.

Matthias Thaler

Matthias Thaler ist Referent für Kommunikation & Wissenschaft bei der Deutschen Olympischen Akademie. In dieser Funktion ist er seit 2016 für die Konzeption und Umsetzung verschiedener Bildungsmaßnahmen verantwortlich. Dazu zählen etwa die Arbeit an den „Olympia ruft: Mach mit!“-Unterrichtsmaterialien, die Durchführung mehrerer Sportwissenschaftlicher Olympiaseminare und Lehrerfortbildungen in Griechenland und Deutschland sowie das Projektmanagement eines deutschlandweiten Bildungs- und Bewegungsprogramms.

Prof. Dr. Heike Tiemann

Heike Tiemann lehrt Sportdidaktik und Bewegungspädagogik an der Universität Leipzig. Seit über 20 Jahren beschäftigt sie sich in Lehre und Forschung besonders mit dem Thema Inklusion im Schulsport. Die Professionalisierung von Sportlehrkräften in diesem Kontext liegt ihr besonders am Herzen. Auch als Fortbildnerin von Sportlehrkräften zum Thema Inklusion ist sie national und international aktiv. Des Weiteren gehören die Paralympics und Special Olympics zu ihren Arbeitsschwerpunkten in der Forschung. Seit einigen Jahren engagiert sie sich im Fachausschuss Wissenschaft von Special Olympics Deutschland.

Dr. Petra Tzschoppe

Petra Tzschoppe ist Fachgebietsleiterin für Sportsoziologie an der Universität Leipzig. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind u.a. Soziale Ungleichheit und Sportengagement, Diskriminierung im organisierten Sport sowie die Olympische Bewegung. Zudem ist sie im Vorstand des Zentrums für Frauen- und Geschlechterforschung tätig. Die ehemalige Leichtathletin und Handballerin engagiert sich langjährig ehrenamtlich im Sport, seit 2014 ist sie Vizepräsidentin für Frauen und Gleichstellung des Deutschen Olympischen Sportbundes (DOSB).